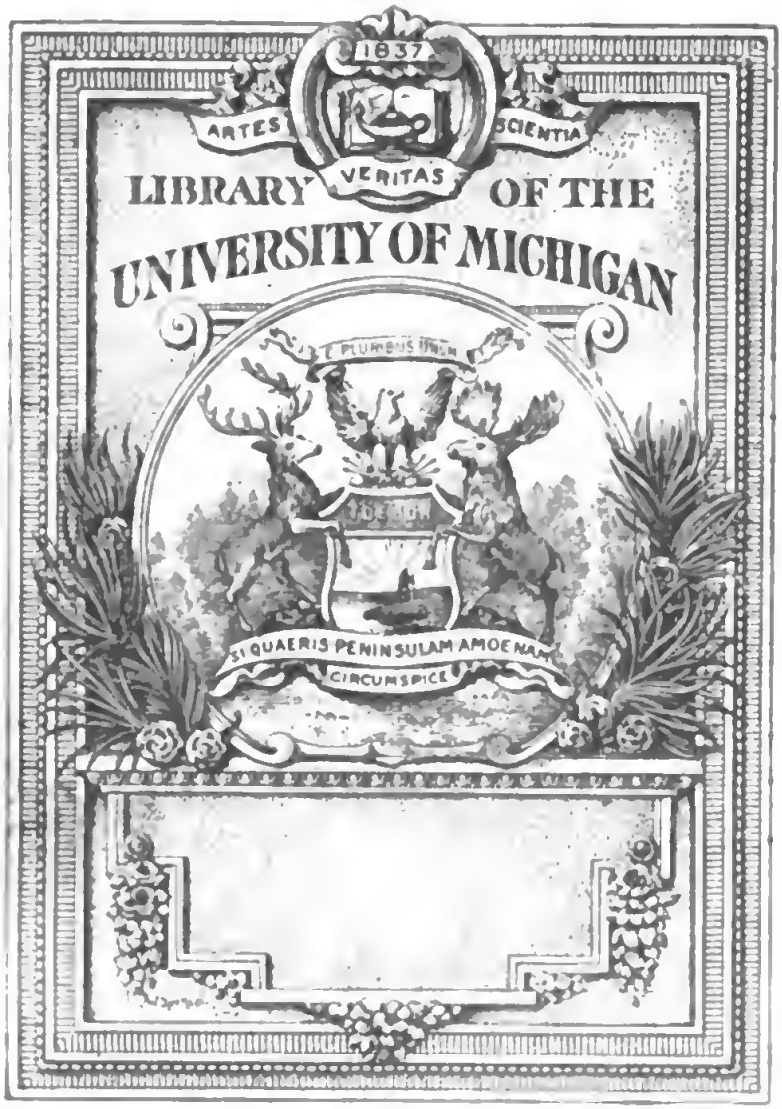
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



THE GIFT OF

Dr. N. L. Oketz.

830.6
D58

Digitized by Google

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1890.

Zwölfter Band.

Stuttgart.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

(früher Hermann Schönleins Nachfolger).

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des zwölften Bandes.

	Seite
Gefesselt. Roman von Jenny Hirsch (Fortsetzung)	5
Zerstörte Träume. Novelle von E. Merk	81
Die „Goldprinzessin" und das „Wunderkind". Aus Berlins Kriminalgeschichte. Von A. Oskar Klaußmann	154
Die Tollwuth und ihre Bekämpfung. Ein Wort zur Aufklärung. Von Ewald Paul	169
Das deutsche Schwert. Kulturgeschichtliche Skizze von Karl Gander	185
In der Glashütte. Ein technischer Spaziergang. Von Theo Seelmann	198
Ein Besuch in Shanghai. Ein Blatt aus meiner Reisemappe. Von Fred Sicherer	213
Mannigfaltiges:	
Der erste Schuß im siebenjährigen Kriege	231
Kleine Züge aus dem Schaffen großer Musiker	234
Unerschrockenheit	239
Etwas vom „Bauchreden"	240
Arges Mißverständniß	245
Die Macht der Liebe	246
Eisenbahnmärchen	247
Treue Freundschaft	249
Chinesische Zeitungen in Kalifornien	251
Aus dem Leben der „schwedischen Nachtigall"	253
Kreisschrift	254
Henne und Kaninchen	255
Trinkgelder	256

Gefesselt.

Roman

von

Jenny Hirsch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Sechstes Kapitel.

Elisabeth v. Hildach und Joachim v. Röber saßen im Parke auf einer Bank, welche die Aussicht auf den klaren Wasserspiegel verstattete, während das junge Paar durch dichtes Gebüsch im Vordergrunde und eine Tannengruppe im Rücken jedem neugierigen Blicke entzogen war.

Halb bewußt, halb absichtslos hatte Joachim das junge Mädchen nach dieser Stelle geführt. Es war die Stunde, zu welcher der Oberst und seine Frau zwischen dem Mittagessen und dem Kaffee eine ziemlich lange Nachmittagsruhe zu halten liebten. Ernst v. Hildach war in Amtsgeschäften nach Berlin gefahren, und Annie hatte sich unter dem Vorwande, Briefe schreiben zu müssen, in ihr Zimmer zurückgezogen. In Wahrheit wollte sie der Freundin und dem jungen Offizier eine kurze Zeit des Alleinseins gönnen, denn es stand ihnen eine längere Trennung bevor. Joachim war gekommen, um Abschied

zu nehmen; früh am anderen Morgen sollte sein Regiment zu den in der Provinz Sachsen stattfindenden Manövern ausmarschiren.

Es wollte heute zu gar keiner Unterhaltung zwischen den beiden jungen Leuten kommen. Die Scherze und Neckereien, welche sonst wie bunte Federbälle zwischen ihnen herüber und hinüber flogen, wollten Beiden nicht über die Lippen, ja Elisabeth ertappte sich darauf, daß sie mit aufsteigenden Thränen kämpfte. Um doch etwas zu sagen, bemerkte sie: „Es ist eigentlich noch zu warm zum Aufenthalt im Freien, wir hätten es den Anderen nachthun und im Hause bleiben sollen."

„Wenn Sie es wünschen, kehren wir dahin zurück," erwiederte der Lieutenant, ohne jedoch ernsthafte Miene zum Aufstehen zu machen; „morgen um diese Zeit werde ich es noch etwas heißer haben, dann bin ich auf dem Marsch," fügte er mit einem Seufzer hinzu.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Sie vom Scheitel bis zur Sohle Soldat sind, könnte ich auf den Verdacht kommen, daß Sie sich vor den Strapazen des Manövers fürchteten, Herr Lieutenant," versetzte Elisabeth nun doch mit einem Versuche, den gewohnten Ton anzuschlagen.

„Vor den Strapazen gewiß nicht," versicherte Joachim ernst.

„Wovor denn sonst?" entgegnete sie lachend. „Doch nicht etwa vor den Vergnügungen, welche das Kriegsspiel im Frieden mit sich bringt? Sie haben mir doch selbst erzählt, daß sich auf den Rittergütern, auf welchen die Herren Offiziere einquartiert sind, Fest an Fest reiht."

„Das ist wahr und wird auch wohl wieder so sein; aber —"

„Nun?" fragte sie.

„Ich werde alle diese Dinge mitmachen müssen, ohne Freude daran zu haben."

„Warum haben Sie die nicht?" Die Frage kam etwas unsicher heraus.

Joachim sah sie vorwurfsvoll an. „Wissen Sie das wirklich nicht, Elisabeth? Ist es Ihnen denn so ganz gleichgiltig, ob ich gehe oder bleibe?" fragte er und sah ihr mit seinen klaren blauen Augen so liebevoll und ehrlich in's Gesicht, daß sie jeden Versuch der Verstellung, die ihrem offenen, geraden Wesen ohnehin sehr zuwider war, sofort aufgab.

„Es thut mir sehr, sehr leid," gestand sie; „ich werde Sie sehr vermissen."

„Sie haben so viel Anderes; Ihre Freundin, Ernst —"

„Ernst ist mir ein lieber Verwandter, ich liebe Annie sehr, aber —" sie stockte.

„Elisabeth, darf ich dieses Schweigen zu meinen Gunsten deuten!" rief er jubelnd, um dann ganz leise, dicht an ihr Ohr geneigt, hinzuzufügen: „Liebst Du mich doch noch mehr, als diese Beiden?"

Sie nickte mit halb abgewandtem Gesichte, und mit einem Freudenruf schloß Joachim sie in seine Arme; den Kopf an seiner Brust geborgen, flüsterte sie: „Ich liebe Dich über Alles."

Er bedeckte ihre Stirn, ihren Mund, ihre Augen mit seinen Küssen, und dann saßen sie dicht nebeneinander auf

der Bank und erzählten sich die uralte und doch ewig neue Geschichte, wie ihre Herzen sich gefunden und wie sie gezagt und gezweifelt hatten, ob die Liebe des Einen bei dem Anderen Erwiederung gefunden.

„Ich liebte Dich vom ersten Tage an, wo ich Dich gesehen," gestand Joachim, „und wenn ich je einem Menschen gegrollt habe, so war es Dein Onkel."

„Onkel Hildach? Was hat Dir der gethan?" fragte Elisabeth verwundert.

„Nein, Dein Onkel Metzig."

Sie sah ihn noch erstaunter an.

„Warum mußte Dir der so viel Geld hinterlassen, daß ein ehrlicher Kerl sich gar nicht heranwagte, aus Furcht —"

Sie drückte ihm die Hand auf den Mund. „Sprich es nicht aus das häßliche Wort, das Deiner unwürdig ist," gebot sie; „soll der Reichthum nur die Wirkung haben, die edlen Herzen von uns zu entfernen, damit wir armen reichen Mädchen um so rettungsloser solchen in die Hände fallen, die dergleichen Skrupel nicht kennen?"

„Ungefähr ebenso hat Deine Freundin Annie auch zu mir gesprochen," gestand er.

„Du hast ihr gebeichtet?" lachte Elisabeth, ohne ihrerseits zu bekennen, daß auch sie jetzt mit Annie's Worten gesprochen hatte.

„Sie hat mir den Kopf zurechtgesetzt," antwortete Joachim treuherzig, „und ich sehe jetzt ein, daß ich ein Thor gewesen bin. Du glaubst es mir, meine süße, holde Elisabeth, daß ich nur Dich liebe."

Digitized by Google

„Könnte ich Dich sonst lieben?“ erwiederte sie mit einer Einfachheit, die etwas Hoheitsvolles hatte, „und nun laß zwischen uns vom Mein und Dein nicht mehr die Rede sein, wir werden durch Andere noch genug davon hören müssen. Laß uns diese kurze selige Stunde, die unser ist, voll und rein genießen.“

„Meine edle, meine herrliche Elisabeth!“ rief er, sie wieder an sich ziehend.

Sie lehnte den Kopf an seine Brust und flüsterte: „Jetzt endlich habe ich eine Heimath gefunden. Ach, Joachim, wie werde ich die Stunden zählen, bis Du wieder bei mir bist!“

„Wir werden uns täglich schreiben, mein Lieb,“ sagte er.

„Das wird nicht angehen,“ erwiederte sie niedergeschlagen, „die Tante nimmt alle Briefe, die in's Haus kommen, in Empfang und vertheilt sie.“

„Mag sie doch; sie kann mir nicht wehren, an meine Braut zu schreiben.“

„Die bin ich in ihren Augen noch nicht.“

„Aber Du wirst es sein, ehe wir scheiden. Ich gehe auf der Stelle zu Deinem Onkel und halte um Deine Hand an.“

Er stand auf und zog den Dolman straffer, als müsse er sich schon jetzt in die dafür geeignete Haltung versetzen.

Elisabeth erschrak ein wenig; Joachim's Vorgehen erschien ihr doch gar zu schnell, das Geheimniß war so süß, sie hätte es gern noch länger gewahrt.

„Heute schon?“ fragte sie verschämt.

„Du vergißt, daß ich morgen nicht mehr hier bin,

Digitized by Google

und daß ich mir vorher mein Glück ſichern muß," antwortete er beſtimmt.

„Das kann Dir Niemand rauben, da ich Dich liebe und mich Dir verlobt habe," antwortete ſie mit einem Stolze, der ſie ſehr wohl kleidete, „das iſt das Weſen, alles Uebrige iſt Form."

„Und doch dürfen wir die Form nicht verletzen," erwiederte Joachim ernſt.

„Ach, wem ſagſt Du das!" rief Eliſabeth mit einem drolligen Seufzer. „Tante Cäcilie läßt es ſich wahrlich angelegen ſein, mir dieſe Lehre einzuprägen. Joachim, daß ich's Dir nur geſtehe, Dein anſcheinend ſo muthiges Mädchen hat doch ein Haſenherz in der Bruſt, ich fürchte mich vor der Tante; Deine Mittheilung wird einen Sturm entfeſſeln, ſie — ſie — hat andere Pläne gehabt," fügte ſie zögernd und den Kopf an ſeine Bruſt lehnend hinzu.

Joachim nickte. „Und Ernſt?" fragte er.

Sie ſah ihn ſchalkhaft an. „Warſt Du wirklich ſo blind, nicht zu ſehen, wohin ſeine Neigung ſich gewendet? Ich freue mich ſo ſehr darüber —"

„Und dennoch bangſt Du," fiel Joachim ein, „er würde einen ſchweren Kampf bei ſeinen Eltern haben. Glaubſt Du denn aber, daß Annie ihn liebt?"

Eliſabeth ſah nachdenklich vor ſich hin. „Ich weiß nicht, was ich denken ſoll," ſagte ſie, „zuweilen ſcheint es mir ſo, dann werde ich wieder irre. Annie iſt ſo ſeltſam verſchloſſen. Sie iſt das beſte, liebenswürdigſte Geſchöpf, wo möglich noch ſanfter und hingebender, als ich ſie früher kannte, und doch ſo anders. Ich bin überzeugt, es drückt

sie ein geheimer Kummer, aber sie vertraut mir nichts an und ich möchte ihr doch so gern helfen, sie so gerne glücklich sehen."

„Sie verdient es," sagte der Lieutenant mit vollster Ueberzeugung, „doch jetzt laß uns gehen, Elisabeth; die Kaffeestunde wird sogleich schlagen."

„Und Du wolltest?"

„Drauf! ist das Losungswort des Husaren," lachte Joachim, „doch sei ohne Sorge, mein Herz, ich werde nicht mit der Thür in's Haus fallen, sondern den richtigen Augenblick erspähen."

Arm in Arm schritten sie durch Park und Garten der Villa zu, als sie sich der letzteren aber näherten, machte sich Elisabeth von Joachim los und sagte: „Ich vermag jetzt nicht mit Dir in den Salon einzutreten, ich fürchte, die Tante könnte mir von der Stirn ablesen, was soeben zwischen uns vorgefallen ist; gehe Du voran, ich suche Annie auf."

Ehe er sie daran verhindern konnte, war sie ihm entschlüpft und wandte sich einer Seitenthür zu, durch welche sie verschwand.

Zu seiner unangenehmen Ueberraschung fand der Lieutenant bei seinem Eintritt in den Salon Herrn und Frau v. Hildach nicht allein. Ernst war bereits von Berlin zurückgekehrt, und wenn ihm auch dessen Anwesenheit für sein Vorhaben als kein Hinderniß erschienen wäre, so sah er ein solches doch in dem Fremden, der, wie er erfuhr, gleichzeitig mit dem Assessor angekommen war und jetzt den Obersten sehr zu beschäftigen schien. Er wurde ihm

als Marquis v. Maleville vorgeſtellt, und die Begrüßung zwiſchen Beiden fiel ſehr ſteif aus. Der Lieutenant konnte ſein Befremden, einen Franzoſen als Gaſt im Hauſe eines deutſchen Edelmannes zu ſehen, nicht ganz unterdrücken, wenn er daſſelbe auch mehr in ſeiner Haltung als in Worten offenbarte.

Der Marquis ſchien davon nichts zu bemerken. Lebhaft nahm er das beim Eintritt des jungen Offiziers unterbrochene Geſpräch wieder auf und ſchilderte in ſeinem gebrochenen Deutſch den Eindruck, welchen Potsdam auf ihn gemacht hatte.

„Schöner als Verſailles, ich muß es geſtehen," ſagte er mit ſeiner eigenthümlich verſchleierten Stimme und ſein dunkles, für gewöhnlich recht durchdringend blickendes Auge nahm einen melancholiſchen Ausdruck an, „unſer armes Verſailles iſt eine trauernde Königswittwe, Potsdam iſt eine gebenedeite Königs- und Kaiſerfrau."

Frau v. Hildach lächelte wohlgefällig, das Weſen des Marquis übte einen Zauber auf ſie aus, dem ſie ſich nicht zu entziehen vermochte.

„Den Kaiſer haben Sie doch noch nicht geſehen?" fragte ſie.

„Nein, aber ich werde ihn ſehen," verſetzte der Marquis mit Beſtimmtheit.

„Der Kaiſer reist Ende der Woche ab," warf der Lieutenant hin.

„Wir ſind jetzt erſt am Anfang der Woche," erwiederte der Franzoſe, „ich werde alle Tage nach Potsdam kommen, vielleicht bleibe —"

Digitized by Google

Wo der Marquis bleiben wollte, erfuhren die Zuhörer für diesmal nicht, denn die Thür öffnete sich und Elisabeth erschien auf der Schwelle, in geringer Entfernung hinter ihr folgte Annie.

Frau v. Hildach, die über der Unterhaltung mit dem Marquis vergessen, daß die Kaffeestunde bereits überschritten war, besann sich beim Anblick der jungen Mädchen darauf und sagte mit ihrem kalten Lächeln und feierlichen Ton: „Wo bleibst Du denn, liebe Elisabeth? Ich fürchte, das Wasser im Kessel ist bereits verdampft und wir haben einen Gast."

„O, ich bitte sehr, meine Gnädigste," erwiederte der Marquis galant, „ich habe bis jetzt nicht an Speise und Trank zu denken vermocht, wenn freilich eine solche Hebe ihn kredenzt — darf ich bitten, mich dem gnädigen Fräulein —"

Er vollendete den Satz nicht, sein Auge blickte mit seltsamer Starrheit über Elisabeth hinweg nach der Thür, in deren Rahmen jetzt Annie erschienen war.

„Der Herr Marquis v. Maleville — meine Nichte Elisabeth v. Hildach," stellte Frau v. Hildach vor, aber auch sie ward unterbrochen.

Mit dem Ausruf: „Fräulein Wilson, was ist Ihnen?" stürzte Ernst vorwärts und fing die Wankende in seinen Armen auf. Todtenbleich, mit geschlossenen Augen und zuckenden Lippen lehnte das junge Mädchen den Kopf an seine Schulter.

Der Lieutenant, Elisabeth und auch der Oberst eilten erschrocken herbei, man trug Annie zum Sopha, Elisabeth

Digitized by Google

beſchäftigte ſich um ſie und erzählte dabei klagend: „Das kommt davon, daß ſie heute an dem heißen Tage ſich gleich nach Tiſche in ihr Zimmer geſetzt und geſchrieben hat, ich fand ſie ſchon ganz bleich, als ich zu ihr kam.“

„Willſt Du nicht klingeln und das Mädchen herbeirufen, damit ſie das Fräulein auf ihr Zimmer führt?“ ſagte Frau v. Hildach zu ihrem Sohn. Sie hatte ſich nicht von ihrem Platze gerührt, und auch der Marquis war an ihrer Seite geblieben. Seinem fragend auf ſie gerichteten Blicke begegnete ſie mit der Erklärung: „Die junge Dame iſt eine Engländerin, Miß Wilſon.“

„Eine Hausgenoſſin?“ fragte der Marquis.

„Nur vorübergehend.“

„Leidet die junge Dame öfter an ſolchen Zufällen?“

„Möglich; ich habe es noch nicht bemerkt, auf jeden Fall —“

„Sie kommt zu ſich!“ rief Eliſabeth, welche Annie's Haupt mit ihren Armen unterſtützte. „Liebe Annie, haſt Du Dich erholt?“ fragte ſie zärtlich, als das junge Mädchen die großen Augen aufſchlug.

„Ich habe ſo entſetzlich geträumt,“ flüſterte Annie und ſchaute ſich um, offenbar erſchrocken und verwundert, ſich im Salon zu finden. Plötzlich ſchloß ſie die Augen wieder und bedeckte ſie mit der Hand, wie Jemand, der einen Anblick gehabt, der ihm Furcht einflößt. Nur Ernſt hatte bemerkt, daß ihr Blick auf den Marquis gefallen war.

„O mein Gott, ſie wird von Neuem ohnmächtig!“ klagte Eliſabeth, jetzt aber richtete ſich Annie empor, man ſah, daß ſie ihre ganze Willenskraft aufbot.

Digitized by Google

„Nein, nein, es ist schon vorüber, es war nur eine augenblickliche Schwäche, mir ist schon wieder ganz wohl," versicherte sie.

„Ihr Aussehen ist nicht darnach, Sie sind erschrecklich bleich, Fräulein," sagte der Lieutenant, während Ernst, keines Wortes mächtig, sein Auge auf Annie gerichtet hielt und es von dort verstohlen zu dem Marquis schweifen ließ, der den Vorgängen anscheinend als unbetheiligter Zuschauer beiwohnte.

„Ich habe nur etwas Kopfweh," brachte das junge Mädchen mit Anstrengung hervor.

„Laß Dich auf Dein Zimmer führen, meine arme Annie," sagte Elisabeth sie umfassend mit weicher Stimme; „Du entschuldigst, liebe Tante, wenn ich heute meines Amtes am Kaffeetische nicht walte," fügte sie, zu Frau v. Hildach gewendet, hinzu, gleichzeitig suchte ihr Auge wie abbittend Joachim's Augen.

„Ich darf Dich Deinen Freundschaftspflichten nicht entziehen," erwiederte Frau v. Hildach mit ironischer Freundlichkeit, „unser Gast muß jetzt mit einer älteren Mundschänkin fürlieb nehmen."

„O meine gnädigste Frau, womit habe ich so viel Huld verdient," beeilte sich der Marquis zu sagen; „meine Damen," fuhr er, sich an Elisabeth und Annie wendend, fort, „ich bin untröstlich über den unglücklichen Zufall, hoffe aber, die Krankheit wird schnell vorübergehen und ich werde Miß — Miß — wie sagten Sie doch, gnädigste Frau?"

„Fräulein Wilson," schaltete Elisabeth ein wenig schnippisch ein.

Digitized by Google

„Richtig, ich werde Fräulein Wilſon morgen ganz wohl antreffen. Ich hoffe, die gnädige Frau geſtattet mir, mich morgen nach Ihrem und dem Befinden der jungen Damen zu erkundigen.“

„Sie werden uns ſtets willkommen ſein,“ antwortete Frau v. Hildach huldvoll.

„Dank, tauſend Dank,“ ſagte der Marquis, ihre Hand an ſeine Lippen führend. „Auf Wiederſehen, gnädiges Fräulein, auf Wiederſehen, Fräulein Wilſon; ich hoffe mit Beſtimmtheit, Sie morgen ganz wohl zu finden.“

Es wollte Ernſt bedünken, als hätte in den letzten Worten eine verſteckte Drohung gelegen, und als ſei Annie unter dem Blick, der ſie begleitete, zuſammengezuckt; doch konnte ſeine ſehr erregte Phantaſie ihm auch Dinge vorgegaukelt haben, die nicht da waren. Als ſich jetzt die Thür hinter den Freundinnen ſchloß, hatte der Marquis Frau v. Hildach bereits wieder in eine Unterhaltung verwickelt und machte keine Miene, ſo bald aufzubrechen, zur Verzweiflung Joachim's.

Er mußte zu einer frühen Stunde nach der Stadt zurück und ſah ſich jede Möglichkeit, eine ernſte Unterredung mit dem Oberſten unter vier Augen zu haben, abgeſchnitten. Es war ſogar fraglich, ob er Eliſabeth noch einmal zu ſehen bekommen würde.

Als ſich der Marquis endlich empfahl, begleitete ihn der Oberſt; der Abend verſprach wenig gemüthlich in der Villa Hildach zu werden, er zog es daher vor, mit dem neuen Freunde nach Berlin zu fahren und noch einige Stunden im Kaſino zuzubringen.

Digitized by Google

Auch Joachim blieb jetzt nichts übrig, als sich zu empfehlen. Als er, von Ernst begleitet, zögernd den Weg nach dem Gitterthor zuschritt, kam Elisabeth leichten Fußes herbeigeflogen.

„Annie hat darauf bestanden, allein zu bleiben," sagte sie, „aber ich habe sie doch nur so lange verlassen, um Dir Lebewohl zu sagen, Joachim." Das Wort war ihr kaum entfahren, so wurde sie dunkelroth und blickte erschrocken auf Ernst.

Dieser aber nahm ihre und Joachim's Hand. „Ich konnte mir es denken, daß es vor der Trennung zwischen euch zum Aussprechen kommen würde," sagte er herzlich; „ich wünsche euch von ganzem Herzen Glück."

„Wie gut Du bist," antwortete Elisabeth, sich an seinen Arm hängend, während Joachim ihm warm die Hand drückte.

„Wären wir nur bei Ihren Eltern auch erst so weit!" seufzte er. „Es ist mir nicht gelungen, Deinen Onkel allein zu sprechen, Elisabeth."

„Sie wollten heute sogleich Ihre Werbung anbringen? Das nenne ich einen schneidigen Husaren," lachte der Assessor; ernster fügte er hinzu: „Ich glaube, es ist besser, daß dies unterblieben ist; eine regelrechte Belagerung dürfte hier mehr am Platze sein, als ein noch dazu unvollkommen vorbereiteter Sturm."

„Ich habe aber keine Zeit dazu," grollte der Lieutenant.

Hildach legte ihm die Hand auf die Schulter. „Lieber Röber, Sie sind noch sehr jung und haben viel Zeit. Ihre Abwesenheit währt nur wenige Wochen."

„Und wer bewahrt mir während deſſen mein Kleinod?“

„Ich ſelbſt,“ antwortete Eliſabeth munter, obwohl ihr das Weinen nahe war.

„Und ich,“ rief Ernſt, „hier meine Hand!“

Joachim ſchlug kräftig ein, indem er warm ſagte: „Ich danke Ihnen.“

Sie verabredeten noch, wie ſie unter des Aſſeſſors Vermittelung einander Briefe zuſenden wollten, dann trennten ſich die Liebenden nach einem kurzen zärtlichen Abſchied.

„Eliſabeth, wie ſteht es mit Annie?“ fragte Ernſt, als er an der Seite ſeiner Couſine wieder der Villa zuſchritt. Eliſabeth's trotz der Thränenſpuren glückſtrahlendes Geſicht nahm plötzlich einen traurigen, bekümmerten Ausdruck an.

„O, ich bin eine ſchlechte Freundin,“ rief ſie, „in meinem Liebesglücke habe ich nicht mehr an Annie gedacht. Ernſt, ich fürchte, es ſteht gar nicht gut um ſie.“

„Du hältſt ſie für ernſtlich krank?“ fragte der Aſſeſſor mit großer Beſorgniß.

„Nicht körperlich, obgleich auch ihre Geſundheit gefährdet werden könnte, aber ſeeliſch. Es drückt ſie ein ſchwerer Kummer, den ſie vor allen Augen und ſelbſt vor mir verbirgt; ich habe ſie einige Male im Schlafe belauſcht, und immer hat ſie geſtöhnt und abgeriſſene Worte gemurmelt, als ob ſie vor einem Verfolger fliehe. Auch heute, als ſie aus der Ohnmacht erwachte, ſagte ſie, ſie habe ſo entſetzlich geträumt.“

„Haſt Du eine Ahnung, was die Veranlaſſung zu dieſer Ohnmacht war?“

Digitized by Google

„Annie ist so schreckhaft; ich denke mir, der unerwartete Anblick des Fremden im Salon war die Ursache."

„Glaubst Du, daß sie den Marquis kennt?"

„O, nicht doch, dann würde er sie doch begrüßt haben," erwiederte die arglose Elisabeth.

Der Assessor war anderer Meinung, aber er hütete sich, seiner Base etwas davon mitzutheilen. Der Marquis hatte ihm den Eindruck eines Vogelstellers gemacht, der einen Vogel, welcher seinem Netz entschlüpft ist, durch die Macht seines Blickes wieder bannt.

Welche Macht besaß der Franzose aber über Annie? Lag hier der Schlüssel zu dem Geheimniß, das ihre Seele bedrückte und auch als Scheidewand zwischen ihr und ihm stand? Drohte oer Geliebten von diesem Manne Gefahr? Ernst beschloß, auf der Wacht zu stehen, um sie zu schirmen und sie zu vertheidigen — wenn es sein müsse mit dem eigenen Leben.

Siebentes Kapitel.

Frau Oberst v. Hildach befand sich in einer bei ihr nicht häufig vorkommenden guten Laune; die Dinge gestalteten sich sehr nach ihren Wünschen, und wenn ihr davon etwas nicht recht schien, so war es, daß dies zum größten Theile ohne ihr Zuthun geschah.

Joachim v. Röber war jetzt vierzehn Tage von Potsdam entfernt, und so scharf sie auch die Korrespondenzen der Villa Hildach beaufsichtigte, hatte sie doch nicht das Geringste bemerkt, was auf einen schriftlichen Verkehr

Digitized by Google

zwiſchen dem Lieutenant und ihrer Nichte Eliſabeth ſchließen ließ. Auch ſchien die Letztere durchaus nicht betrübt über ſeine Abweſenheit, ſondern ihr ganzes Weſen war wie durchleuchtet von einer aus dem Herzen kommenden Fröhlichkeit und Glückſeligkeit, und dieſe Stimmung trat beſonders zu Tage im Verkehr mit ihrem Vetter Ernſt. Es unterlag keinem Zweifel, Beide hatten ſich in den letzten Wochen einander bedeutend genähert, und Frau v. Hildach war von den ſchönſten Hoffnungen erfüllt.

„Aus den Augen, aus dem Sinn," lächelte ſie, wenn ſie Ernſt mit Eliſabeth flüſtern und Blicke wechſeln ſah, die auf ein gegenſeitiges Einverſtändniß ſchließen ließen, „ſie hat mit dem Lieutenant geſcherzt und getollt, nun er fort iſt, hat ſie ſich auf den wahren Zuſtand ihres Herzens beſonnen; ich werde dafür ſorgen, daß er ſie erſt als die Braut, wenn nicht als die Gattin meines Sohnes wiederſieht." Und ſie traf im Stillen alle Anſtalten zur Abreiſe nach Schleſien, wohin Ernſt, der während der Gerichtsferien keinen Urlaub gehabt, ſie begleiten ſollte.

Die Annäherung ihres Sohnes an Eliſabeth zerſtreute auch die Beſorgniſſe, welche ſie betreffs einer Neigung deſſelben zu Annie Wilſon gehabt, und ſie redete ſich ein, in ihrer mütterlichen Beſorgniß zu ſchwarz geſehen zu haben. Um Eliſabeth's ſonnige Laune nicht zu verſcheuchen, kam ſie vorläufig nicht auf den Plan zurück, die ihr unſympathiſche Engländerin ſchleunig fortzuſchicken, obwohl es bei ihr feſt ſtand, daß dieſe nur bis zum Aufbruch der Familie von Potsdam ihre Gaſtfreundſchaft genießen ſollte. Eine vorzügliche Handhabe für deren Entfernung

Digitized by Google

glaubte sie auch bereits zu besitzen, und zwar in dem Marquis v. Maleville.

Der Franzose war seit seinem ersten Besuche ein häufiger Gast in der Villa Hildach gewesen und kam jetzt täglich, denn er hatte sich ganz in der Nähe in dem an der Glienicker Brücke belegenen Hotel Harms einquartiert. Frau v. Hildach hatte, argwöhnisch wie sie war, zuerst gemuthmaßt, der Marquis habe es trotz seines schon vorgerückten Alters auf die in ihrer Obhut befindliche reiche Erbin abgesehen, er hatte sie jedoch nicht im Zweifel darüber gelassen, daß Annie der Magnet sei, welcher ihn anziehe, und täuschte sie nicht Alles, so war er dem jungen Mädchen in ihrem Hause nicht zum ersten Male begegnet; vielleicht hatte er sogar von ihrer Anwesenheit gewußt und sich deshalb Eingang daselbst zu verschaffen gesucht.

Die Ohnmacht, welche Annie beim ersten Anblick des Franzosen befallen, und das scheue, gedrückte Wesen, das sich ihrer seitdem bemächtigt hatte und dessen sie trotz aller Anstrengungen nicht Herr zu werden vermochte, gaben Frau v. Hildach weitere Anhaltspunkte für ihre Vermuthung.

Verschiedene Kreuz- und Querfragen, in welche sie Annie zu verstricken suchte, hatten keinen Erfolg, das junge Mädchen wich ihr aus, einem Wilde gleich, das schon aus der Ferne den Jäger wittert.

Besser gelang es ihr bei dem Marquis. Derselbe gab durchaus nichts zu, aber er hatte eine Art des Ablehnens, die viel errathen ließ. Er begegnete Annie bald mit einer gewissen Vertraulichkeit, bald mit einer übertriebenen

Höflichkeit, welche etwas Demüthigendes für das junge Mädchen hatte und wogegen ſie ſich doch nicht aufzulehnen vermochte, da nie etwas Greifbares vorlag. Der Tonfall einer Bemerkung, eine Bewegung, ein halber Blick, ein leiſes Lächeln, nichts weiter und doch ſo viel.

Gern hätte Frau v. Hildach ihren Sohn auf das Verhalten des Marquis gegen Annie aufmerkſam gemacht, um ſchon jetzt ihre Schlüſſe daraus zu ziehen und triumphirend darauf hinzuweiſen, daß ſie die Engländerin ſtets für eine Abenteurerin gehalten, als welche ſie dem Marquis allem Anſchein nach bekannt ſei, aber mit kluger Berechnung hielt ſie ſich zurück. Jetzt ſprechen, hieß Ernſt für die vermeintliche gekränkte Unſchuld in die Schranken rufen, hieß ſtörend in das ſich ſo erfreulich geſtaltende Verhältniß zwiſchen ihm und Eliſabeth eingreifen, hieß die Freundſchaft zwiſchen ihr und Annie, die ſich jetzt zu lockern ſchien, wieder neu befeſtigen. Nein, ſie mußte die Sachen reifen laſſen, und es war auch beſſer, daß ihr Gatte in Unwiſſenheit blieb. Der Marquis ſchwieg ſicher nur ſo lange, als er Annie für ſich zu gewinnen hoffte; erhörte ſie ihn oder wies ſie ihn ab, auf jeden Fall hatte ſie ſich in dem Hildach'ſchen Hauſe, bei Ernſt und Eliſabeth unmöglich gemacht.

Sie begünſtigte deshalb den Verkehr mit dem Marquis auf alle mögliche Weiſe und ließ es ſogar geſchehen, daß der Oberſt häufiger als ſonſt in deſſen Geſellſchaft die Abende außer dem Hauſe zubrachte; auch wußte ſie, wenn Maleville ſich in der Villa Hildach befand, es ſehr geſchickt einzurichten, daß er Gelegenheit zum Alleinſein

mit Annie bekam, obwohl diese wieder aus allen Kräften bemüht war, ihm auszuweichen.

Das arme Mädchen litt Höllenqualen unter diesen systematischen Verfolgungen und vermochte sich ihnen doch nicht zu entziehen. Schon ein paarmal hatte sie auf dem Sprunge gestanden, zu entfliehen, aber hohngrinsend hatte die Frage: „Wohin? Womit?“ ihr in's Antlitz geblickt. Die Reise von Paris nach Potsdam hatte beinahe alle ihre Mittel erschöpft, ging sie heimlich fort, so konnte das nur unter Zurücklassung ihrer Habseligkeiten geschehen, und sie hatte Niemand, bei dem sie eine Zuflucht suchen konnte.

Wozu aber auch? Hatte der Verfolger sie in diesem stillen Asyl aufgefunden, so würde er sie auch anderwärts erreichen, und dieses Haus umschloß doch Alles, was ihr Herz mit Schmerz und Seligkeit erfüllte.

Der Gedanke kam ihr, in den Fluthen des See's ein Ende ihrer Qualen zu suchen, aber auch davor bebte sie zurück; sie war noch jung, sie liebte das Leben, vielleicht gab es noch eine Rettung; vielleicht ließ er sich doch noch erbitten, sie freizugeben. In allen Unterredungen, die er bisher mit ihr gehabt, hatte er freilich nichts davon hören wollen; er hatte sie frei gelassen, wie der Knabe den Käfer am Faden, mit ihr gespielt, wie die Katze mit der Maus.

Vergeblich drang Elisabeth in sie, ihr zu sagen, was sie bedrücke, vergeblich hatte auch Ernst sie angefleht, ihm ihr Vertrauen zu schenken, angstvoll hatte sie gebeten, sie nicht zu quälen, sie nicht noch unglücklicher zu machen,

Digitized by Google

als ſie ſchon ſei. Es ſchien ihr ja undenkbar, gerade dieſen beiden Menſchen ihre Schmach zu geſtehen.

— — — — — — — — — — — — —

Es war ein klarer, köſtlicher Septembertag; einer jener Tage, an welchen der Abſchied nehmende Sommer noch einmal ſeinen ganzen Zauber zu entfalten pflegt, und der um ſo tiefer auf das empfängliche Menſchenherz wirkt, als durch alle Pracht und Herrlichkeit doch ſchon ein Mahnen des nahen Scheidens zittert.

In der Villa Hildach war eine kleine Frühſtücksgeſellſchaft verſammelt geweſen; die Tafel war draußen auf einem ſonnendurchwärmten und doch vor den Strahlen des leuchtenden Tagesgeſtirns geſchützten Platz hergerichtet und die Stimmung eine ſehr heitere geworden. Ein paar ältere Offiziere hatten luſtige Manövergeſchichten erzählt, der Marquis hatte die Tafelrunde von ſeinen Erlebniſſen in Monaco unterhalten und dabei Anſpielungen gemacht, unter denen Annie erbebt war, während ſie gleichzeitig mit lächelndem Munde ihres Nachbars Unterhaltung lauſchen mußte.

Jetzt erhob man ſich vom Tiſche, der Kaffee ward ſervirt und die Geſellſchaft löste ſich in einzelne Gruppen, die kurz vor dem Aufbruch noch plaudernd bei einander ſtanden.

„Joachim läßt Dich grüßen, ich habe heute von ihm einen Brief bekommen,“ flüſterte Ernſt ſeiner Baſe zu; er hatte ausnahmsweiſe etwas entfernt von ihr geſeſſen und erſt jetzt Gelegenheit, ſie zu ſprechen.

„Und ich habe einen für ihn in der Taſche, laß uns

die Gelegenheit abpassen, daß ich ihn Dir zustecke," entgegnete sie ebenso leise; „jetzt wollen wir uns aber nach Annie umsehen, der Franzose hat sie schon wieder in den Krallen." —

Maleville hatte sich in der That Annie's bemächtigt und sie abseits von den plaudernden Gruppen geführt.

„Halte Dich zur Abreise bereit," sagte er in französischer Sprache, „spätestens in drei Tagen verlassen wir Deutschland."

„Ich gehe nicht mit Ihnen," erwiederte sie mit bebenden Lippen.

Er lachte spöttisch. „Nach Deinem Willen wird man wenig fragen, Du bist meine Frau und mußt mir folgen."

„Ich bin es nicht!"

Er zuckte spöttisch die Achseln. „Auf Silbenstechereien lasse ich mich nicht ein. Kannst Du leugnen, daß Du mir angetraut bist in aller Form Rechtens und mit Deinem freien Willen?"

„Nein, nein," murmelte sie.

„So weigere Dich nicht länger zu erfüllen, wozu Du gesetzlich verpflichtet ist."

„Sie haben mich getäuscht; ich glaubte einem Ehrenmanne meine Hand zu reichen, keinem Fälscher."

„Sachte, sachte, mein Täubchen, die Polizei hat sich arg die Finger verbrannt, als sie auf mich fahndete, sie haben mich bald wieder in Freiheit setzen müssen. Als ich voll Sehnsucht und Liebe heimkehrte, fand ich das Nest leer, das Vöglein mit dem goldbraunen Gefieder war ausgeflogen."

Digitized by Google

Er wollte mit der Hand liebkoſend über ihr Haar ſtreichen, voll Abſcheu trat ſie zurück.

„Rühren Sie mich nicht an!“ gebot ſie.

„Nicht ſo ſpröde, meine Schönheit!“ ſagte er hämiſch, „wenn ich erzählen wollte, wo ich Deine werthe Bekanntſchaft gemacht habe, ſo würde Dir die Hoheit und Würde, mit der Du Dich zu umgeben liebſt, wenig helfen. Deines Bleibens in der Villa Hildach würde keine Stunde mehr ſein.“

„Elender!“ rief ſie empört. „Sie wiſſen recht gut —“

„Nicht ſo laut!“ unterbrach er ſie mit lächelnder Miene und beugte ſich zu ihr, als ob er ihr eine heitere Bemerkung zuraune, „wer ſich unter falſchen Vorſpiegelungen in ein Haus ſchleicht, muß ſeine Stimme und ſein Geſicht immer hübſch in der Gewalt haben. Man iſt nie ſicher, daß man nicht beobachtet wird.“

„So laſſen Sie mich gehen; bringen Sie die Leute nicht auf den Gedanken, daß wir Geheimes zu verhandeln haben.“

„Von einer ſo wahrheitsliebenden Dame hätte ich eine ſolche Zumuthung nicht erwartet; wir haben Geheimes zu verhandeln, und daß dies geſchieht, iſt nicht meine Schuld; ich bin nicht unter falſchem Namen hier.“

„Ich trage den Namen, den ich von meinen Eltern ererbt habe.“

„Und den Du auch bei der Gräfin Reille geführt haſt; Du warſt willig genug, ihn gegen den meinigen zu vertauſchen.“

„O, warum immer und immer wieder dieſe entſetzlichen Anſpielungen!“ ſeufzte ſie.

Digitized by Google

„Du zwingst mich dazu. — Sei vernünftig, Annie! Du nennst mich einen Spieler; wohl, dann wirst Du doch auch wissen, daß ein solcher das Spiel nicht aufgibt, wenn er die Trümpfe in der Hand hat."

„Was wollen Sie von mir?"

„Naive Frage. Zuvörderst Dich besitzen, mein süßer Engel, und dann — nun, die Begleitung einer so schönen Frau ebnet für unsereinen manche Pfade."

„O mein Gott, mein Gott!"

„Es ist Deine Schuld, daß ich Dir die Dinge so unverblümt darstellen muß, wärest Du bei mir geblieben, so würde ich Dich sanft und unmerklich meine Pfade geführt haben. Es hat mir viel Mühe und Umwege gemacht, Dich wieder aufzufinden, jetzt aber halte ich Dich und lasse Dich nicht los."

„Erbarmen, Erbarmen!" flehte sie.

„Ei sieh, mein schönes Kätzchen, jetzt kannst Du ja auch bitten; nun, ich bin kein Unmensch."

„Sie wollen mich frei geben!" rief sie hastig.

„Nein, das kann ich nicht, dazu liebe ich Dich viel zu sehr, aber wir wollen die Sache mit möglichst wenig Aufsehen abmachen. Es liegt mir durchaus nichts daran, der Frau v. Hildach zu erzählen, daß meine Frau mich unmittelbar nach der Trauung verlassen hat, und von wo ich sie mir geholt habe."

„Schweigen Sie doch endlich davon!"

„Ja doch, Närrchen," lachte er, „ich will Dir die Vorstellung ersparen, Du machst es ihnen ebenso wie mir in Cannes und gehst ohne Abschied davon."

Digitized by Google

„Das thue ich nicht.“

„So erfinde einen Grund, der Deine plötzliche Abreiſe rechtfertigt, Du ſiehſt, ich bin ſo zuvorkommend, wie nur möglich. Aber fort müſſen wir, und zwar bald; ich habe dieſes dummſtolze Deutſchland und dieſes philiſterhafte Berlin gründlich ſatt; in Rußland, in Petersburg oder Moskau eröffnen ſich mir und Dir glänzende Ausſichten.“

Sie ſchüttelte energiſch den Kopf; er beachtete es nicht und ſprach weiter: „Höre, wie ich mir die Sache ausgedacht habe.“

Er unterbrach ſich, ſtieß einen Fluch aus und ſtampfte mit dem Fuß zornig den Boden. Ein Kniſtern des Kiesweges verrieth das Nahen anderer Gäſte, durch die Bäume ſchimmerte ein helles Kleid.

„Schon wieder dieſer Grasaffe und der aufgeblaſene Aſſeſſor. Die Beiden folgen Dir wie Dein Schatten. Das muß ein Ende nehmen; ich hätte die größte Luſt, Dich ihnen hier auf der Stelle als die Frau Marquiſe v. Maleville vorzuſtellen.“

„Um Gottes Barmherzigkeit willen, nur das nicht,“ bat ſie, ihn am Arme ergreifend.

„So ſehr fürchteſt Du, daß unſer ſüßes Geheimniß preisgegeben werde,“ ſpottete er, „nun, ſei ruhig, ich bewahre es, aber Du mußt mir auch gehorſam ſein.“

„Was verlangen Sie?“

„Ich habe Dir noch ſo viel zu ſagen; die Zeit drängt, und hier im Hauſe iſt man nie vor Störungen ſicher, trotzdem die gute Hildach ſich zum ſchirmenden Engel

unserer Liebe macht. Komm heute Abend um halb acht Uhr in den Neuen Garten. Hinter dem Marmorpalais werde ich Dich erwarten. Wir müssen in's Reine kommen."

Sie zögerte noch.

„Entweder Du versprichst es, oder —"

„Ich komme! Ich komme," unterbrach sie ihn halb sinnlos vor Angst, denn Ernst und Elisabeth waren schon ganz in der Nähe.

„Wage nicht, mich zu hintergehen, Du weißt, ich finde und treffe Dich," zischte er, während er schon mit freundlichem Lächeln den Nahenden entgegen schaute.

„Hier also findet man Dich, Annie, und auch Sie, Herr Marquis!" rief Elisabeth im munteren Tone und mit gut gespielter Ueberraschung, „man sucht Sie überall; irre ich nicht, so sprachen die Herren von einer besonders interessanten Parthie, von einem hier noch unbekannten Spiel, wozu man sich mit Ihnen verabredet hat."

„Wie gnädig, mich daran zu mahnen, in Gesellschaft Ihrer liebenswürdigen Freundin hätte ich beinahe mein Versprechen vergessen. Wollen Sie Ihrer Güte die Krone aufsetzen und den Säumigen zu seiner Pflicht zurückführen, meine Gnädigste?"

Er bot ihr den Arm und führte sie fort, ohne sich nur noch einmal nach Annie umzublicken.

Der Assessor, der bei dieser zurückblieb, sah ihm zornig nach.

„Was erfrecht sich dieser Franzose, wie kann, wie darf er Ihnen dieses bieten?"

Ein leises Schluchzen antwortete ihm. Annie hielt

Digitized by Google

ſich mit beiden Armen an einem Baum feſt, hatte das Haupt geſenkt und weinte bitterlich.

Mit einem Sprunge war er an ihrer Seite und ſchlang ſeinen Arm um ihre Schulter. „Annie, liebe Annie, was iſt Ihnen geſchehen?“ fragte er in den Tönen der innigſten Liebe.

Erſchrocken machte ſie ſich von ihm los. „Rühren Sie mich nicht an!“ rief ſie, beinahe wild um ſich blickend, „Sie wiſſen nicht, wem Sie Ihr Mitleid, Ihre Theilnahme ſchenken!“

„Dem edelſten, beſten Weſen auf Erden,“ antwortete er, „verleumden Sie ſich nicht ſelbſt, ich dulde das von Niemand, auch von Ihnen nicht, denn ich liebe Sie.“

„Schweigen Sie, um Gottes Barmherzigkeit willen, ſchweigen Sie!“ flehte ſie. „Ich kann, ich darf Sie nicht anhören!“

„Warum nicht, Annie?“ entgegnete er, die Widerſtrebende feſter an ſich ziehend, „Du hältſt die Schranken, die zwiſchen uns ſtehen, für ſtärker, als ſie ſind.“

„Sie ſind unüberſteiglich!“ ſtöhnte ſie.

„Sie ſind es nicht, ich reiße ſie nieder; ſage mir nur, daß Du mich liebſt!“

„Ich kann nicht, ich darf nicht!“ ſchluchzte ſie und riß ſich aus ſeinen Armen. „Seien Sie barmherzig, laſſen Sie mich gehen!“

„Nein, nicht von der Stelle, ich muß das Wort von Dir hören, das mich zum glücklichſten oder unglücklichſten Menſchen macht; Annie, liebſt Du mich? Ja oder nein!“

Sie ſchlug die Hände vor das thränenüberſtrömte

Digitized by Google

Gesicht. „Auch das noch! Auch das noch!“ stöhnte sie. „Gott, mein Gott, war die Qual denn noch nicht groß genug? Muß sich neben der Hölle, zu der ich verdammt bin, auch noch das Paradies aufthun, in das mir der Eintritt versagt ist.“

Er blickte sie erschrocken an. „Was bedeuten diese Worte?“

„Schmach und Elend!“ schrie sie überwältigt von ihrem Jammer. „Wozu es länger verbergen, ich gehöre mir nicht mehr selbst an.“

Er prallte zurück. „Annie, was sagen Sie da? Doch nein, ich glaube an keine Schuld von Ihrer Seite, was Sie auch drücken mag, Sie sind rein. Geben Sie mir das Recht dazu, werden Sie meine Braut, meine Gattin und ich vertheidige Sie gegen eine ganze Welt.“

„Ich darf nicht.“

„Wer verhindert Sie daran? Dieser Marquis?“

Sie senkte schweigend das Haupt.

„Was gibt ihm eine solche Macht über Sie?“

„Er ist mein Gatte!“

Er stieß einen Ausruf des Schreckens aus. Was er auch gemuthmaßt, gefürchtet haben mochte, auf diese Enthüllung war er nicht vorbereitet.

„Ihr Gatte!“ wiederholte er und blickte staunend, zürnend und doch voll tiefen Mitleids auf das schöne Wesen, das ganz zerknirscht vor Schmerz und Scham in sich zusammengesunken war und die Augen nicht vom Boden zu erheben wagte. „Wie ist es möglich, wie konnten Sie diesem Manne Ihre Hand reichen?“

Digitized by Google

„Das habe ich mich ſelbſt unzählige Male gefragt,“ erwiederte ſie langſam, wie gebrochen. „Ach, Sie wiſſen nicht, welche unglückſelige Verkettung mich dahin gebracht, wie furchtbar ich getäuſcht worden bin.“

„Liebten Sie den Marquis?“ fragte er.

Sie blickte auf und in ihrem dunkelgrauen Auge flammte es wunderbar.

„Nein,“ antwortete ſie, „und das war meine Schuld. O, ich kannte ja damals das hohe, beſeligende Gefühl der Liebe noch nicht.“

Ein Strahl des Glückes brach aus Ernſt's Augen bei dieſem unwillkürlichen Geſtändniß des ſo lange ſtreng bewachten Mundes, aber er bediente ſich des errungenen Vortheils nicht. Dies war nicht die Stunde, mit der Geliebten Liebesgeſtändniſſe zu tauſchen, ganz andere Bekenntniſſe hatte er zu empfangen.

„Annie, warum heiratheten Sie den Marquis?“ fragte er beinahe heiſer vor innerer Erregung.

„Weil ich grenzenlos verlaſſen war, weil er mir Schutz und Halt zu ſein verſprach, weil ich ihn für einen Ehrenmann hielt!“ ſchluchzte ſie auf. „Sie ſollen Alles erfahren; ich bin zu Ende mit meiner Kraft, nicht länger kann ich das Furchtbare allein tragen.“

„Sie ſollen es in eine treue, verſchwiegene und ſtarke Bruſt verſenkt haben,“ ſagte Ernſt, „ſprechen Sie; doch zuerſt laſſen Sie uns einen Platz ſuchen, wo wir ungeſtört und unbelauſcht ſind.“

Er führte ſie nach einem dicht von den Ranken des jetzt blutroth gefärbten Weins umzogenen Pavillon, ſchloß

Digitized by Google

die Thür und ließ sich mit ihr auf einer der darin befindlichen Polsterbänke nieder.

Eine geraume Zeit herrschte tiefes Schweigen, das durch das Summen einer in dem Raume umherschwirrenden Biene nur noch fühlbarer wurde, dann begann Annie mit leiser Stimme: „Sie kennen durch Elisabeth die Geschichte meiner Herkunft, wie ich, früh verwaist, von Hand zu Hand gegangen bin und eine wirkliche Heimath nie gekannt habe."

„Ich weiß das Alles und weiß auch, wie gern Elisabeth Sie an ihre Seite gerufen hätte."

„O, warum ward es ihr nicht gestattet!" seufzte Annie, „man hätte ein Leben gerettet, das nun grausam zerstört worden ist. — Doch die, welche es versagten, konnten das ja nicht ahnen," fügte sie hinzu, sich besinnend, daß die Anklage die Eltern ihres Zuhörers traf.

„Meine glücklichste Zeit im Leben," fuhr Annie fort, „war verhältnißmäßig die, welche ich in Eisenberg zubrachte; die Vorsteherin des Instituts wollte mir wohl, ich stand mit allen meinen Gefährtinnen auf gutem Fuße, und mit Elisabeth verband mich die zärtlichste Freundschaft. Nur zu bald war diese kurze Frist, wo ich rasten konnte, vorüber, man fand, daß meine Erziehung vollendet sei, das Jahrgeld, welches die Verwandten für mich zusammengeschossen, hörte auf, ich war jetzt alt genug, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Ich ging nun ein paar Jahre lang von einer Stelle in die andere, bald als Erzieherin, bald als Gesellschafterin oder Reisebegleiterin. In der letzteren Eigenschaft war ich mit einer russischen

Digitized by Google

Dame nach Nizza gekommen. Wir wollten einige Monate an der Riviera bleiben, dann Italien, Griechenland und Spanien bereiſen.

Eine Nachricht, die meine Herrin erhielt, machte allen dieſen Plänen ein jähes Ende. Auf ihren Gütern waren Unterſchleiſe entdeckt worden, ungeheure Summen ſtanden auf dem Spiele; wollte ſie wenigſtens einen Theil ihres Vermögens aus dem Schiffbruche retten, ſo war ihre Anweſenheit in Rußland dringend nöthig.

Sie entſchloß ſich kurz. Vierundzwanzig Stunden, nachdem ſie das Telegramm erhalten, hatte ſie ihre franzöſiſche Kammerjungfer und die ihr jetzt überflüſſige Reiſebegleiterin entlaſſen, und befand ſich mit ihren beiden alten ruſſiſchen Dienſtboten unterwegs, um in der möglichſt kürzeſten Zeit ihr Vaterland zu erreichen."

„Und ſie ließ Sie allein und ſchutzlos im fremden Lande zurück?" rief Ernſt empört.

Annie zuckte die Achſeln. „Sie hat mich reichlich entſchädigt, was konnte ich mehr verlangen? Und ich war in Nizza nicht mehr und nicht weniger heimathlos, als an jedem anderen Orte der Welt. Auch ſchien mir das Glück zu lächeln. Ich hatte mit der Ruſſin öfter den Salon einer franzöſiſchen Dame, einer Gräfin Reille, beſucht; als dieſe von der plötzlichen Abreiſe der Fürſtin hörte, ſuchte ſie mich auf und bot mir in der liebenswürdigſten Weiſe ihre Gaſtfreundſchaft an.

‚Kommen Sie zu mir, ohne daß wir ein bindendes Verhältniß eingehen,' ſagte ſie, ‚gefällt es Ihnen, ſo bleiben Sie bei mir als meine Tochter, meine jüngere

Freundin, als der Schmuck meines Salons. Gefällt es Ihnen nicht, so haben Sie bei mir Gelegenheit genug, Bekanntschaften zu machen und ein anderes, Ihnen zusagendes Unterkommen zu finden.'

Sie sprach so gütig, so mütterlich, sah in ihrem schwarzen Seidenkleide mit dem weißen Scheitel unter der Spitzenbarbe so ehrwürdig und vornehm aus. Voll Dankbarkeit küßte ich ihr die Hand, sie schloß mich zärtlich in ihre Arme und nahm mich und meinen bereits fertig gepackt stehenden Koffer sofort mit in ihre Villa, wo mir ein entzückendes Zimmer mit der Aussicht auf das Meer eingeräumt ward."

„Und dann?" fragte Ernst, da Annie schwieg und mit weit geöffneten Augen vor sich hinstarrte, als habe sie ihre Umgebung ganz vergessen.

„Dann," fuhr sie sich ermannend fort, „lebte ich Wochen hindurch in einer Welt des Truges, ohne eine Ahnung zu haben, wo ich mich befand, ohne eine Ahnung zu haben, daß jeder Tag, den ich in diesem Hause zubrachte, meinen Ruf unwiederherstellbar zu Grunde richten müsse, daß ich in ein Netz verstrickt war, das ich nicht zu zerreißen vermochte."

„Arme, arme Annie! Entsetzlich!" rief Ernst.

„O, Sie haben das Schlimmste noch nicht vernommen!" schluchzte sie, das Gesicht abwendend.

Der Assessor war todtenbleich geworden, sein Herz klopfte zum Zerspringen. So war seine angebetete, seine engelrein gewähnte Annie doch für ihn verloren?

„Erlassen Sie mir eine eingehende Schilderung der

Zuſtände im Hauſe der Gräfin Reille; dem Laſter war hier unter dem äußeren Anſcheine der Vornehmheit und der Sittenſtrenge die Stätte bereitet, ſchutzloſe Mädchen und Töchter aus guten Familien waren hier dem Moloch geopfert worden. Daß ich dieſem Schickſal entging —"

„Sie entgingen ihm, o Gott ſei geprieſen!" rief Ernſt aufathmend.

„Säße ich ſonſt hier? Würde ich den Muth gefunden haben, mein befleckteſ Angeſicht vor Eliſabeth zu zeigen, durch meine Gegenwart dieſes Haus zu entweihen?" fragte ſie vorwurfsvoll.

„Vergebung, theure Annie, Vergebung; o, Sie können nicht ermeſſen, was ich in dieſer Stunde leide!" flehte Ernſt, ihre Hand ergreifend.

Erſt nach einer Weile entzog ſie ihm dieſelbe wieder. „Sie haben nicht um Vergebung zu bitten, denn ich bin vielleicht nicht minder ſchuldig, daß ich unter falſchem Namen hierher gekommen bin als verheirathete Frau, die vor ihrem Gatten flieht."

„Aber erklären Sie —"

„Meine Rettung war zugleich mein Verderben," ſagte ſie. „Ein Verwandter der Gräfin — ſie entſtammt wirklich einer franzöſiſchen Adelsfamilie — der Marquis v. Maleville —"

„Ha!" fuhr Ernſt auf.

Annie ſenkte bejahend das Haupt und erzählte weiter: „Der Marquis v. Maleville kam nach Nizza und beſuchte den Salon der Gräfin, er ſah mich, beobachtete mich, und hatte bald Alles durchſchaut. Eines Abends führte er

mich zu einem Spaziergange hinaus an's Meer, und dort, beim Glanze der Sterne, umwogt vom Dufte der Orangen und Rosen, enthüllte er mir Alles, zeigte mir, an welchem Abgrunde ich stand. Ich war entsetzt, außer mir. ‚Nie, nie kehre ich in jenes Haus zurück, noch heute will ich fort,' rief ich aus.

‚Wohin, armes Kind?' fragte er mitleidig; ‚ein junges Mädchen, das im Hause der Gräfin Reille war, hat die Brücken hinter sich abgebrochen, es findet nirgends mehr Aufnahme.'

‚So bleibt mir nichts übrig, als der Tod,' rief ich verzweifelt, ‚das Meer wird barmherziger sein, als die Menschen.'

Er ergriff mich am Arme, als fürchte er, ich könne den verzweifelten Entschluß sofort ausführen. ‚Gemach, gemach, Annie,' sagte er, ‚ich habe Sie nicht vom Abgrunde zurückgezogen, um Sie in den Tod zu treiben. Es gibt einen Ausweg für Sie, es fragt sich nur, ob Sie ihn einschlagen wollen?'

‚Nennen Sie ihn!' gebot ich kurz, und ebenso kurz antwortete er: ‚Werden Sie meine Frau!' Als er mich erschreckt zurückfahren sah, fuhr er mit dem milden, traurigen Lächeln, mit der sanften, einschmeichelnden Stimme, die er anzunehmen versteht, fort: ‚Ich bin ein alter Mann, ich könnte Ihr Vater sein, und kann nicht verlangen, daß Sie mir eine leidenschaftliche Liebe entgegenbringen, aber schenken Sie mir Vertrauen; ich will mich mit Ihrer töchterlichen Zuneigung, mit Ihrer Dankbarkeit begnügen, und die hoffe ich mir zu erwerben. Ich kann

Ihnen auch kein glänzendes Loos bieten, die Reichthümer der Maleville ſind verflogen wie Spreu im Winde, aber ich nenne noch ein kleines Schloß mit Wald und Feld in der Normandie mein, dorthin will ich Sie führen, Annie, dort ſollen Sie einen Hafen finden, wo Sie geborgen ſind vor allen Stürmen des Lebens!

Seine Worte klangen ſo ſüß, ſo überzeugend, er bot mir, wonach ich mich ſo lange geſehnt, Schutz, Ruhe, Heimath; ich war ſo grenzenlos verlaſſen, ſo unglücklich, ausgeſtoßen aus der Geſellſchaft ehrbarer Leute, und dieſer Mann wollte ſich meiner erbarmen. Mein Herz war frei, ich kannte die Liebe nicht; bin ich da zu verurtheilen, daß ich ſeinen Worten Gehör ſchenkte?"

„Nein, Annie, nein!" rief Ernſt. „Sie ſind mehr als gerechtfertigt."

„Wenn ich leichtſinnig handelte, ſo wurde ich ſchwer dafür beſtraft," ſprach Annie mehr zu ſich ſelbſt; dann erzählte ſie weiter: „Ich gab ihm das geforderte Verſprechen; er überzeugte mich von der Nothwendigkeit, zunächſt in das Haus der Gräfin zurückzukehren, denn es ſei unerläßlich, daß ſie von unſerem Plane nichts erfahre, bevor er ausgeführt ſei. Er bereitete Alles zur Flucht vor, am dritten Tage nach der zwiſchen uns ſtattgehabten Unterredung verließ ich heimlich die Villa; ein Diener, den der Marquis beſtochen, ſchaffte meine Sachen nach dem Bahnhof.

Wir fuhren nach Cannes, wo der Marquis in einem Gaſthofe eine Wohnung für uns gemiethet hatte; in einer kleinen Kirche auf einem nahegelegenen Dorfe wurden wir

getraut, aber als wir von dort nach Cannes zurückkehrten, erwarteten uns im Gasthofe bereits die Diener des Gerichtes. Der Marquis wurde verhaftet."

„Was hatte er begangen?"

„Wechselfälschung, falsches Spiel, Betrügereien der verschiedensten Art wurden ihm Schuld gegeben, und seine Anklägerin war die Gräfin Reille, die sich auf diese Weise an ihm für meine Entführung rächen wollte. Der Diener, der mir fortgeholfen, hatte ihr unsere Spur verrathen. Vor meinen Augen ward der Mann, der mir gelobt, mir Schutz und Schirm zu sein, in's Gefängniß geführt, und was ich über ihn erfuhr, was ich von ihm selbst noch hörte, ließ mir keinen Zweifel darüber, daß ich in die Schlinge eines gewissenlosen Abenteurers gefallen sei."

„Was bezweckte er aber mit der Heirath?" fragte Ernst.

„Das ist mir erst hier ganz klar geworden," antwortete Annie, die Augen auf den Boden heftend. „In Cannes war es mehr ein instinktiver Abscheu, der sich meiner bemächtigte. Meine Jugend und Schönheit waren ihm als ein Kapital erschienen, das er der Reille nicht gönnte, dessen er sich versichern wollte, indem er mich durch eine Heirath an sich fesselte."

„Abscheulich! Der Ehrlose!" schrie Ernst auf. „Ich tödte ihn, wenn er es wagt, seine unreine Hand nach Ihnen auszustrecken."

„Er hat die Macht, welche ihm das Gesetz gibt!" seufzte Annie.

„Und wie ist er selbst dem Gesetz entronnen, dem er verfallen ist?"

„Man hat ihn, ſo ſagt er, wegen Mangel an Beweiſen frei laſſen müſſen," erwiederte Annie, „ich habe ihn erſt hier wiedergeſehen. Der Boden in Cannes brannte mir unter den Füßen, mir war es, als wieſe Alles mit Fingern auf mich. Ohne zu wiſſen, wohin ich eigentlich wollte, eilte ich nach dem Bahnhof und löste ein Billet für den nächſten abgehenden Zug. So kam ich nach Paris und ſuchte dort eine kleine Penſion auf, die mir von früher her bekannt war.

Wochen vergingen, ich lebte in der tiefſten Zurückgezogenheit und getraute mir nicht, mich um eine Stelle zu bewerben, und doch mußte ich einen Entſchluß faſſen, denn meine Geldmittel gingen zu Ende. In meiner tiefen Vereinſamung, in meiner namenloſen Sehnſucht nach einem mitfühlenden Herzen wagte ich es endlich, an Eliſabeth zu ſchreiben. Ihre Antwort war die Einladung, zu ihr zu kommen; mir war es wie der Ruf des Höchſten, der mir Gnade verkündete.

Ich verkaufte einen werthvollen Ring, den ich noch als Erbſtück von meinem Vater beſaß, um mich für die Reiſe einrichten zu können, und kam hierher in der Abſicht, Eliſabeth Alles zu bekennen; aber ich vermochte es nicht. Die Welt, in der ſie lebt, iſt durch eine ſo breite Kluft getrennt von der, in welche mich ein böſes Geſchick geſchleudert hatte, daß ich davor zurückſchauderte, ſie einen Blick hinein thun zu laſſen, ſie konnte mich ja nicht verſtehen. Von einem Tage zum andern verſchob ich mein Geſtändniß, der Friede, der mich hier umgab, war ja ſo ſüß, ich wähnte mich geborgen. Ach, der Traum war

kurz! — Er hat mich aufgefunden, und nun bin ich elender, als zuvor!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

„Es war ein unglückseliger Zufall, der diesen Mann gerade in unser Haus führte," sagte Ernst.

„Kein Zufall!" fuhr Annie auf. „Er hat meine Spur verfolgt von Cannes nach Paris, von Paris hierher, mit raffinirter Schlauheit hat er sich Ihrem Vater in den Weg zu bringen, dessen kleinen Schwächen zu schmeicheln und hier Eingang zu erlangen verstanden; mit wahrhaft teuflischer Genugthuung hat er mir alle die kleinen Kunstgriffe erzählt, die er angewendet, um in meine Nähe zu kommen. O, es war eine unbeschreibliche Marter, dies Alles mit anhören und dabei eine lächelnde oder gleichgiltige Miene bewahren zu müssen, mit keinem Athemzuge verrathen zu dürfen, was ich litt."

„Warum duldeten Sie es? Warum entzogen Sie sich ihm nicht?"

Ein bitteres Lächeln umspielte Annie's fein geschwungene Lippen, aber es verschwand schnell wieder; sie konnte doch dem Assessor nicht sagen, daß es seine Mutter war, welche ihr den Marquis, und wie sie recht wohl durchschaut, in nichts weniger als freundlicher Absicht, immer wieder in den Weg geschoben hatte.

„Weil er mir drohte, sobald ich ihm nicht geduldig Stand halte, öffentlich zu erklären, wer ich sei und wo er mich ‚aufgelesen' habe!" sagte sie.

„Sie hätten sich dadurch nicht einschüchtern lassen sollen."

Digitized by Google

Sie erhob nur wie in abwehrendem Entſetzen die Hände. „Alles, nur das nicht; gebrandmarkt daſtehen vor Eliſabeth, vor Ihren Eltern, vor Ihnen!“ Sie hauchte das letzte Wort nur ganz leiſe. „Ich hoffte immer noch, er werde ſich bewegen laſſen, mich frei zu geben.“

„Und was will er von Ihnen?“

„Mich mit ſich nehmen; fragen Sie nicht weiter!“ Sie ſchauderte. „Zu heute Abend halb acht Uhr hat er mich in den Neuen Garten beſtellt, dort will er mir ſeine Beſtimmungen mittheilen. O, nur die höchſte Seelennoth hat mir dieſes Geſtändniß erpreßt.“

„Sie gehen nicht,“ erklärte Ernſt aufſtehend.

„Ich muß.“

„Ich werde an Ihrer Stelle gehen und ein Wort mit dem Herrn Marquis reden.“

„O, nur das nicht! Das hieße Alles verderben!“ ſchrie ſie und eine glühende Röthe bedeckte ihre blaſſe Wange. Ernſt verſtand ſie; die Aermſte fürchtete die Eiferſucht des Elenden, der ein Recht auf ihren Beſitz zu haben glaubte.

„Sie ſind nur in der Kirche von dem Geiſtlichen getraut?“ fragte er.

„Gewiß; wo ſonſt noch?“

„So iſt Ihre Ehe eigentlich gar nicht giltig; Frankreich hat wie Deutſchland die obligatoriſche Civilehe,“ ſagte er nach einigem Nachdenken; „laſſen Sie mich das dem Marquis vorſtellen oder ſagen Sie es ihm ſelbſt.“

„Er baute dann auf meine Unkenntniß der Geſetze,“ ſagte ſie aufathmend; ich danke Ihnen, „ich danke Ihnen!

Mit dieser Waffe werde ich ihn besiegen, wenn jede andere versagt."

„Schreiben Sie ihm, gehen Sie nicht zu der Unterredung."

„Ich muß; ich kann nicht wissen, was er beginnt, wenn er mich heute Abend nicht an der bezeichneten Stelle findet; ach, er hat ja immer noch die Möglichkeit, mich moralisch zu Grunde zu richten, meinen guten Ruf in den Staub zu treten."

Ernst senkte den Kopf, sie sprach nur zu wahr; ohne ärgerliches Aufsehen ging die Sache nicht ab, wenn man den Marquis nicht dahin bringen konnte, die Ehe gütlich und in aller Stille zu lösen. Der Gedanke, Annie zum Gegenstande eines sensationellen Prozesses gemacht, ihre Geschichte in den Zeitungen besprochen zu sehen, machte ihn beinahe rasend; er schlug ihr daher nochmals vor, er wolle mit dem Marquis verhandeln, daß er sie in Güte freigebe.

„Kann ihn Jemand dazu bewegen, so bin ich es ganz allein," sagte sie leise, aber fest, „und deshalb muß ich gehen. Noch habe ich nicht jede Hoffnung aufgegeben, vielleicht will er mich nur ängstigen, da er doch darauf gefaßt sein muß, daß ich dahinter komme, auf welch' schwachen Füßen seine Rechtsansprüche stehen."

„Wenn er sich mit Geld abfinden läßt, so bieten, versprechen sie es ihm; ich bin zu jedem Opfer bereit — doch nein, nein, Annie, ich kann Sie nicht allein gehen lassen!"

„Es muß sein," wiederholte sie nochmals. „Und nun, mein Freund, nicht wahr, ich darf Sie doch so nennen,

Digitized by Google

was auch geſchehen mag, wie auch die Welt über mich urtheilen mag, laſſen Sie mir den Troſt, daß wenigſtens Sie an mich glauben."

„Annie!" rief er und ergriff ihre Hand, die er mit Küſſen bedeckte, „Sie ſind für mich der Inbegriff aller Reinheit und Schuldloſigkeit, geliebtes, theures Mädchen —"

Sie entzog ihm die Hand. „Nicht weiter, Herr Aſſeſſor, laſſen Sie mich ſchuldlos bleiben!" bat ſie ſanft und hoheitsvoll zugleich, „und jetzt entfernen Sie ſich, ſchon zu lange ſind wir hier beieinander geweſen."

Sie wandte ſich zum Gehen.

„Annie, verſprechen Sie mir Eines," bat er ſie noch zurückhaltend, „thun Sie keinen Schritt, ohne mich vorher davon in Kenntniß geſetzt zu haben. Ehe Sie dieſem Manne folgen —"

„Lieber den Tod!" ſprach ſie feierlich. „Leben Sie wohl!"

Schnell verließ ſie den Pavillon und eilte ſo raſch vorwärts, daß Ernſt, um Aufſehen zu vermeiden, davon abſtehen mußte, ihr zu folgen.

„Mag ſie zu der Zuſammenkunft gehen, aber ich werde in ihrer Nähe ſein," gelobte er ſich.

Achtes Kapitel.

Der Morgen des nächſten Tages brach feucht und trübe an; der geſtern ſo klare, lachende Himmel hatte ſich heute mit einer dichten, eintönig grauen Wolkenſchicht umzogen, es ſchien über Nacht Herbſt geworden zu ſein.

Digitized by Google

Die frostige, trübselige Stimmung der Natur schien sich auch den Bewohnern der Villa Hildach mitgetheilt zu haben. Die Frau Oberst saß mit der Miene eines Richters am Frühstückstische, ihre Augen waren fortdauernd auf der Wanderung nach irgend einem Gegenstande, der ihr Anlaß zu einer Rüge oder einer spitzen Bemerkung geben konnte, und der Diener, der diese Anzeichen eines in der Luft schwebenden Sturmes sehr wohl kannte, bemühte sich, noch leiser als sonst aufzutreten und beinahe unhörbar zu serviren.

Der Assessor trank sehr hastig seinen Kaffee und hatte schon ein paarmal wiederholt, er müsse sich heute beeilen, nach der Stadt zu kommen, da seiner ein sehr reichlich bemessenes Arbeitspensum wartete, trotzdem rührte er sich nicht von der Stelle und vermochte kein Auge von Annie zu verwenden, deren bleiches Gesicht und geröthete Augenlider von einer schlaflos und in Thränen zugebrachten Nacht erzählten; auch gelang es ihr sichtlich nur mit der größten Anstrengung, einige Bissen hinunterzuwürgen.

Elisabeth gewahrte das verstörte Wesen der Freundin ebenfalls, und sie sehnte den Augenblick herbei, wo sie dieselbe allein sprechen konnte. Jetzt aber wünschte sie die Aufmerksamkeit des Onkels und der Tante von ihr abzulenken und führte deshalb mit dem Ersteren ein Gespräch, dessen Kosten sie jedoch zum größten Theile selbst tragen mußte, denn auch der Oberst war zur Unterhaltung wenig aufgelegt, sei es, daß er ebenfalls Ursache zur Verstimmung hatte, sei es, daß die üble Laune seiner Gemahlin ihre Einwirkung auf ihn ausübte.

Digitized by Google

Ein ſtarkes Läuten an der Hausglocke unterbrach plötzlich das ſchon ſeit ein paar Minuten im Zimmer herrſchende läſtige Schweigen; erſchreckt fuhr Annie von ihrem Sitze auf und ſtieß einen halbunterdrückten Schrei aus.

„Sie ſind ja heute von einer ganz außerordentlichen Nervoſität, Fräulein Wilſon!“ ſagte Frau v. Hildach mit einem mißbilligenden Blick über die Schulter, ſchaute aber dann nicht minder erwartungsvoll als die Andern nach der Thür, um die Urſache der frühen Störung zu erfahren, denn die Lieferanten und Boten, welche in's Haus kamen, klingelten nicht am Haupteingang, ſondern begehrten an einer Seitenthür Einlaß.

Endlich trat der Diener ein und meldete, es ſei ein Polizeibeamter da, welcher den Herrn Oberſten zu ſprechen wünſche.

Dieſer erhob ſich brummend. „Was habt ihr ſchon wieder gethan oder unterlaſſen, was mir eine Rüge oder Ordnungsſtrafe zuzieht?“ wandte er ſich an den Diener; „ihr wißt doch, wie fatal es mir iſt, Scherereien mit der Polizei zu haben.“

„Verzeihen Sie, Herr Oberſt, es iſt keiner von den Poliziſten, die wegen ſolcher Dinge kommen, ſondern ein Kriminalpoliziſt,“ entgegnete der Diener. Geheimnißvoll und mit dem Behagen der Wichtigkeit, welche Leute empfinden, die ſich im Beſitze einer Anderen noch unbekannten ſchaurigen Nachricht wiſſen, fügte er hinzu: „Es mag wohl mit dem Morde zuſammenhängen; der Bäckerjunge erzählte ſchon, es ſei ein Herr todt im Neuen Garten aufgefunden worden.“

Digitized by Google

Entsetzt sprang Elisabeth auf; auch Annie hatte sich erheben wollen, aber kraftlos war sie in ihren Stuhl zurückgesunken und starrte mit weitaufgerissenen Augen, halbgeöffnetem Munde und angstvoll erhobenen Händen zu Ernst hinüber, der an das Fenster getreten war und mit halb abgewandtem Gesichte in den herniederrieselnden Nebel schaute.

„Behalten Sie Ihre Dienerstubengeschichten für sich," gebot Frau v. Hildach streng, „das sind ja Albernheiten, wir leben in Potsdam und nicht in den Abruzzen."

Sie stand auf und gab damit das Zeichen für die übrigen Tischgenossen, sich ebenfalls zu erheben und sich, wie es nach diesem Mahle Sitte war, nach Wahl und Belieben zu beschäftigen. Die drei jungen Leute rührten sich jedoch nicht von ihren Plätzen, wie eine Erstarrung war es über sie gekommen. Die Ahnung von etwas Furchtbarem, Grausigem lag schwer auf ihnen.

Und da trat auch der Oberst schon wieder ein, mit einer Miene, welche die bangsten Befürchtungen zu bestätigen schien; jetzt war es seine Frau, die ihm mit bebender Stimme zurief: „Wilhelm, sprich schnell, was ist geschehen?"

„Friedrich hat Recht gehabt, man hat heute Morgen einen Mann todt, ermordet im Neuen Garten gefunden," sagte der Oberst, bemüht, die grausige Nachricht den Seinigen so schonend wie möglich beizubringen.

„Und was geht das uns an?" fragte Frau v. Hildach.

„Leider recht viel; man hat in dem Todten einen Gast unseres Hauses, den Marquis v. Maleville, erkannt,

und läßt mich auf die Polizei entbieten, um ihn zu rekognosziren," antwortete der Oberſt, aber ſeine Frau und Eliſabeth vernahmen die letzten Worte ſchon nicht mehr. Mit einem gellenden Schrei war Annie aufgefahren. Sie machte ein paar Schritte nach der Seite, wo Ernſt ſtand, deſſen Geſicht aſchfahl geworden war, öffnete den Mund, als ob ſie ſprechen wollte, brachte aber keinen Ton hervor und fiel bewußtlos der Länge nach zu Boden.

Ernſt umfaßte ſie und trug ſie auf das Sopha, es war ihm aber, als zucke ſie bei ſeiner Berührung zuſammen und ſuche ſich derſelben ſchaudernd zu entziehen.

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stunden früher hatten Arbeiter, welche von der Gartenverwaltung dazu beſtellt waren, an jedem Morgen die Wege von dem von den Bäumen fallenden herbſtlichen Laube zu ſäubern, etwas abſeits vom Wege eine menſchliche Geſtalt liegen ſehen. In der Meinung, ſie hätten es hier mit einem Strolch zu thun, der trotz aller Aufſicht nach Schließung des Parkes darin verblieben ſei, um bei „Mutter Grün" zu nächtigen, eilten ſie mit lautem Halloh darauf zu, der vermeintliche Schlafende regte ſich aber nicht, und bald mußten ſie erkennen, daß er in einem Schlafe befangen ſei, von dem es kein Erwachen gibt. Er war ſteif und kalt, und das gebrochene dunkle Auge ſtarrte ihnen ſchauerlich entgegen.

Jetzt bemerkten ſie auch, daß der Todte, ein gutgekleideter Mann mit weißem Haar und ſchwarzem Bart und Augenbrauen, in einer Blutlache lag. Auf eine nähere Unterſuchung der Leiche ließen ſich die Leute nicht ein,

ſondern eilten davon, um zunächſt ihren Vorgeſetzten von dem ſchauerlichen Funde Anzeige zu machen.

Bald waren Gärtner und Obergärtner zur Stelle, es liefen auch auf die Kunde von dem erſchütternden Vorfall Gärtnergehilfen, Arbeiter und andere des Weges kommende Leute herbei, und von einigen derſelben ward der Ermordete erkannt.

„Es iſt der Herr, der ſeit ein paar Tagen bei Harms gewohnt hat," ſagte der Eine, und ein Anderer fügte hinzu: „Es ſoll ein Franzoſe ſein; ich glaube es aber nicht, denn er iſt faſt jeden Tag beim Oberſt v. Hildach drüben in der Villa geweſen."

Dieſe Ausſagen gaben der inzwiſchen herbeigeholten Polizei einen Anhaltspunkt für die Perſönlichkeit des Todten; man beeilte ſich, ſowohl Herrn Harms, wie den Oberſten v. Hildach zur genauen Feſtſtellung derſelben herbeiholen zu laſſen.

Daß ein Verbrechen vorlag, darüber konnte kein Zweifel ſein. Ein blutiger Dolch lag zwar in geringer Entfernung von der Leiche, die Lage derſelben, ſowie die Beſchaffenheit der Stiche, welche der Unglückliche an ſeinem Körper trug, ſchloſſen jedoch die Annahme eines Selbſtmordes völlig aus.

Der Polizeilieutenant ließ die Leiche aufheben, um ſie vorläufig in das in Glienicke befindliche Polizeilokal behufs näherer Beſichtigung ſchaffen zu laſſen, und ordnete eine genaue Unterſuchung des Thatortes an.

Dieſelbe ergab indeß nur geringe Anhaltspunkte. Ein langer Kampf ſchien nicht ſtattgefunden zu haben, es ſah

vielmehr aus, als ſei der ſchmächtige Franzoſe, von einem überlegenen Gegner überwältigt, zu Boden geworfen und erſt, als er wehrlos dort gelegen, erdolcht worden.

Der Arzt, welcher ſpäter die Obduktion der Leiche vornahm, ſtellte feſt, daß dieſelbe zwei Dolchſtiche im Halſe und einen in der Bruſt hatte, welche alle unbedingt tödtlich waren.

Wer hatte aber die That begangen? An dem Finger des Ermordeten funkelte ein Ring, der werthvoll ſchien, die goldene Kette und Uhr und Nadel im Schlips waren auch vorhanden, ein Raubmord ſchien alſo nicht vorzuliegen, obwohl erſt eine genaue Unterſuchung der Taſchen und der Kleider des Opfers darüber volles Licht verſchaffen mochte. Sonſtige Spuren hatte der Mörder nicht zurückgelaſſen, und die Fußtritte, welche man entdeckte, dienten mehr dazu, die Sache zu verwirren, als ſie aufzuklären.

Man ſah zweierlei Abdrücke von Männerfüßen, von denen die einen die des Ermordeten ſein mochten, beide Perſonen waren aber mit ſchmalen, ſorgfältig gearbeiteten Stiefeln bekleidet geweſen, wie ſie nur von Männern der beſſeren Geſellſchaftsklaſſen getragen werden; darüber und dazwiſchen, an manchen Stellen durch die größeren Fußſpuren verwiſcht, zeichneten ſich jedoch auch noch die Eindrücke eines Damenfüßchens ab, das in ſehr zierlichen Stiefelchen mit hohen Abſätzen geſteckt haben mußte. Die Schritte ließen ſich kreuz und quer verfolgen, verloren ſich aber dann in dem abgefallenen Laube oder mochten auch mit dieſem hinweggeharkt ſein, denn es war nicht zu ermitteln, wohin ſie ſich gewendet hatten.

Digitized by Google

Dagegen meldete sich, noch ehe die Beamten den Schauplatz des Mordes verlassen hatten, ein Zeuge, oder wurde vielmehr halb wider seinen Willen herbeigeführt. Ein älterer Gärtnergehilfe hielt einen jungen Burschen fest am Arm gepackt und sagte, seine Mütze mit der Hand berührend, zu dem Polizeibeamten: „Herr Polizeilieutenant, lassen Sie sich doch einmal erzählen, was hier der Fritz Mahlow gestern Abend gehört haben will."

Der Bursche, der nicht besonders intelligent aussah, und die Leuten seines Schlages eigene Furcht vor der Polizei im hohen Grade zu besitzen schien, schnitt Gesichter, als wolle er zu heulen anfangen, und machte Anstrengungen, um sich den nervigen Händen seines Begleiters zu entwinden und Reißaus zu nehmen. Der den Lieutenant begleitende Polizeikommissarius, welcher die eigentliche Leitung der Untersuchung hatte, sah aber sogleich, weß Geistes Kind er vor sich hatte, er redete ihm deshalb gut zu.

„Aengstige Dich nur nicht, mein Sohn, es geschieht Dir hier nichts zu leide," sagte er freundlich, „Du leistest aber der Regierung unseres guten Kaisers einen großen Dienst, wenn Du uns hilfst, dem Böswicht auf die Spur zu kommen, der hier in einem königlichen Garten, nicht weit von dem Schlosse, eine solche Unthat verübt hat. Mach' also schnell und erzähle: wie sah der Mann aus, den Du hier gesehen hast?"

Der Bursche lachte pfiffig. „Einen Mann hab' ich gar nicht gesehen."

„Nicht?" sagte der Kommissär sehr enttäuscht. „Nun, so erzähle, was hast Du gesehen?"

Digitized by Google

Fritz Mahlow kratzte ſich den mit weißblondem Haar bedeckten Kopf und ſagte, immer von einem Fuß auf den andern tretend: „Es war geſtern Abend ſo vielleicht um Achte herum, ich hatte noch Brod nach der Meierei getragen und ging durch den Garten, weil's Wetter ſo ſchön war und doch erſt um neun Uhr geſchloſſen wird, wenn's auch jetzt ſchon viel früher dunkel iſt."

„Richtig, richtig, mein Sohn, nur weiter," mahnte etwas ungeduldig einer der dabei ſtehenden Gartenbeamten, aber der Polizeikommiſſär winkte ihm, zu ſchweigen; er wußte, daß man ſolche Leute nicht unterbrechen darf, will man das Räderwerk ihrer Beredtſamkeit nicht ganz zum Stillſtand bringen. Es dauerte dann auch ein Weilchen, bis der Burſche den Faden wieder fand und fortfuhr:

„Es war ganz ſtill im Garten, ich ging langſam meines Wegs und dachte an nichts Böſes. Mit einem Male denk' ich doch, der Schlag ſoll mich vor Schreck rühren. Gar nicht weit von mir hör' ich ein Zanken und Streiten, aber ob die beiden Menſchen auch noch ſo laut ſchrien und zeterten, konnte doch kein Chriſtenmenſch ein Wort verſtehen."

„Warum nicht?"

„Sie ſprachen ja nicht Deutſch, weiß der Kukuk, ob's Türkiſch oder Polackiſch oder Franzöſiſch geweſen ſein mag, aber ſoviel konnte man doch daraus vernehmen, der Mann war in großer Wuth, und die Frau weinte und bat und ſchimpfte dann auch."

„Die Frau? Es waren nicht zwei Männer im Streite miteinander?"

Digitized by Google

„Hab' ich das nicht gleich gesagt? Ein Mann und eine Frau war's."

„Hast Du sie gesehen?"

„Die Frau ja, den Mann nicht."

„Und auch nicht einen zweiten, der hinzugekommen ist?" fragte der Polizeikommissär, der die aufgefundenen Fußspuren mit der Erzählung des Burschen in Einklang zu bringen versuchte.

Fritz schüttelte den Kopf. „So lange ich da war, nicht."

„Ah, Du bist fortgegangen."

„Ich habe vielleicht so ein Viertelstündchen hinter'm Baum gestanden und mir das Kauderwelschen mit angehört, wie es aber toller wurde und es mir gar vorkam, als gingen sie aufeinander los, dachte ich: Fritze Mahlow, was geht's Dich an, was die ausländischen Menschen miteinander auszumachen haben, steh' hier nicht länger, man kann nicht wissen, wie Du auch noch in die Patsche kommst."

„Ein tapferes Herz," spottete der Gartenbeamte. „Du liefst davon?"

Fritz nickte. „Ja, ich machte, daß ich aus dem Garten kam. Wie ich aber bald 'raus war, kommt was hinter mir hergeschossen, es fliegt an mir vorbei, und ich seh', es ist ein Frauenzimmer in einem schwarzen Mantel mit einem Tuche über'm Kopf."

„Ein Dienstmädchen oder eine Arbeiterin?"

„Ach nein, eine von den Vornehmen, das hatte ich gleich weg," grinste der Bursche.

„Und Du meinst, das sei die Frau gewesen, deren Streit mit einem Manne Du gehört hast?"

„Wer ſoll's denn anders geweſen ſein? Sie kam ja vom Marmorpalais her und lief, als ob ihr der Böſe im Nacken ſäße. Ich dachte, auch der Mann würde hinterdrein kommen, und ſprang zur Seite; aber es blieb Alles ſtill."

„Und wo blieb die Frau?"

„Ganz gewiß kann ich's nicht ſagen, es war mir aber, als wäre ſie nach der Hildach'ſchen Villa gelaufen und dort verſchwunden. Heute Morgen, als ich hörte, ſie hätten hier Einen todt gefunden, fiel mir die Geſchichte wieder ein. Ich erzählte ſie hier dem Gärtner Fehlow, der mir gerade begegnete, und ſagte, ich dankte Gott, daß ich mich nicht dazwiſchen gemengt hätte, denn wer weiß, am Ende hätten ſie ſich vertragen und wären über mich hergefallen, und da packt mich der Menſch beim Arm und ſchleppt mich hierher, gerade als ob ich den Franzoſen umgebracht hätte."

„Sei ganz ruhig, das traut Dir Niemand zu," ſagte der Polizeikommiſſär, „komme aber noch heute Vormittag auf das Kriminalgericht nach Potsdam, Du mußt Deine Ausſage zu Protokoll geben."

Er notirte Namen und Wohnung des Burſchen und folgte der Leiche und den ſie begleitenden Leuten nach der Polizeiwache, wo inzwiſchen der Gerichtsarzt, ſowie der Oberſt v. Hildach und der Hotelbeſitzer Harms ebenfalls angelangt waren. Der Erſtere ſtellte nach vorgenommener Unterſuchung feſt, daß der Mord etwa um die achte oder neunte Stunde des geſtrigen Abends geſchehen ſein müſſe, die beiden anderen Herren erklärten,

Digitized by Google

sobald sie einen Blick auf den Leichnam geworfen, daß dies allerdings der Marquis v. Maleville sei.

Der Oberst erzählte noch, daß der Marquis Tags zuvor zum Frühstück bei ihm gewesen sei und sich sehr vergnügt gezeigt habe, er habe ihm und einigen seiner Gäste ein ihnen neues Kartenspiel gezeigt, und sie wären mit ihm noch nach Harms' Hotel gegangen, um die begonnene Parthie dort fortzusetzen, hätten sich auch so vertieft, daß unvermerkt der Abend hereingebrochen sei. Nun wäre aber der Marquis unruhig geworden, hätte ein paarmal nach der Uhr gesehen und endlich gesagt, die Herren möchten entschuldigen, er habe eine Verabredung; er bitte aber, daß sie ihm am nächsten Tage Nachmittags schon bei guter Zeit wieder das Vergnügen machen möchten. Mit dieser Verabredung habe man sich getrennt.

Harms berichtete daran anknüpfend, der Marquis sei bald nach sieben Uhr fortgegangen und nicht wieder zurückgekehrt.

„Fiel es Ihnen denn nicht auf, daß er die Nacht ausblieb?" fragte der Polizeilieutenant.

„Nein, er ist während der Woche, welche er bei uns wohnt, zweimal die Nacht in Berlin geblieben, kam und ging überhaupt sehr unregelmäßig, so daß wir bei seinem Ausbleiben kein Arg haben konnten."

„Was that er überaupt hier in Potsdam?" erkundigte sich der Kommissär.

„Die Gärten, Parks und Schlösser gefielen ihm so gut, auch hatte sich zwischen ihm und meinem Hause ein sehr freundschaftliches Verhältniß herausgebildet; er war

ein überaus liebenswürdiger Mann, und ſein ſchrecklicher Tod geht mir und meiner Familie ſehr nahe," verſetzte der Oberſt.

„Der Marquis war ein alter Bekannter von Ihnen?"

„Das nicht," antwortete Herr v. Hildach in einiger Verlegenheit und ſchilderte dann, wie er den Verſtorbenen kennen gelernt. Er mochte dabei zu ſeinem Erſtaunen ſelbſt inne werden, wie wenig er im Grunde vom Leben und der Vergangenheit des Mannes erfahren, mit dem er in den letzten Wochen ſo vertraut verkehrt und dem er ein recht hübſches Sümmchen im Spiel geopfert hatte.

„Wenn ich mir die Bemerkung erlauben darf, ſo habe ich die Vermuthung gehegt, daß den Herrn Marquis hier in Potsdam ein zärtliches Verhältniß beſchäftige," ſagte der Hotelbeſitzer, „einzelne Andeutungen, die er fallen ließ, bringen mich auf den Gedanken."

„O nicht doch," widerſprach der Oberſt, „er beſuchte in Potsdam nur mein Haus."

Der Kommiſſär nahm ihn bei Seite und fragte: „Könnte er nicht in Ihrem Hauſe eine Bekanntſchaft angeknüpft haben?" Dann berichtete er ihm von der Ausſage, die Fritz Mahlow gemacht hatte.

Herr v. Hildach ſchüttelte den Kopf. „Unmöglich. Der Burſche will eine Dame geſehen haben, in meinem Hauſe befinden ſich aber außer meiner Gemahlin nur noch meine Nichte, Fräulein Eliſabeth v. Hildach, die," ſchaltete er vertraulich lächelnd ein, „ſo gut wie verlobt mit meinem Sohne iſt, und deren Freundin, Fräulein Wilſon, für die —"

Digitized by Google

„Um Vergebung, Herr Oberst, wer ist dieses Fräulein Wilson?“ unterbrach ihn der Kommissär.

„Eine Pensionsfreundin meiner Nichte, die auf einige Wochen bei uns zum Besuch ist,“ antwortete der Oberst etwas hochfahrend, denn es verdroß ihn, daß man es überhaupt für angemessen halten konnte, sich nach einem Gaste seines Hauses, nach einer jungen Dame, die unter seinem Schutze stand, in solcher Weise zu erkundigen.

Der Polizeikommissär ließ für den Augenblick die Sache fallen, nahm sich aber vor, sie im Auge zu behalten.

Inzwischen hatte man die Kleider des Ermordeten durchsucht und seine Taschen ihres Inhaltes entleert. Man fand ein Portemonnaie mit einer nur mäßigen Summe in Gold und außer einigen unbedeutenden und bedeutungslosen Kleinigkeiten ein Taschenbuch von rothem Juchtenleder mit den Initialen R. M. und der Krone in Gold darauf gepreßt. Es lagen keine Werthpapiere darin, dagegen einige Pässe auf verschiedene Namen lautend und ein mehrmals zusammengelegtes recht starkes Blatt. Der Polizeikommissär entfaltete es, überflog es und stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Wie nannten Sie die junge Dame, welche die Freundin und der Gast Ihrer Fräulein Nichte ist?“ fragte er den Oberst.

„Fräulein Wilson,“ erwiederte dieser unmuthig.

„Fräulein Annie Wilson?“

„Ja, woher kennen Sie den Vornamen?“

Statt der Antwort hielt ihm der Polizeilieutenant, der

in das ſoeben gefundene Blatt geblickt hatte, dieſes Papier unter die Augen. Der Oberſt ſah hinein, las erſt, augenſcheinlich ohne ſich den Inhalt recht klar machen zu können, als ihm dann aber das Verſtändniß aufging, taumelte er zurück, als ob er einen heftigen Schlag bekommen hätte.

Es war ein in franzöſiſcher Sprache abgefaßter Trauſchein, laut welchem der Marquis René v. Maleville und Mademoiſelle Annie Wilſon am 24. Mai 1885 in der Kirche des Dorfes Hautevallé bei Cannes durch den Pfarrer Euſtache Lejeune getraut worden waren.

Ein paar Minuten ſtarrten die Männer einander ſchweigend in's Angeſicht, dann ſagte der Oberſt: „Hier muß ein ungeheures Mißverſtändniß obwalten," aber die Worte kamen wenig zuverſichtlich heraus.

„Ich wünſche nichts lebhafter, als daß es eine befriedigende Löſung finde," erwiederte der Beamte ſehr höflich, „meine nächſte Pflicht iſt jedoch, Fräulein Annie Wilſon zu vernehmen."

Der Oberſt rang die Hände. „Meine arme Frau wird den Tod davon haben."

„Ich werde in Anbetracht der Umſtände mit der größtmöglichſten Schonung verfahren; beſtimmen Sie, Herr Oberſt, ob ich Sie begleiten und die junge Dame in Ihrem Hauſe vernehmen ſoll, oder wollen Sie ſich anheiſchig machen, dieſelbe binnen einer Stunde im Kriminalgebäude in Potsdam erſcheinen zu laſſen, wohin ich mich ſogleich begeben will, um meinen Bericht zu erſtatten?"

Der Oberſt ſann einige Minuten nach.

Digitized by Google

„Ich selbst werde sie zu Ihnen bringen," sagte er dann, „ich hoffe noch immer, daß sich Alles aufklärt und so vielleicht der Kelch an meiner Frau und meiner Nichte vorübergeht."

Als er bemerkte, daß der Polizeilieutenant ihn noch immer ein wenig zögernd anblickte, richtete er sich straff auf und fügte hinzu: „Bedarf es noch meines Ehrenwortes als Offizier und Edelmann, daß ich Ihnen für das Erscheinen von Fräulein Wilson hafte?"

Der Beamte verbeugte sich. „Ich bin damit vollkommen zufrieden und danke Ihnen, Herr Oberst."

Mit einem kurzen soldatischen Gruß verließ der Oberst in straffer Haltung das Zimmer und schlug den Weg nach der Villa ein. Je mehr er sich aber derselben näherte, desto schlaffer sank er in sich zusammen. Wie sollte er den Seinen die gemachte Entdeckung mittheilen und welche Schreckniſſe bargen sich noch dahinter!

Neuntes Kapitel.

„Elisabeth, Du bist ein verständiges Mädchen, ich bitte Dich, hilf mir," sagte der Oberst zu seiner Nichte, die er in sein Zimmer gerufen und mit den ihn ganz niederschmetternden Dingen, die er soeben in Erfahrung gebracht, bekannt gemacht hatte; „ich möchte Deiner Tante die Sache vorläufig noch geheim halten. Wie bringe ich Fräulein Wilson meinem Versprechen gemäß nach der Stadt, ohne daß die Tante die Veranlassung dazu merkt? — Aber Kind, so sprich doch! Starre mich nicht so stumm

und entſetzt an!“ fügte er dringender hinzu, denn Eliſabeth ſaß vor ihm mit weit geöffneten Augen, lautlos, als ſei ihr die Stimme zu Eis gefroren.

So überraſchend, ſo unglaublich des Onkels Mittheilungen klangen, ſie konnte an deren Wahrheit kaum zweifeln, wenn ſie ſich Annie's trauriges, verſchloſſenes Weſen während der ganzen letzten Zeit, wenn ſie ſich ihre Angſt und Scheu vor dem Marquis und deſſen ſeltſames Benehmen gegen ſie vergegenwärtigte. Sie hatte auch wohl bemerkt, daß es am geſtrigen Morgen, als ſie mit Ernſt den Beiden gefolgt war, eine Auseinanderſetzung zwiſchen ihnen gegeben hatte, und es war ihr nicht entgangen, daß Annie ſich am Abend fortgeſchlichen und in größter Aufregung zurückgekommen war.

Alle dieſe Wahrnehmungen paßten mit den Mittheilungen des Onkels genau zuſammen und wurden noch eigenthümlich beleuchtet durch Annie's Verhalten am Morgen, noch ehe und nachdem die Todesbotſchaft gekommen war; es gewann beinahe den Anſchein, als habe ſie bereits von der Kataſtrophe gewußt.

Hier machten Eliſabeth's Gedanken plötzlich Halt; ſie ſchauderte vor dem Gange, den ſie genommen.

„Onkel, man kann doch unmöglich einen Verdacht auf Annie werfen?“ ſagte ſie leiſe und ſich ängſtlich umſchauend, als fürchte ſie, die Wände könnten dieſe Frage hören.

„Er liegt nahe genug,“ grollte der Oberſt.

„Aber Du glaubſt nicht daran! Sage, daß Du nicht daran glaubſt!“ flehte ſie mit aufgehobenen Händen.

„Weiß ich ſelbſt, was ich glauben ſoll,“ antwortete

Herr v. Hildach so unwirsch, wie er zu seiner Nichte noch nie gesprochen hatte. „Einem Mädchen oder einer Frau, ich weiß nicht, wie ich die junge Dame bezeichnen soll, die sich in solcher Weise in ein Haus einschleicht, ist am Ende Vieles zuzutrauen. Oder hast Du von der Geschichte gewußt?“ fragte er jetzt, von einem anderen Verdacht erfaßt.

„Nein,“ antwortete Elisabeth, und der Blick ihrer Augen beseitigte sofort das in dem Onkel aufgestiegene Mißtrauen, „ich sah und fühlte, daß Annie sehr unglücklich war, und vermied jede Frage.“

„Und nun haben wir die Bescheerung; ach, hätten wir doch auf Deine Tante gehört; sie wollte von der Einladung an Fräulein Wilson nichts wissen und hatte von Anfang an einen unbestimmten Verdacht gegen sie, was wird sie jetzt sagen!“

Diese Frage und die Angst davor schienen den Oberst mehr zu quälen, als das dunkle Ereigniß selbst.

„Es wird sich Alles aufklären; ich gehe sogleich zu Annie,“ sagte Elisabeth, sich entschlossen aufrichtend.

„Wo ist sie?“

„Auf ihrem Zimmer.“

„Sie wird doch nicht — nicht — fort sein!“ rief der Oberst, von einer neuen Besorgniß ergriffen.

„Welch ein Einfall,“ erwiederte Elisabeth, „sie vermochte sich kaum auf den Füßen zu halten, als ich sie verließ.“ —

Als Elisabeth bei Annie eintrat, fand sie dieselbe mitten im Zimmer stehend.

Digitized by Google

Sie war marmorbleich und schien auch starr und kalt wie solcher.

„Dein Onkel ist zurück?“ sagte sie kurz und mit ganz veränderter Stimme; „er schickt Dich zu mir; ich sehe es Dir an; ohne Umschweife; was hast Du mir zu sagen?“

„Annie, ist's wahr, daß Du die Frau des Marquis warst?“ fragte Elisabeth und wagte die Freundin dabei nicht anzusehen.

„Ja,“ sagte Annie.

„Man hat den Trauschein in seiner Brusttasche gefunden,“ fuhr Elisabeth fort.

Annie hielt mit dem Ausdruck unaussprechlichster Seelenangst ihr Auge auf sie gerichtet. „Was hat man sonst noch entdeckt?“ fragte sie, die Worte nur mühsam herausstoßend.

„Daß er gestern Abend im Neuen Garten eine Zusammenkunft mit einer Frau gehabt hat.“

„Und dann?“

„Nichts weiter; aber man wird schon noch mehr herausbringen,“ versetzte Elisabeth, von einer tödtlichen Angst ergriffen. „Annie, man will Dich vernehmen, der Onkel hat sein Ehrenwort geben müssen, Dich sofort nach dem Gerichtsgebäude zu bringen.“

„Ich bin bereit,“ erklärte Annie mit einem tiefen Aufathmen, das Leben schien in ihren Körper zurückzukehren. Hastig machte sie sich zum Ausgehen fertig; Elisabeth stand wie angewurzelt auf der Stelle und wußte nicht, was sie denken, was sie sagen sollte. Ihr gutes Herz, Ihre Freundschaft für Annie gewannen die Oberhand.

Digitized by Google

„Du bist sehr, sehr unglücklich mit dem Marquis gewesen und ihm entflohen?“ fragte sie.

Annie nickte.

„Er hat Dich hier aufgefunden?“

„Ja, ja — und in der Verzweiflung!“ schrie sie. „Frage mich nicht, Elisabeth, Du wirst ja nur zu bald Alles erfahren. Vergib mir! vergib mir! Ach, Du weißt ja nicht, wie tief mein Elend, meine Schuld ist!“

„Ich glaube an keine Schuld von Dir!“ rief Elisabeth und wollte sie in die Arme schließen, aber sie wich zurück.

„Rühre mich nicht an, ich darf keine Gemeinschaft mehr mit Dir haben! Fort, fort aus diesem Hause, das ich nie hätte betreten sollen!“

Sie stürzte aus dem Zimmer und stieß auf den Obersten, der in seiner Angst bis hinauf vor ihre Thür gekommen war und sie dort schon erwartet hatte; schweigend folgte sie ihm die Hintertreppe hinunter und nach der Seitenpforte, in einiger Entfernung davon hielt die Droschke, die er bestellt hatte.

Er hatte seiner Frau nur gesagt, daß er den Leichnam des Marquis rekognoszirt habe und jetzt wieder ausgehen wolle, um Näheres über die Sache zu erfahren.

Der Oberst half Annie einsteigen und setzte sich ihr gegenüber, es ward aber während der Fahrt kein Wort zwischen ihnen gewechselt. Oberst v. Hildach vermochte weder Annie zu befragen, noch ein Wort der Theilnahme an sie zu richten, und sie saß vor ihm mit herabgelassenem Schleier, in sich zusammengesunken, wie eine Verbrecherin vor ihrem Richter.

Digitized by Google

Die Polizei hatte den Fall bereits dem Kriminalgericht übergeben, und der Kommissär war soeben im Begriffe, dem mit der Untersuchung beauftragten Amtsrichter seinen Bericht zu erstatten, als der Oberst und seine Begleiterin gemeldet wurden. Der Richter ließ den Letzteren bitten, zu warten, da er ihn auch noch vernehmen möchte, und Annie eintreten, um sie in Gegenwart des Polizeibeamten zu verhören. Beide Männer waren betroffen von der Schönheit der jungen Frau, die selbst aus der furchtbaren Verstörung ihrer Züge hervorleuchtete. Sie tauschten einen Blick, der zu sagen schien: dies ist ein Opfer, aber keine Verbrecherin. Der Untersuchungsrichter ließ ihr einen Stuhl reichen, auf den sie erschöpft niedersank, und legte ihr alsdann die Generalfragen vor, in welchen in diesem Falle schon der eigentliche Grund zu ihrer Vernehmung lag. Sie antwortete ohne Zögern, daß sie Annie Wilson, verehelichte Marquise v. Maleville heiße.

„Sie lebten aber getrennt von Ihrem Gatten?“ setzte der Amtsrichter daran anknüpfend sein Verhör fort. „Seit wie lange?“

„Ich habe ihn wenige Stunden nach der Trauung verlassen,“ bekannte sie ruhig.

Die Herren konnten eine Bewegung des Staunens nicht unterdrücken, selbst der Protokollführer hielt eine Weile mit Schreiben inne.

„Weshalb?“ lautete die nächste Frage.

„Weil ich die Beweise erhielt, daß er mich grenzenlos betrogen hatte, und ein Abenteurer der bedenklichsten Art war,“ erwiederte sie mit Festigkeit, dann aber wurden

ihre Aussagen zögernder und leiser, als der Richter sie aufforderte, diese Behauptung zu begründen. Es war für sie eine moralische Folter, diesen Männern die Geschichte ihres Lebens und besonders der unglücklichen Verkettung von Umständen zu erzählen, die sie dem Marquis in die Arme geführt hatte.

Der Amtsrichter erließ ihr jedoch nichts, schonend in der Form, aber unerbittlich in der Sache selbst stellte er Frage auf Frage, bis er ihr ganzes Leben bloßgelegt hatte bis zu dem Augenblicke, da sie nach Potsdam gekommen war.

„Sie weihten Ihre Freundin nicht in das Geheimniß Ihrer übereilt geschlossenen und eigenmächtig gelösten Ehe ein?" fragte der Amtsrichter.

„Ich kam mit der Absicht, es zu thun, aber ich verschob es von Tag zu Tag und zuletzt vermochte ich es nicht mehr."

„Was dachten Sie aber zu thun? Welche Pläne hatten Sie für die Zukunft? Sie mußten doch wissen, daß Ihr Aufenthalt im Hildach'schen Hause nur von vorübergehender Dauer sein konnte?"

Sie strich mit der Hand über ihr Gesicht und blickte vor sich hin, als müsse sie sich auf die Antwort selbst erst besinnen, dann sagte sie: „Ich dachte gar nichts, machte gar keine Pläne, sondern genoß die Rast wie das gehetzte Wild, dem es gelungen, sich vor der Meute zu verbergen; ich bin bald genug wieder aufgefunden worden."

„Der Marquis hatte Ihren Aufenthaltsort entdeckt und suchte Sie im Hildach'schen Hause auf?"

„Ja.“

„Warum vertrauten Sie ſich da nicht Ihrer Freundin?“

„Ich konnte es nicht; ich hoffte immer noch, er werde ſich erbitten laſſen, mich freizugeben.“

„Warum trat er aber nicht ſogleich offen mit ſeinen Anſprüchen auf?“

„Weil es ihm bei den Verbindungen, die er in Berlin angeknüpft hatte, durchaus nicht paßte, einzugeſtehen, er habe ein Mädchen, das nicht ſeines Standes ſei, geheirathet; er wollte, ich ſollte das Hildach'ſche Haus heimlich verlaſſen und mit ihm gemeinſchaftlich nach Petersburg reiſen.“

„Wann ſagte er Ihnen das?“

„In der letzten Unterredung, die ich mit ihm im Neuen Garten hatte.“

„Sie geben alſo zu, geſtern Abend zwiſchen acht und neun Uhr mit dem Marquis im Neuen Garten zuſammengetroffen zu ſein?“

„Ja.“

„Wo?“

„In dem Boskett hinter dem Marmorpalais.“

„Gingen Sie allein dahin?“

„Ja. Wer hätte mich begleiten ſollen? Es wußte Niemand von unſerem Zuſammentreffen,“ antwortete ſie, und es wollte den Amtsrichter bedünken, als ob ſie dieſe Verſicherung mit einer ganz beſonderen Haſt und Dringlichkeit gebe.

„Sie hatten einen heftigen Streit mit dem Marquis?“

„Ja; er verlangte, ich ſolle bis zum andern Morgen

das Hildach'sche Haus verlassen haben, fände er mich am nächsten Tage noch dort, so würde er alle Rücksichten bei Seite setzen und mir meine Schmach, meine Schande vor der ganzen Familie in's Gesicht schleudern."

„Glaubten Sie denn, daß er es thun würde?"

„Ach ja!"

„Wußten Sie nicht, daß die Giltigkeit Ihrer Ehe angefochten werden konnte, da Sie in Frankreich, wo die Civilehe obligatorisch ist, nur kirchlich und sogar heimlich getraut waren?" fragte der Amtsrichter verwundert.

„Ich wußte es nicht; wer sollte mich darüber belehrt haben, da ich das Geheimniß meiner Ehe ängstlich hütete?" antwortete sie wieder mit einer ganz besonderen Lebhaftigkeit.

„Sie fürchteten also das Schlimmste von ihm?"

„Ja. Die Angst überwältigte mich, die Verzweiflung ward Herr über mich, und da — da hab' ich's gethan!"

„Was haben Sie gethan?"

„Meinen — den — Marquis erstochen!"

Eine Pause folgte dem Geständniß, welches Annie mit unnatürlich heiserer Stimme schnell herausgestoßen hatte, als könne sie die Worte nicht rasch genug los werden. Der Polizeikommissär, eingedenk der Wunden, die er an der Leiche gesehen hatte, lächelte ungläubig; der Amtsrichter setzte das Verhör fort, aber seine Fragen hatten einen ganz leisen Anflug von Spott.

„Womit haben Sie denn den Marquis erstochen?"

„Mit einem Dolch."

„Wie kamen Sie dazu?"

„Ich besaß ihn und nahm ihn auf alle Fälle mit."

Digitized by Google

„War es dieſer hier?“ fragte der Unterſuchungsrichter, unter einer Decke den blutbefleckten Dolch hervorziehend. Sie ſchauderte, neigte aber bejahend den Kopf.

„Und wo haben Sie ihn getroffen?“

„In die Bruſt, in den Hals, ich weiß es ſelbſt nicht genau; ich überfiel ihn, ſtach in meiner Wuth blind darauf los, und als er blutend und verröchelnd am Boden lag, ſtürzte ich davon.“

Der Polizeikommiſſär erbat ſich jetzt das Wort. „Was Sie da erzählen, iſt ganz unmöglich. Sie werden uns doch nicht glauben machen wollen, ein kräftiger Mann, wie der Marquis, hätte ſich von Ihnen gutwillig abſchlachten laſſen.“

„Es iſt doch ſo.“

„Sie haben einen Begleiter gehabt, und dieſer hat die That verübt.“

„Nein; ich war ganz allein und habe es auch ganz allein gethan.“

„Man hat aber am Schauplatz der That die Fußſpuren eines zweiten Mannes gefunden.“

Sie fuhr einen Augenblick erſchreckt zuſammen, ſagte aber dann wieder beſtimmt: „Es iſt Niemand in meiner Begleitung geweſen; ich habe Niemand in's Vertrauen gezogen.“

Dabei blieb ſie, wie man ſie auch mit Kreuz- und Querfragen in die Enge zu treiben ſuchte.

„Was wollen Sie noch von mir?“ ſagte ſie. „Ich geſtehe mein Verbrechen ein, mehr kann ich doch nicht thun. Verurtheilen Sie mich, laſſen Sie mich tödten!“

Digitized by Google

„So rasch geht das denn doch nicht," entgegnete der Amtsrichter, „ich muß Sie nach dem von Ihnen abgelegten Geständniß allerdings in Verhaft nehmen, im Uebrigen wird die Untersuchung wohl noch Licht in die dunkle Angelegenheit bringen."

„Was ist da noch zu untersuchen? Ich habe eingestanden, ist die Sache damit nicht zu Ende?"

„Noch nicht ganz," war die Antwort.

Der Amtsrichter schloß das Verhör und ließ ihr das Protokoll vorlesen, das sie mit fester Hand unterschrieb, dann klingelte er und befahl, ihr eine möglichst bequeme Zelle anzuweisen.

Nun hieß er den Oberst eintreten, den er mit dem Verlauf des Verhörs bekannt machte.

Herr v. Hildach stand wie vom Schlage getroffen. „Eine Mörderin unter meinem Dache, an meinem Tische, als nächste Freundin meiner Nichte!" stöhnte er. „Was wird meine Frau sagen! Wer hätte das für möglich gehalten?"

„Es ist auch nicht möglich," sagte der Polizeikommissär.

„Wie? Sie glauben es ihr nicht? Ja, es wird sich doch Niemand eines Verbrechens anklagen, das er nicht begangen hat!" rief der Oberst, dem das doch über den Horizont ging.

„Kommt Alles vor," brummte der Kriminalkommissär in den Bart, und der Amtsrichter legte dem Obersten eine Reihe von Fragen vor, die darauf berechnet waren, zu erfahren, ob Annie Wilson in oder außer dem Hause Verkehr mit Männern gehabt habe. Herr v. Hildach

Digitized by Google

konnte dies mit vollſter Beſtimmtheit verneinen. Annie war nie allein ausgegangen und hatte ſich ſtets gegen alle Beſucher der Villa ſehr zurückhaltend benommen; der Einzige, mit dem ſie zuweilen vertraulicher geplaudert, ſei der Lieutenant v. Röber geweſen, der ſei aber ſchon vor ein paar Wochen mit ſeinem Regiment zum Manöver ausgerückt.

„Und die junge Dame ſieht mir auch nicht aus, als habe ſie einen Huſarenlieutenant zu ihrem Vertrauten gemacht," ſagte der Kriminalkommiſſär, nachdem der Oberſt ſich entfernt hatte.

„Ebenſowenig, wie ſie den Marquis mit eigenen Händen erſtochen hat," fügte der Amtsrichter hinzu, „aber ſie weiß, wer es geweſen iſt."

„Hier ſteckt der Knoten, und hier muß nachgeforſcht werden," verſetzte der Kriminalkommiſſär, ſich den Bart ſtreichend; er hatte ſo ſeine eigenen Gedanken, mochte aber ſelbſt gegen den Unterſuchungsrichter ſich vorläufig darüber noch nicht auslaſſen.

— — — — — — — — — — — —

Eliſabeth v. Hildach verlebte Stunden der Angſt und Pein in der Villa, verfolgt von den Fragen und Stichelreden der Tante, die ſehr wohl merkte, daß ſich hinter ihrem Rücken Dinge abſpielten, die man ihr verhehlen wollte.

Endlich trat der Oberſt ein, und nun vermochte das gequälte Mädchen ſich nicht länger zu beherrſchen.

„Wo iſt Annie?" rief ſie ihm entgegen. „Iſt ſie nicht mit Dir zurückgekommen, Onkel?"

Digitized by Google

„Sie war also mit Dir fort, und mir sagte man, sie sei unwohl und liege im Bett!“ rief Frau v. Hildach. „Was bedeutet das? Was geht vor? Seit wann werde ich als Null im Hause behandelt?“

„Du sollst Alles erfahren, Cäcilie, verschweigen läßt sich ja nun doch nichts mehr, so gerne ich Dich noch schonen möchte,“ sagte der Oberst.

„So rede!“

„Annie ist verhaftet.“

Jetzt schrien Tante und Nichte auf.

„Und zwar als Mörderin des Marquis v. Maleville; sie ist der That geständig.“

„Meine Ahnung! Meine Ahnung!“ kreischte Frau v. Hildach.

Elisabeth war todtenbleich geworden und hielt sich nur mühsam aufrecht. „Es ist nicht wahr,“ sagte sie leise, aber bestimmt.

„Es ist so gräßlich, daß es ihr der Untersuchungsrichter auch nicht glauben will, aber sie hat es doch freiwillig eingestanden; kein Mensch mit gesundem Verstande aber wird sich eines Verbrechens bezichtigen, das er nicht begangen hat,“ erklärte der Oberst.

„So ist sie eben nicht bei gesundem Verstande,“ erwiederte Elisabeth, „und ein Wunder wär's nicht, wenn sich der Geist der Armen verwirrt hätte.“

„Ich habe es längst geahnt, daß der Marquis ihre Vergangenheit kannte, sie fürchtete ihn,“ sagte Frau v. Hildach, „man weiß jetzt —“

„Er war ihr Gatte,“ antwortete der Oberst dumpf,

Digitized by Google

„und ſcheint nach Allem, was ſich jetzt herausſtellt, ein Abenteurer ſchlimmſter Sorte geweſen zu ſein.“

Frau v. Hildach griff mit der Hand nach dem Herzen, ſtieß einen Schrei aus und wankte; der Oberſt umfing ſie, Eliſabeth eilte herbei und ergriff ihre Hand, aber ſchon hatte ſie ſich erholt und trieb Beide zurück.

„Laßt mich! Laßt mich!“ ſchrie ſie mit krampfhaftem Schluchzen und warf ſich in einen Stuhl. „O, dieſe unauslöſchliche Schmach, dieſes Geſindel, dieſe Abenteurer in meinem ehrbaren, gottesfürchtigen Hauſe; eine Verworfene, eine Mörderin an meinem Tiſche!“

„Das iſt ſie nicht!“ rief Eliſabeth mit blitzenden Augen; „Annie iſt eine Unglückliche —“

„Schweig!“ unterbrach ſie Frau v. Hildach. „Das kommt davon, wenn unreifen, unverſtändigen Kindern der Wille geſchieht; ich wollte jenes Geſchöpf nicht hier haben, eine innere Stimme, die mich niemals täuſcht, warnte mich davor. O, wie ſoll ich das überleben!“

„Liebe Cäcilie, ich bitte Dich, beruhige Dich doch nur, uns trifft ja keine Schuld,“ verſuchte ſie der Oberſt zu beſchwichtigen.

„Nicht?“ Sie maß ihn mit ihren kalten Augen verächtlich. „Wer hat die Erlaubniß gegeben, daß Eliſabeth dieſe verlaufene Freundin einladen durfte? Wer hat den Marquis v. Maleville in's Haus gebracht? Kein Anderer als Du! Ich ließ geſchehen, was ich nicht zu ändern vermochte, aber in meinem Herzen fürchtete ich immer eine Kataſtrophe.“

Sie vergaß oder wollte ſich jetzt wenigſtens nicht daran

Digitized by Google

erinnern, daß sie diese Katastrophe nicht gefürchtet, sondern herbeigesehnt hatte, in der Hoffnung, sich Annie's dadurch für immer zu entledigen; was sie so außer sich brachte, war auch hauptsächlich die jetzige Entwickelung der Sache und der Skandal, der dadurch verursacht wurde. Sofort richteten sich auch ihre Gedanken auf diesen Punkt, und sie erklärte schon wieder mit großer Fassung: „Wir müssen schleunigst abreisen, nicht einen Tag können wir länger hier bleiben."

„Verzeihe, Tante, ich gehe jetzt nicht fort," sagte Elisabeth mit bebender Stimme.

Die Tante sah sie mit großen Augen an, als fasse sie den Sinn ihrer Worte nicht.

„Ich werde Potsdam nicht verlassen, so lange Annie —"

„Nenne den Namen dieses Geschöpfes nicht wieder vor meinen Ohren," unterbrach sie Frau v. Hildach, „ich mag nicht in dem Hause bleiben, das ihre Gegenwart entweiht hat."

„So reise, Tante, ich bleibe aber hier."

„Du verweigerst mir den Gehorsam."

„Verzeihe, ich kann nicht anders."

„Dein Onkel, Dein Vormund wird Dich zwingen."

„Onkel, sprich Du ein Wort; soweit geht Deine Gewalt doch nicht. Ich bin Dein Mündel, aber nicht Deine Sklavin!" rief Elisabeth und ergriff den Arm des Obersten, der in der größten Verlegenheit zwischen Frau und Nichte stand und sich nicht zu rathen und zu helfen wußte.

Da ging die Thür auf, athemlos, in Schweiß gebadet stürzte Ernst in's Zimmer.

Digitized by Google

„Iſt es wahr?“ ſchrie er, „man hat ſie verhaftet?“

„Du weißt es, Ernſt?“

„Man erzählt es ſich bereits auf den Straßen; ich hätte es im Gerichtsgebäude erfahren können, aber ich ſchämte mich, darnach zu fragen, und bin deshalb hierhergeeilt. Welch' ein Wahnſinn!“

„Der Marquis war ihr Gatte,“ ſagte der Oberſt.

„Ich weiß es,“ keuchte Ernſt.

„Und ſie hat ihn ermordet,“ fügte ſeine Frau hinzu.

„Wahnſinn!“ wiederholte Ernſt, „wer kann ſie deſſen beſchuldigen?“

„Ihr eigener Mund; ſie hat ſelbſt geſtanden, daß ſie ihn ermordet hat.“

„Sie ſelbſt?“ Er ſtand wie betäubt. Plötzlich ſchlug er ſich mit der Hand vor die Stirn. „O, jetzt verſtehe ich Alles! Alles! — Elender, der ich bin, warum blieb ich nicht an ihrer Seite?“ murmelte er.

„Ernſt, Ernſt, was haſt Du, komm zu Dir!“ rief ſeine Mutter und ergriff ihn beim Arm.

Er ſchleuderte ihre Hand zurück und wandte ſich zur Thür.

Sein Vater vertrat ihm den Weg. „Wohin willſt Du?“

„Auf's Gericht, ſie befreien, die ſich opfern will — für mich opfern will!“

„Ernſt!“ ſchrie Eliſabeth.

„Ernſt!“ kreiſchte Frau v. Hildach und klammerte ſich an ihn. „Welche Gemeinſchaft haſt Du mit dieſem Geſchöpf?“

„Ich liebe ſie; ich weiß, daß ſie unſchuldig iſt und gehe hin, Zeugniß für ſie abzulegen.“

Digitized by Google

„Er ist rasend; Hildach, halte ihn fest, laß ihn nicht aus der Thür, nicht aus dem Hause," schrie die Oberstin und hing sich noch fester an ihren Sohn.

Er riß sich gewaltsam los: „Laß mich, Mutter, oder ich vergesse mich!"

Er stürzte aus dem Zimmer, dessen Thür krachend hinter ihm zuschlug.

„Mein Sohn! mein Sohn!" wimmerte Frau v. Hildach, der ein entsetzliches Licht aufzudämmern begann. „Ich habe eine Grube gegraben, und mein eigenes Kind ist hineingestürzt," murmelte sie mit heiserer Stimme; dann fiel sie mit hartem Aufschlag zu Boden.

Diesmal war es eine wirkliche Ohnmacht, die sie umfing.

Zehntes Kapitel.

„Melden Sie mich bei dem Herrn Amtsrichter Greger, ich habe wichtige Mittheilungen in der Maleville'schen Angelegenheit zu machen," sagte Ernst v. Hildach zu einem der Gerichtsdiener, nachdem er das in der Mauerstraße belegene Gebäude erreicht, in welchem die Justizverwaltung für Potsdam und Umgegend erst seit kurzer Zeit das neu für sie hergerichtete Heim bezogen hatte.

Der Diener verschwand in dem Zimmer, in welchem der Untersuchungsrichter noch beschäftigt war, und kehrte nach einigen Minuten mit dem Bescheide zurück, der Herr Assessor möge eintreten.

Obwohl zwischen den beiden Herren ein eigentlich kollegialisches Verhältniß nicht bestand, da Ernst bei der

Digitized by Google

Regierung arbeitete, ſo kannten ſie ſich doch und waren gelegentlich zuſammengetroffen. Der Amtsrichter begrüßte den Aſſeſſor daher in einer mehr freundſchaftlichen als amtlichen Weiſe, bot ihm einen Stuhl an und ſprach ihm ſeine aufrichtige Theilnahme aus, daß ſeine ſo hochgeachtete Familie in dieſe trübe, unglückliche Angelegenheit verwickelt worden ſei.

Ernſt hörte dieſe Anrede ziemlich theilnahmlos an, den Kopf in die Hand geſtützt, ſaß er vornübergebeugt und ſchien mit ſeinen Gedanken ganz wo anders zu ſein.

„Sie wollten mir eine Mittheilung machen, Herr v. Hildach," ſagte der Amtsrichter endlich mit etwas erhobener Stimme.

Ernſt fuhr auf, wie aus einem Traume erwachend. „Gewiß, deshalb bin ich hier," erwiederte er; „Sie haben Annie Wilſon in Verhaft genommen; ſetzen Sie ſie in Freiheit, ſie iſt unſchuldig."

Der Amtsrichter, ein hagerer Herr mit ſcharfen Zügen, ſchob die auf dem breiten Naſenrücken balancirende Brille feſter und richtete ſeine Augen forſchend auf den Aſſeſſor; für einen Unbetheiligten, der ſich nur in ſeinem Gewiſſen gedrungen fühlt, ein Zeugniß abzulegen, kam ihm deſſen Weſen auffallend verſtört vor.

„Sie wiſſen ſelbſt am beſten, Herr Aſſeſſor, daß Sie da eine Anforderung ſtellen, der ich nicht nachkommen kann," erwiederte er.

„Sie können doch aber unmöglich ſelbſt glauben, daß die junge Dame den Mord begangen hat!" rief Ernſt unmuthig.

Digitized by Google

„Auf das, was ich glaube, kommt es hierbei gar nicht an, sondern auf das, was mir eingestanden wird. Sie haben bereits erfahren, daß Annie Wilson oder vielmehr Frau v. Maleville sich zu dem an ihrem Gatten verübten Morde bekannt hat," entgegnete der Richter, dem das Benehmen des Assessors immer befremdlicher erschien.

„Sie hat die Unwahrheit gesagt," versetzte Ernst mit Lebhaftigkeit, „ich kann das beweisen."

„Sie können das beweisen?" wiederholte der Amtsrichter; „so kennen Sie den Mörder?"

Ernst rückte nervös auf seinem Stuhl hin und her, die scharfen, fragenden Blicke, welche der Amtsrichter durch seine Brillengläser auf ihn richtete, schienen ihn zu beunruhigen. „Den Mörder kenne ich nicht," sagte er, „aber ich kann bezeugen, daß Annie Wilson den Mord nicht begangen haben kann."

„Wie so?" fragte der Amtsrichter gespannt.

„Weil sie den Schauplatz der That verlassen hatte, ehe der Mord begangen worden ist."

„Was wissen Sie davon?"

„Ich war in der Nähe, während sie die Unterredung mit ihrem — mit dem Marquis hatte."

Der Amtsrichter wurde jetzt sehr aufmerksam; er schwieg einige Augenblicke, offenbar überlegte er die nächste Fragestellung.

„Ich kann kaum annehmen, daß es der Zufall war, der Sie um diese Stunde in den Neuen Garten führte," sagte er dann. „Sie wußten, daß eine solche Zusammenkunft zwischen den Gatten stattfinden sollte?"

Digitized by Google

„Ja.“

„Wodurch hatten Sie davon erfahren?“

„Annie Wilſon ſelbſt hatte es mir mitgetheilt.“

Wieder rückte der Amtsrichter an ſeiner Brille, ſeinem Geiſte eröffneten ſich da ganz neue Ausblicke: die Angſt und Dringlichkeit, mit welcher die junge Dame behauptet hatte, es habe Niemand um die Zuſammenkunft gewußt, Niemand ſie dahin begleitet, erhielt jetzt für ihn ein beſonderes Gewicht.

„Sie wußten, daß die junge Dame die Gattin des Marquis war?“ fragte er weiter.

„Erſt ſeit geſtern Vormittag. Ich traf ſie im Garten, ſtörte, wie ich ſpäter erfuhr, ein Zwiegeſpräch zwiſchen ihr und dem Marquis; in ihrer Verzweiflung vertraute ſie ſich mir an.“

„So, ſo, das geſchah Alles erſt geſtern Vormittag?“ unterbrach ihn der Amtsrichter, und es klang wie leiſer Zweifel hindurch.

„Gewiß; es geſchah ja nur, um mir die Macht zu erklären, welche jener Mann über ſie erlangt hatte. Zum Schluſſe theilte ſie mir mit, er habe ſie für den Abend zu einer Unterredung nach dem Neuen Garten beſtellt.“

„Und ſie forderte Sie auf, ſie dahin zu begleiten?“

„Im Gegentheil. Ich erbot mich, an ihrer Statt hinzugehen, aber ſie wollte es nicht zulaſſen, und verbat ſich ſehr entſchieden auch jede Begleitung.“

„Sie als Juriſt mußten doch aber wiſſen, daß Annie Wilſon's Ehe unter Umſtänden geſchloſſen war, die eine Trennung ſehr erleichterten, ja, daß ihre Giltigkeit über-

Digitized by Google

haupt angefochten werden konnte, da sie nur kirchlich, nicht auch bürgerlich getraut war. Machten Sie sie denn darauf gar nicht aufmerksam?"

„Gewiß that ich das; sie war sehr dankbar dafür und wollte sich in der bevorstehenden Unterredung mit ihrem Gatten darauf berufen."

„Eine solche wäre doch aber kaum nöthig gewesen."

„Doch, doch, es lag uns daran, daß die unselige Angelegenheit möglichst geräuschlos aus der Welt geschafft würde," erwiederte der Assessor hastig und unwillig darüber, daß sich der Amtsrichter bei solchen Nebendingen so lange aufhielt. Dabei war ihm das Wörtchen „uns" entschlüpft, das dem Amtsrichter ebensoviel zu denken gab, wie der Umstand, daß Annie in Abrede gestellt hatte — und zwar, wie er sich jetzt vergegenwärtigte, mit besonderem Nachdruck — daß sie etwas über die Anfechtbarkeit ihrer Ehe gewußt habe. Was bedeutete dieser Widerspruch zwischen ihren Aussagen und denen des Assessors?

„Die junge Frau ging also allein zu ihrer Zusammenkunft?" setzte er sein Verhör fort.

„Ja; ich behielt sie aber im Auge, und als sie das Haus verließ, schlich ich ihr unvermerkt nach."

Es war wohl Zufall, daß die Augen des Amtsrichters bei diesen Worten an Ernst's Gestalt hinunterglitten und an seinem schmalen, mit einem recht elegant gemachten Stiefel bekleideten Fuße haften blieben.

„Sie hörten, was die Beiden miteinander sprachen?"

„Ich hörte es, aber ich verstand nicht Alles; sie sprachen

ſehr ſchnell in franzöſiſcher Sprache miteinander, und ich konnte nicht ganz folgen. Soviel vernahm ich aber doch, daß der Marquis wie ein Raſender ſchrie, tobte und drohte, und daß Annie ſich entſchieden weigerte, ihm zu folgen."

„Zuletzt legte er Hand an ſie, und da eilten Sie zu ihrem Beiſtande herbei," ſagte der Amtsrichter, wie von der eigenen Spannung fortgeriſſen, ſehr ſchnell.

Der Aſſeſſor ſah ihn ſehr verwundert an, dieſe gar zu lebhafte Theilnahme an dem Vorgange befremdete ihn. „Ich fürchtete das auch, aber ſie riß ſich los und ſtürzte fort."

„Er verfolgte ſie?"

„Nur wenige Schritte."

„Weil Sie ihn daran verhinderten?"

„Ich hatte das nicht nöthig; er blieb plötzlich, wie ſich beſinnend, ſtehen."

„Und dann?"

„Je nun, dann folgte ich der jungen Dame, um mich zu überzeugen, daß ſie auch wohlbehalten in die Villa gelangte."

„Und das haben Sie geſehen?"

„Allerdings, und deshalb kann ich bezeugen, daß ſie den Marquis nicht ermordet hat."

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Zerstörte Träume.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

1.

Zum dritten Male schon an diesem Morgen klopfte es an der Thür des Ateliers, und Hans Berger rief daher ziemlich ungeduldig sein: „Herein!“ Er malte gerade an der Luft auf seinem neuesten Landschaftsbilde, und jede Störung war ihm ärgerlich. Aber sein Gesicht erheiterte sich, als diesmal der Briefbote in das Zimmer stapfte. Er brachte ein Kistchen — die Weihnachtssendung von daheim, die wegen winterlicher Verkehrsstörung verspätet eintraf.

Nun legte Hans doch die Palette weg, um auszupacken. Er war, trotz seiner vierundzwanzig Jahre, noch herzensfrisch und kindlich genug, um mit freudiger Spannung die sorgsam eingehüllten Ueberraschungen auszuwickeln. Er fühlte die Liebe, welche für ihn diese Geschenke geschaffen hatte; er sah das liebe, braune Haupt seiner Mutter sich bei der Lampe, noch zu später Stunde, über

Digitized by Google

die Deckchen herabbeugen, die ſie zum Schmuck ſeines Ateliers mit kunſtvoller altdeutſcher Stickerei verziert hatte, und während er das bunte Handtuch in eine leere Ecke hing und das Tiſchchen vor ſeinem Sopha mit der mütterlichen Gabe verſchönte, erfaßte ihn eine gewaltige Sehnſucht, ihr ſofort zeigen zu können, wie viel wohnlicher es nun in ſeinem kahlen Atelier geworden ſei, ihr jetzt gleich recht dankbar die fleißigen Hände drücken zu dürfen.

Sein Vater, Regierungspräſident v. Berger, war mit ganzer Seele Beamter und hätte den Sohn am liebſten in ſeinen Fußſtapfen wandeln ſehen; aber wenn es ſich um Hans handelte, dann wußte ſeine ſonſt ſo nachgiebige, ſanfte Frau ihrem Willen Geltung zu verſchaffen. Nur weil die Mutter ſeine Beſchützerin geweſen, hatte Hans ſeinen Wunſch, Maler zu werden, durchzuſetzen vermocht. Er war immer ihr Liebling geweſen; die Schweſtern hatten ihm das oft genug zu hören gegeben.

Mit einem leiſen Anflug von Heimweh hing er den Erinnerungen nach, die ihm die Weihnachtsſendung wachgerufen. Nur für die kunſtvollen Bäckereien, von welchen die Mutter ihm ſtets ſein reichlich Theil zukommen ließ, hatte er wenig Sinn. Er warf die ſchöngeformten, nach Chokolade und Zimmt duftenden Herzchen, Sternchen und Ringe ziemlich gleichgiltig auf eine alte Zinnſchüſſel, die er ſich einmal beim Antiquar gekauft, und ſetzte ſich wieder an die Arbeit.

Aber kaum hatte er die Farben zurecht gemiſcht, als auf's Neue geklopft wurde. Ein etwa achtjähriges Mädchen, mit vor Kälte gerötheten Wangen, ſtand ſcheu auf

Digitized by Google

der Schwelle und frug: ob der Herr keine Pinsel oder Malbrettchen brauche?

Er kannte das Kind. Es gehörte einer im Hinterhause wohnenden armen Familie. Der Vater war Schreiner gewesen, hatte sich dann, da er zu schwächlich für das Handwerk geworden, einen Farbladen gekauft, nach wenigen Jahren aber Bankerott gemacht. Er fristete nun sein Leben und das von Frau und Kind, indem er allerlei Utensilien für Maler lieferte, Leinwand grundirte und einspannte, Schutzrahmen für die Bilder anfertigte u. s. w.

„Ich habe gar nichts nöthig — gar nichts!" rief Hans ziemlich barsch, denn durch die geöffnete Thüre strömte eine kalte Luft herein. Dann aber blickte er auf, sah auf dem Gesichte der Kleinen den Ausdruck frühreifen Ernstes, den die Noth Kinderzügen aufprägt, und bereute seine schroffe Abweisung.

„Komm nur herein," rief er ihr nach, „und schließe die Thür! Pinsel braucht Unsereiner ja immer! Kannst auch ein paar Brettchen dalassen!"

Schüchtern trat das Kind über die Schwelle. Die kleinen Füße ließen ihre Schneespuren neben den großen des Briefboten auf dem abgetretenen Boden zurück. Hans erhaschte den Blick, den das Mädchen auf die Zinnschüssel mit Süßigkeiten warf, jenen Blick sehnsuchtsvoller Bewunderung, mit dem hungrige Kinder die Auslagen an Konditorläden betrachten.

„Nimm Dir davon, soviel Du magst!" rief er lustig.

Das Kind sah ihn erst zaghaft an, näherte sich dann

Digitized by Google

mit verlegenem Gesichtchen der Schüssel und nahm vom äußersten Rand eine Rose aus Marzipan.

Hans hörte, weiter malend, das Knuspern der jungen Zähne. Aber die Kleine war rascher satt, als er gedacht hatte. Erröthend, verlegen kam sie zu ihm heran und sagte: „Dank schön, Herr!“ Auf sein Zureden, weiter zu naschen, schüttelte sie verneinend das Köpfchen. Dabei sah er, daß die gestrickte Haube, die sie trug, oben, in der Mitte, ein Loch hatte, aus dem ein Büschel goldbrauner Löckchen heraushing. Diese reizende Natur, die aus der armseligen, zerrissenen Hülle so üppig hervorquoll, hatte etwas Komisches und Rührendes zugleich.

„Wie heißt Du eigentlich, Kleine?“ frug er, sie beim Kinn nehmend, und ihr in das weiche Gesicht blickend, dessen rosiges Weiß um so frischer und leuchtender erschien neben der grüngrauen Farbe des abgetragenen Röckchens und Umschlagtuches.

„Gretel,“ sagte sie, die glänzenden braunen Augen mit den langen Wimpern schüchtern aufschlagend.

„Weißt Du was, Gretel, Du kommst nun jeden Tag zu mir, bis Du die Zinnschüssel leer gegessen hast! Magst Du?“

Sie nickte mit einem glückseligen Erröthen. —

Von dem Tage an ward sie sein kleiner Kamerad. Der mütterliche Süßigkeitenvorrath reichte lange, da Gretel nur wie ein Vöglein naschte, und als die Schüssel leer geworden, war der Maler schon so sehr an seinen Kinderbesuch gewöhnt, daß er ihn gar nicht hätte missen mögen. Das kleine Mädchen aber war ganz selig, wenn sie nur

Digitized by Google

hinter ihm stehen und ihm zusehen durfte, wie er die Farben mischte und dann auf die Leinwand strich. Ihm aber that es wohl, daß seine Kunst wenigstens das kleine Ding verblüffte, da er bis jetzt, außer der fernen Mutter, keinen einzigen Menschen wußte, den sein Können in Erstaunen versetzt hätte.

Als er im Sommer mit ein paar Freunden auf's Land ging, da weinte das Gretel heiße Thränen beim Abschied, und der stürmische Jubel, mit dem sie ihn dann bei der Wiederkehr empfing, war ihm ein lieber Willkommgruß. Sie lief nun wieder zu ihm, so oft sie keine Schule hatte; sie machte ihm kleine Botengänge und lernte Pinsel und Palette putzen. Wenn er ganz ungestört sein wollte, so gab er ihr ein altes Skizzenbuch und ein paar farbige Stifte; dann saß sie stundenlang mäuschenstill und — malte auch. Er lachte zuweilen, daß ihm die Thränen in die Augen traten, über die grotesken Menschen und Thiergestalten, mit denen sie die Blätter vollkritzelte. Bei aller Naivetät der Ausführung aber verriethen die Zeichnungen doch eine scharfe Beobachtungsgabe, die nicht allen Kindern eigen ist, so daß er allmählig die Ueberzeugung gewann, in dem kleinen Mädchen schlummere ein künstlerisches Talent.

„Schade drum!" dachte er.

Dabei blieb es lange Zeit. Ein paar Jahre gingen dahin; das Kind mußte bald der Schule entwachsen, und Hans frug sich zuweilen, was wohl aus dem Gretel werden würde.

Einmal hatte er sich, um eine Staffage zu malen, ein

Digitized by Google

Modell genommen. Gretel begegnete der Fremden in ihrem schäbig-modernen Aufputz im Hausflur, und als die Kleine wieder in das Atelier kam, frug sie, mit ihren neugierigen Kinderaugen zu Hans aufblickend: „Nicht wahr, diese schöne Dame ist ein Modell? Die Mutter hat gesagt, ich darf auch einmal Modell werden!“

Hans fuhr unwillig auf: „Gott bewahre! Was fällt Dir ein?“ Ein zorniges Roth stieg ihm in die Stirne. Er brachte die Worte von den Kinderlippen nicht mehr aus dem Sinn, sie brannten ihm ordentlich auf dem Herzen: „Ich darf auch einmal Modell werden!“

Das unschuldige, liebe Gesichtchen! Die klaren, reinen Augen! Sie sollten sich in jedes Atelier verirren, von jedem Maler als Objekt betrachten lassen — für fünfzig Pfennig die Stunde — und so lange angeblickt werden von gleichgiltigen und dreisten Gesellen, bis die Wangen das Erröthen verlernt, bis die Augen den göttlichen Schimmer verloren, bis sie schamlos und frech geworden waren?

Und eine Mutter gab dazu ihr Kind her! Eine Mutter arbeitete sich nicht lieber die Hände blutig, ehe sie die kindliche Schönheit ihrer Tochter so schnöde zu verwerthen suchte? Und doch! Konnte er es den Menschen verdenken, die kümmerlich ihr Leben fristeten, wenn die Erwerbsfähigkeit der Kleinen ihnen wie eine Rettung erschien?

Ein unsäglicher Jammer mit der Armuth ergriff ihn, ein quälendes Mitleid mit dem lieben, unverdorbenen Geschöpfchen, das auf einen so gefährlichen Weg geschickt werden sollte, auf dem es zu Grunde gehen mußte, um

ſo raſcher, da es ſo blühend hübſch, um ſo bitterer, da es ſo weichherzig und anſchmiegend war.

„Schade drum! Schade drum!“ Er wiederholte die Worte immer wieder; aber er dachte lange nicht daran, in das Schickſal der Kleinen einzugreifen.

Manche Woche war vergangen, ſeitdem ihm Gretel den Plan ihrer Mutter mitgetheilt hatte; da packte es ihn plötzlich, mitten in der Arbeit, daß er dieſes Unrecht nicht geſchehen laſſen dürfe. Er ſprang von der Staffelei auf, ſchlüpfte in einen beſſeren Rock und lief in das Hintergebäude, zu Gretel's Eltern. „Ignaz Widmer“ ſtand auf einem kleinen Schildchen an der Thür.

Hans hatte die Wohnung der Leute nie betreten; aber ſie kannten ihn natürlich, und Frau Widmer begrüßte ihn mit freudiger Ueberraſchung: „Ah, welch' eine Ehre! Der Herr Berger kommt ſelbſt zu uns! Womit können wir dienen?“

Sie war eine hübſche, üppige Blondine, jung und blühend, und machte durchaus keinen ärmſeligen Eindruck. Im Vergleich zu den ſchlechten Fähnchen, in welchen ſie ihr Kind herumlaufen ließ, ſchien ihr Hausanzug gut erhalten und mit eitler Sorgfalt zuſammengerichtet. Die Aermel hatte ſie aufgeſtreift, und während ſie ſich bemühte, die Falten über die Ellenbogen herabzuziehen, warf ſie einen koketten Blick auf den jungen Mann, als wäre ſie überzeugt, der Maler müſſe ihre ſchöngeformten weißen Arme bewundern. Hans mußte in die Stube treten, in der ein Kochofen ſtand, auf dem eben die Suppe übergelaufen ſein mußte, denn es ziſchte noch auf der heißen

Digitized by Google

Platte, und ein brenzeliger Geruch füllte den Raum. Die Frau schien am Fenster gesessen zu haben, ein Kolportageroman lag hier neben einem angebissenen Apfel. Das Kind war nicht zu Hause.

Im Nebenzimmer, in einem sehr frostigen Gelaß, arbeitete der Mann. Er hüstelte etwas, sah vergrämt aus und hatte in den Augen jene fieberhafte Rastlosigkeit der Menschen, die beständig schaffen und schaffen müssen, die das Gespenst der Noth vorwärts hetzt. Es war ein schroffer Gegensatz zwischen seiner hageren, düsteren Gestalt und der lebensfrischen, trägen seiner Frau. Hans gab dem Mann ein paar Aufträge, die er als Vorwand für seinen Besuch genommen. Widmer nickte nur, schrieb die Maße auf und arbeitete weiter, während der Maler wieder mit der Frau in die Wohnstube zurücktrat. Aus dem Plaudern der Kleinen hatte Hans entnehmen können, daß die Mutter den Ton angebe; er hielt es deshalb für klug, vorerst mit der Frau über das Kind zu sprechen und sie bei guter Stimmung zu erhalten. Er nahm daher den Stuhl, den sie ihm anbot, und ließ sie plaudern, obwohl ihm der Ausdruck in ihrem Gesicht, ihr ganzes Wesen mißfielen. Sie lachte ihm mit dreister Freundlichkeit in's Gesicht und zeigte dabei ein paar prächtige weiße Zahnreihen.

„Das Gretel ist so viel bei Ihnen, Herr Berger," sagte sie nach einer Weile. „Ich fürchte, das wilde, dumme Ding fällt Ihnen oft lästig."

Er ergriff sofort die Gelegenheit, auf das Thema zu kommen, das ihn hergeführt hatte.

„Das Gretel ist weder dumm noch wild; im Gegen-

Digitized by Google

theil sehr anstellig, vernünftig und brav. Sie sollten wirklich das Mädchen etwas Ordentliches lernen lassen."

Frau Widmer lachte nicht mehr. „Sie haben gut reden, Herr. Aber wenn man einen kränklichen Mann hat, und von der Hand in den Mund lebt! Ja, ich hätte es auch besser haben können! Aber, mein Gott, mit siebenzehn Jahren ist man ja so dumm. Was weiß man vom Leben? Wenn ich klug gewesen wäre, könnte ich jetzt eine reiche Bäckersfrau sein, meine Dienstboten halten und am Sonntag ein seidenes Kleid tragen. Aber nein, der Bäcker war mir zu alt und zu dick; der Ignaz sah schmucker aus. Da habe ich's nun! Dick ist der freilich nicht geworden, aber von Jugend und Schönheit sieht man auch nicht mehr viel. Der Bäcker aber —"

Sie hätte wohl noch länger von sich gesprochen, Hans aber unterbrach sie ziemlich ungeduldig: „Sie sagten eben, ein junges Mädchen von siebenzehn Jahren sei dumm! Ihre Tochter wird aber auch einmal siebenzehn Jahre alt sein, Frau Widmer, und wenn Sie wirklich, wie das Gretel mir erzählte, beabsichtigen, sie als Modell in die Ateliers zu schicken —"

Die Frau legte ihm plötzlich die Hand auf den Arm und deutete dann, den Finger auf den Mund drückend, auf das Nebenzimmer, dessen Thür nur angelehnt war. Hans sah sie aber nur um so strenger und vorwurfsvoller an und sprach seinen Satz laut zu Ende: „Ja, Frau Widmer, wenn Sie das thun, so wird's Ihre Tochter wahrscheinlich einmal noch viel bitterer bereuen, als Sie Ihre Heirath."

Digitized by Google

Man hörte nebenan das Hämmern und Nageln des arbeitenden Mannes; das ſchien die Frau zu beruhigen; ſie antwortete, allerdings in halblautem Tone: „Wer weiß? Es hat ſchon manches arme Ding, das Modell ſtand, eine gute Parthie gemacht. Jedenfalls kann das Gretel auf dieſe Weiſe am raſcheſten Geld verdienen. Wenn ich ſie in einen Dienſt ſchicke — das iſt auch nicht beſſer.“

„Doch, ſie lernt dann etwas. Als Modell aber lernt ſie nichts, abſolut nichts, und kann betteln gehen, wenn ſie alt und häßlich geworden iſt. An die Zukunft ſollten Sie doch auch denken.“

Die Frau warf ihm einen böſen Blick zu. „Ich meine, es ſollte ſich eben Jeder um ſeine eigenen Angelegenheiten kümmern. Mit Rathſchlägen und Ermahnungen ſind die reichen Leute freilich immer freigebig.“

„Ich bin zwar nicht reich,“ erwiederte Hans raſch und mit offener Entrüſtung, „aber ich wäre gerne bereit, wenigſtens für den Unterricht Ihrer Tochter etwas beizutragen.“

„Schön Dank für die große Güte!“ erwiederte ſie, die Achſeln zuckend und die breiten Lippen aufwerfend. In ihrer ärgerlichen Erregung vergaß ſie ſogar, die Stimme zu dämpfen. „Nein, Herr Berger, damit iſt uns nicht gedient. Ich habe es dem Maler Schildhart auch bereits verſprochen, daß ich das Gretel zu ihm ſchicke, ſobald ſie ſchulfrei iſt. Drei Mark im Tage kann ſie bekommen; vielleicht auch noch mehr! Das können wir brauchen. Hübſch wird ſie ja, Gott ſei Dank! und Modellſtehen iſt keine harte Arbeit —“

Digitized by Google

Sie brach jählings ab, denn ihr Mann ſtand hinter ihr, und ein heiſerer Ton des Zornes ſchlug an ihr Ohr; aber er mußte erſt nach Athem ringen, ehe er die Worte hervorſtieß: „Was willſt Du mit dem Gretel? Modell! Schämſt Dich nicht? Erſt habe ich doch auch noch ein Wort mitzureden! Alles hab' ich gethan! Mein bischen Hab und Gut verſchleudert, Schulden gemacht, Tag und Nacht hab' ich gearbeitet, nur damit Du die Hände in den Schoß legen kannſt und wir doch nicht verhungern müſſen. Aber mein Kind ſollſt Du nicht zu Grund richten! Da hört's auf, mein Stillhalten, meine Geduld! — Ich danke Ihnen, Herr, daß Sie die Rede darauf gebracht haben. Hinter meinem Rücken alſo hätte ſie das Kind in die Ateliers geſchickt! Aber nun — nun geſchieht's nicht, Herr Berger! Nein, ſo lange ich noch ein Glied rühren kann, geſchieht's nicht! Jetzt halte ich ſchon die Augen offen für mein Gretel!"

Er zitterte am ganzen Körper. Wie bei allen ſtillen, paſſiven Naturen ſchien es einer tiefinneren Erregung zu bedürfen, um ihn ſo aus ſeinem gewohnten Schweigen aufzurütteln. Heiß brannten die Augen aus dem blaſſen, hageren Geſicht hervor, die feuchten, ſchlichten Haare klebten ihm an der Stirne. Die Frau ſtarrte ihn erſt völlig ſprachlos an, mit ſichtlichem Erſchrecken; dann aber kam wieder ihr ſelbſtbewußter Trotz über ſie.

„Nun, wir wollen ſehen," rief ſie heftig, „ob nicht doch das geſchieht, was ich will. Das Gretel wird Modell! Daran iſt nichts Schlimmes! Und ich will's einmal, und damit baſta!"

Digitized by Google

Der Mann, der sie finster angeblickt hatte, schien plötzlich ganz außer sich zu gerathen. So zornentflammt stürzte er auf die Frau zu, daß Hans unwillkürlich eine Bewegung machte, um ihn zurückzuhalten.

„Unterfteh' Dich!" schrie er sie an. „Das Kind kommt nicht aus dem Haus! Lieber bring' ich Dich um! Dich und mich, uns Alle!" Er hatte ihr Handgelenk erfaßt mit so eisernem Griff, daß sie vor ihm in die Kniee sank. Mit glühenden, drohenden Augen blickte er ihr in das Gesicht, und so schmächtig der verarbeitete, von Gram abgezehrte Mann neben der lebensvollen, wohlgerundeten Frau erschien, sie zitterte vor der Kraft, die seine Entrüstung ihm gab, und flehte schluchzend: „Laß mich los! Laß mich los!"

Sobald er sie freigab, lief sie aus der Stube, die Thür laut hinter sich zuschmetternd.

Dem jungen Maler gefiel der Mann, den seine Angst um die Tochter so erregte. Wie selten solch' ein Auftritt war, zeigte ihm die Art, wie der arme Mensch sich nun die Haare aus der Stirne strich, ganz erschöpft und verwundert aufblickte und vor sich hin murmelte: „Einmal reißt jede Geduld! Ja, einmal reißt sie!" Und er seufzte tief auf.

Hans schüttelte voll Theilnahme die hartgearbeitete Hand Widmer's.

„Es ist brav von Ihnen," sagte er, „daß Sie in diesem Punkte Ihrer Frau nicht nachgeben. Mich hat's selbst ganz krank gemacht, so wenig mich ja im Grunde das Kind zu kümmern hat, als ich das Wort hörte: Modell! Es sind ja gewiß nicht immer schlechte Geschöpfe,

Digitized by Google

die sich dazu hergeben; nein, Gott bewahre, aber arme, bedauernswerthe. Und einen gar seltenen Schutzengel müßte ein hübsches junges Ding haben, das sich rein und gut erhielte bei so gefährlichem Beruf. Und sehen Sie, Herr Widmer, das Gretel ist wirklich talentvoll! Wenn man ihr Zeit gönnte, in einer ordentlichen Schule zeichnen zu lernen, dann brächte sie's zu was, zu was Ordentlichem, daß sie nicht blos für sich sorgen, sondern auch eine geachtete Stellung erringen könnte. Was ich thun kann, um ihr dazu zu verhelfen, es soll wahrlich geschehen!"

Hans hatte immer wärmer gesprochen, weil er sah, wie das hagere Gesicht des Mannes aufleuchtete bei dem Lobe seiner kleinen Tochter. Die Augen standen dem armen Menschen voll Wasser, wie er dann mit bebenden Händen die Rechte des Malers ergriff: „Herr Berger, wenn Sie mir rathen, mir helfen wollen, daß mein Kind etwas Ordentliches wird wahrhaftig, dann möcht' ich wieder an einen Himmel glauben, an dem ich schon recht oft verzweifelt bin, nur damit Sie belohnt werden könnten, denn ich — ach Gott, ich kann ja nur mein armseliges ‚Vergelt's Gott!' sagen für Ihre Theilnahme." —

So gerührt verließ Hans die Wohnung im Hintergebäude, daß der Entschluß bei ihm feststand: er wollte für Gretel's Ausbildung sorgen.

Aber wie? Das Honorar für den vorbereitenden Zeichenunterricht und für die Kunstschule hätte er ja bei einiger Sparsamkeit wohl bestreiten können; aber es handelte sich nicht allein darum. Das Kind brauchte auch allerlei Material, das die Eltern nicht zu beschaffen in

der Lage waren; es brauchte vor Allem bessere Kleider. Wie aber konnte er sich auf Jahre hinaus verpflichten, da er selbst ganz von seiner Familie abhing? Bis jetzt verdiente er kaum Nennenswerthes; er verkaufte freilich seine Bilder, aber zu welchem Preise! So, daß kaum die Rahmen und die Oelfarben und die Ateliermiethe gedeckt waren. Mit seinen Privatmitteln also ließ sich unmöglich für Gretel etwas ausrichten. Aber plötzlich hatte er eine Idee: in wenigen Wochen sollte in der Künstlergenossenschaft ein größeres Fest stattfinden, an dem sich auch Kunstfreunde, Beamte, Offiziere und Andere zu betheiligen pflegten.

Bei solchen Gelegenheiten hatte schon öfter eine kleine Verloosung oder eine humoristische Versteigerung von Bildern, Skizzen, Zeichnungen stattgefunden, und waren für diesen oder jenen Zweck ganz ansehnliche Summen erzielt worden. Den guten Zweck hatte er; es fehlten ihm freilich die Bilder, aber das machte ihm nicht bange. Er ging sofort daran, seine Kameraden für sein Vorhaben zu gewinnen, und lief dann unermüdlich von Atelier zu Atelier, um mit warmen Worten über seinen Schützling um einen Beitrag zu bitten. Künstler haben ja meist ein offenes Herz und eine freigebige Hand, und Hans war beliebt bei Alt und Jung; so hatte denn die Sammlung den besten Erfolg. Die hervorragendsten Künstler öffneten für den Bittenden mit den warmen jungen Augen ihre Mappen, und als der Festabend herankam, hatte Hans allerdings viele Plage hinter sich, aber er konnte auch mit Stolz auf die kleine Ausstellung blicken, welche die Freunde

Digitized by Google

mit ihm hergerichtet hatten, die er nur der Macht seines Wortes verdankte und die mit den verschiedenen Nummern von berühmten Händen fast einem Kapital gleichkam.

Die Sache ging über alles Erwarten gut. Die Herren waren in lustiger Stimmung und Jeder hatte den lebhaften Wunsch, eine originelle Studie oder ein Albumblatt als Erinnerung an den Abend mit nach Hause zu nehmen. So fand sowohl die Verloosung wie die witzige Versteigerung den besten Anklang.

Hans war vor Freude wie berauscht, als er das Ergebniß seines Unternehmens überblickte: eine Summe von etwas über dreitausend Mark. Am liebsten wäre er noch in der Nacht um zwei Uhr in die Widmer'sche Wohnung gelaufen, um ihnen die frohe Botschaft zu bringen. Nur auf Zureden seiner Freunde, die ihn nach Hause begleiteten, damit er nicht jedem Vorübergehenden auf der Straße zurief: „Ich habe dreitausend Mark für das Gretel!" entschloß er sich, bis zum Morgen zu warten.

Sein erster Gang am nächsten Tage war zu einem ihm bekannten Bankier, dem er die Summe übergab. Er war nicht unklug genug, dieselbe den Eltern des Kindes anzuvertrauen. Als er wieder zurückkehrte, begegnete er im Hausflur seinem kleinen Schützling. Grete hielt die Schürze vor die Augen und weinte vor sich hin. Auf seine Frage, was ihr denn geschehen sei, brach sie nur in heftigeres Schluchzen aus.

Er nahm sie bei der Hand und führte sie in sein Atelier; aber alle Versuche, das Kind zu erheitern oder doch zum Aussprechen seines Kummers zu bewegen, blieben

Digitized by Google

erfolglos. Erst die alte Aufwärterin, die den Maler bediente, flüsterte ihm mit wichtiger Miene die Neuigkeit zu, die man sich im ganzen Hause erzählte.

„Wissen Sie, Herr Berger, die Mutter von dem Gretel ist fort, auf und davon gelaufen, schon seit mehreren Tagen. Es heißt, wegen des Kindes hätten die Leute sich gezankt. Mein Gott, sie taugte nicht viel und war zu faul, um nur ihren Haushalt zu versorgen, während der arme Widmer sich plagen muß von früh bis spät. Aber trotzdem hat er sie gern gehabt — nun, hübsch ist sie ja auch, und die Männer sind einmal so, daß sie nur auf's Aeußere 'was geben. Bis heute hat er gehofft, sie käme doch wieder zurück. Nun soll er aber einen Brief von ihr gekriegt haben, in dem sie schreibt: sie sei in Wien, und um keinen Preis ginge sie wieder heim zu ihm. Niemals! In wahrer Verzweiflung ist er fortgestürzt aus dem Hause. Sie fürchten, er hängt sich auf oder geht in's Wasser!"

Gretel's Weinen rührte den jungen Maler nun noch tiefer, als vorher, da er wußte, daß es kein harmloser Kinderschmerz war, der das arme Ding so ganz fassungslos machte. Doch als nun Stunde um Stunde verging, als es schließlich Abend wurde, ohne daß irgend Jemand nach dem kleinen Mädchen frug, wurde es ihm ordentlich bang zu Muthe. Was sollte er mit dem Kind? Fortschicken wollte er es doch nicht, wenn es ganz verlassen war, und behalten konnte er's doch auch nicht wohl. Er hatte Mittags sein Essen holen lassen und es mit Gretel getheilt; doch nun warteten die Kameraden auf ihn; es

Digitized by Google

ging doch nicht, daß er das Kind mit in die Kneipe nahm.

Aber so rathlos er sich auch fühlte, dem Gretel sagte er nur gute, tröstende Worte.

Endlich, nachdem Hans schon die verschiedensten Pläne in seinem Kopfe hin und her gewälzt hatte, wurde nach Gretel gefragt. Ein ältliches Mädchen mit einem blassen Gesicht und sanften Augen stellte sich als Widmer's Schwester vor und wollte das Kind nach Hause holen. Hans begrüßte sie wie einen rettenden Engel. Aber das kleine Mädchen klammerte sich an ihren Freund, den Maler, und schluchzte: „Ich will nicht nach Hause! Ich will bei Ihnen bleiben, Herr Berger. Schicken Sie mich nicht fort!"

Mit einer freundlichen Stimme suchte die Tante das leidenschaftlich weinende Kind zu beruhigen.

„Dein Vater ist wieder da und fragt nach Dir; Du mußt recht brav und gut mit ihm sein jetzt. Aber ich bleibe auch bei Dir, Gretel!"

„Ja, geh, Kind!" mahnte Hans. „Komm nur bald wieder und sage Deinem Vater, daß ich mein Versprechen gehalten hätte, und daß Du nun auf die Zeichenschule sollst. Nicht wahr, Gretel, das freut Dich doch?"

Da hob das Kind die nassen Augen empor und sah ihn strahlend an. In ihrem Blick lag ein Ausdruck der Dankbarkeit, der Begeisterung, der weit über ihre Jahre hinausging. Kinder, die früh mit dem Ernst des Lebens bekannt werden, reifen auch früh heran zu tiefen Empfindungen. Sie gehorchte nun ohne ein weiteres Wort

Digitized by Google

der Widerrede. An der Thür wendete sich die Tante noch einmal um und flüsterte: „Gott sei Lob und Dank, daß mein Bruder doch an sein Kind dachte und wieder heimkam! Was habe ich für eine Angst ausgestanden! Nun, im Vertrauen, Herr Berger, für das Gretel ist's ein Glück, daß die Frau fort ist. Ich bin Näherin und muß mir meinen Lebensunterhalt verdienen, aber für das bischen Haushalt reicht die Zeit auch noch, und es soll dem Ignaz nun besser gehen und auch dem armen Ding!"

Sie blickte mit gutmüthigen Augen auf das Kind, und Hans reichte dem alten Mädchen ganz bewegt die Hand. Er fühlte, daß sie eines jener seelenguten Geschöpfe war, die helfend, sich opfernd durch die Welt gehen, wenn sie auch ihr Leben lang im Schattenwinkel bleiben.

Der moderne Mensch aber lebt zu unruhig, um einem ganz selbstlosen Gefühl auf die Dauer einen breiten Raum gewähren zu können. Das Interesse des Malers an dem hübschen Kinde hatte seinen Höhepunkt erreicht und schlief jetzt allmählig ein. Das Mädchen besuchte die Zeichenschule, und der Bankier zahlte in bestimmten Raten die erforderliche Summe aus. So war die Sache geordnet.

Der Dankbarkeit des Vaters, der, seitdem seine Frau ihn verlassen hatte, nur noch düsterer und vergrämter geworden war, entzog sich Hans mit einer ganz nervösen Ungeduld. Gretel kam wohl noch ab und zu in sein Atelier, aber sie hatte weniger Zeit als früher. Das Kind wuchs rasch, sah mit zwölf Jahren schon groß und kräftig aus, und eines Tages, als sie bei ihm zu Besuch

Digitized by Google

war, neckte ihn sein Freund, der Maler Alfred König: „Gelt, Hans, jetzt spielst Du den väterlichen Beschützer dem hübschen Kind gegenüber; Du denkst, in ein paar Jahren ist sie ein großes hübsches Mädchen und muß sich aus Dankbarkeit in Dich verlieben! O, ich durchschaue Dich, Du Gleißner!"

Ueber Berger's Stirne flog ein zorniges Roth; er erwiederte nichts, aber seitdem forderte er Gretel nicht wieder auf, ihn zu besuchen. Als sie aber dennoch einmal kam, um ihm ihr Zeichenheft zu zeigen, war er viel weniger freundlich als sonst und schickte sie eiligst wieder weg; er wußte, daß sein Freund König jeden Augenblick kommen konnte.

Das Gretel aber schlich sehr traurig die Treppe hinunter. Sie verstand wohl, daß der Maler sie los sein wollte, und war feinfühlig genug, um eine kränkende Demüthigung zu empfinden. Es war ein so einsames Kind, ohne Geschwister, ohne Mutter. Und in seinem heißen jungen Herzen lebte so viel dunkle Sehnsucht, es wußte nicht nach was; nach Allem, was es in dem Atelier seines Beschützers früher immer gefunden hatte, wo die Welt so viel lichter, sonniger und schöner schien, als zu Hause. —

Es war ein Zufall, daß Hans bald darauf ausziehen mußte; aber das kleine Mädchen glaubte nun ganz bestimmt zu wissen, daß er sie gar nicht mehr leiden möge. Als die Staffelei herabgetragen wurde, und der Wagen mit den Geräthschaften des Malers fortfuhr, da fühlte Gretel einen wilden, dumpfen Schmerz, und sie saß versteckt auf der Kellerstiege, damit er ihr nicht Lebewohl

Digitized by Google

sagen konnte. Sie sah plötzlich die weite Kluft zwischen sich und ihrem guten heiteren Freunde; sie verstand, daß er sich nur aus Mitleid mit ihr beschäftigt habe. Und ein glühender Ehrgeiz regte sich in ihr, recht, recht viel zu lernen, seinesgleichen zu werden! Es waren verschleierte, verworrene Kinderträume, aber ein leidenschaftliches Gefühl lag ihnen zu Grunde.

Dem Maler aber entschwand das Mädchen aus den Augen und so ziemlich auch aus dem Gedächtniß. Gretel wagte nicht mehr, ihn im neuen Atelier zu besuchen. Zu Neujahr nur schrieb sie ihm jedesmal einen Dankesbrief und legte ihre Zeugnisse bei. Sie machte gute Fortschritte, und Hans freute sich, als er hörte, die von ihrem Manne inzwischen geschiedene Mutter habe sich in Wien anderweitig verheirathet, und Ignaz Widmer ginge es nun in seinem kleinen Haushalte viel besser, als früher.

2.

Die Jahre gingen hin. Hans hatte die mühevollen Kämpfe des Anfängers hinter sich. Sein Name besaß jetzt in den Kreisen der Kunstverständigen einen guten Klang; die Kritik sprach mit Anerkennung von seinen Bildern, und das Publikum kaufte sie zu hohen Preisen. Er war erst vor Kurzem von einer Reise in die Niederlande zurückgekehrt und noch zu unstät, um fleißig an der Staffelei zu sitzen.

Etwas gelangweilt, trieb er sich eines Abends im Nymphenburger Park umher, als ein paar weibliche Ge-

Digitized by Google

ſtalten ihm unter dem grüngoldigen Laubdach entgegen kamen. Neben einer ältlichen, ſehr ſchlichten Begleiterin ſchritt ein ſchlankes, großes Mädchen, das ein Skizzenbuch in der Hand trug. Er blickte ſie im Vorübergehen an; ſie machte eine Bewegung des Erkennens, ihre Wangen färbten ſich mit einer plötzlichen Röthe, das hübſche, ernſte Geſicht ſchien ihm ſo bekannt, und doch ſchritt er an ihr vorbei. Dann aber wendete er ſich plötzlich lebhaft um. „Gretel! Fräulein Grete!“ rief er.

Sie blieb ſtehen, und er ſtreckte ihr beide Hände entgegen in freudiger Begrüßung.

Das alſo war das Kind mit der zerriſſenen Haube, das Kind mit den hungrigen Augen, das ihm einſt ſo bemitleidenswerth erſchienen war! Eine junge Dame, neben welcher die Tante, deren Geſicht noch welker geworden war, als habe ſie ſich tauſend Fältchen in Stirne und Wangen genäht, ſich ausnahm wie die beſcheidene Dienerin neben der ſtolzen jungen Herrin. Es lag nicht im Anzug; Grete war ganz einfach gekleidet, aber ihr Wuchs, ihre Bewegungen, die Art, wie ſie den Kopf trug, hatten etwas Vornehmes, und als der Blick ihrer Augen den Maler traf — der ſchönen braunen Augen mit dem ſammetweichen Duft, wie die friſch aus der Schale gefallene Kaſtanie — da fühlte er ſich faſt ſchüchtern und befangen vor ihr. Es war noch das alte, weiche, roſige Kindergeſicht; aber um die Lippen lag ein ernſter, entſchloſſener Zug, und aus jeder Linie ſprachen Muth und Kraft. Auch die Stimme heimelte ihn an und ſie hatte doch eine ſo ruhige Sicherheit gewonnen. Sie erzählte

Digitized by Google

ihm auf seine Frage, wie es ihr gehe, daß sie, sobald sie die Schule verlassen, von einer großen Tapetenfabrik als Musterzeichnerin angestellt worden; und als sie ihm die Bedingungen nannte, rief er: „O, da gratulire ich Ihnen! Mancher meiner Kollegen würde Sie beneiden, wenn er gleich doppelt so alt ist, wie Sie!“

„Nicht wahr?“ sagte die Tante mit ihrem ängstlichen Altjungfergesicht. „Es ist ein unerhörtes Glück! Nebenbei verdient die Grete auch noch mit Malereien auf Fächer, Ofenschirme und dergleichen so viel Geld. Und doch ist sie immer noch nicht zufrieden.“

Grete schüttelte ungeduldig den Kopf, da er sie überrascht anblickte.

„Aber Tante! Vor Herrn Berger kann nur von Einem die Rede sein, von meinem großen Dank! Denn ohne Sie —“

„Thun Sie mir den Gefallen, Grete, und sprechen Sie nie wieder von Dank!“ unterbrach er sie. „Den Dank haben Sie ausgetreten mit den Kinderschuhen, abgetragen mit Ihren schönen Neujahrsbriefen, nein, im Ernst, mit dem, was Sie geworden sind. Ich war einmal für Ihre Kinderbegriffe so eine Art Rübezahl oder Nikolaus, oder sonst ein gutes, graues Fabelwesen; aber damals standen Sie als armes, kleines Ding vor mir, und jetzt, jetzt muß ich stolz auf Sie sein, Grete!“

Seine Stimme klang erregt, seine Pulse klopften rascher; er sah erst jetzt, seit er an der Seite des Mädchens ging, die poesievolle Frühlingspracht des Parkes mit den schöngepflegten Wiesen, auf deren bunten Blumen die Schmetter-

Digitized by Google

linge flogen, mit den glitzernden Seen und Bächen, auf denen die weißen Schwäne langsam heranschwammen.

„Und warum sind Sie nicht zufrieden, Grete?“ frug er plötzlich.

Sie warf mit anmuthigem Trotz den Kopf zurück und sagte dann lächelnd: „O, die Tante ist so bescheiden geartet. Sie meint, der kleinste Erfolg sei schon eine unverdiente Gnade. Ich aber sehe nicht ein, warum ich nicht das Höchste wünschen und begehren sollte!“

Er sah sie bewundernd an. Ja, ihre sieghafte Jugend hatte das Recht, das Beste, das Höchste zu wünschen. Was hätte er nicht darum gegeben, zu ergründen, welche Träume vor den braunen Mädchenaugen flatterten, die so kühn, so begeistert zu dem blauen Himmel aufblickten?

Hans hatte im Punkte der Liebe wenig Erfahrungen gesammelt. Er hatte seine Abenteuer gehabt, wie Andere auch; aber sie waren ihm nicht tief gegangen. Seine einzige, ernste Neigung datirte in seine Jünglingsjahre zurück, in die Zeit, da er noch zu Hause bei den Eltern gelebt hatte. Das Mädchen, das er damals lieb gehabt, war die Tochter eines Gutsbesitzers. Theodolinde — Linda wurde sie meist genannt — war die schönste, reichste und gefeiertste Dame in den Kreisen seiner Heimathstadt gewesen. Die Sicherheit, mit der die Sechzehnjährige auftrat, der Nimbus, der sie umgab, hatten ihm einen gewaltigen Eindruck gemacht. Wie ein Gott war er sich erschienen, da sie ihn bevorzugte, an seiner schüchternen, schwärmerischen Neigung Gefallen zu finden schien, ihm manche kleine Gunst erwies. Dann war ein Anderer ge-

Digitized by Google

kommen, ein gelehrter, älterer Mann, der freilich mit ernsterer Absicht um sie warb, als Hans es trotz des Ernstes seiner Gefühle vermocht hätte, und die schöne Linda hatte Hans den Rücken gekehrt und war kurz nachher am Arm des Bräutigams an ihm vorübergeschritten, lächelnd und glückstrahlend. Die Enttäuschung hatte er lange nicht verwunden und sie hatte ihm auf Jahre hinaus das Herz durchkältet.

Doch nun, bei diesem Wiedersehen mit Grete fühlte er erst, wie jung und warm dieses Herz noch war.

Als er Abschied von ihr genommen hatte, begriff er es kaum mehr, daß er sich vor ihr hatte gelassen zeigen können; es reute ihn, daß er ihr nicht etwas recht, recht Liebes gesagt hatte; aber wie ein Bann war es auf ihm gelegen vor ihrer stolzen Jungfräulichkeit. Er riß den Hut vom Kopfe; er seufzte tief. Es war ihm schwer und schwül in der Brust, und doch hätte er jauchzen und jubeln mögen mit den frühlingstollen Vögeln.

„Den Mann hat's!" Die paar Worte aus dem „Trompeter von Säckingen" fielen ihm ein und klangen ihm durch den Sinn, während er herumirrte unter den nächtlichen Sternen während einer schlaflosen Nacht.

„Den Mann hat's!" Er saß am Morgen an der Staffelei, und es graute ihm vor den Farben. Nur an Grete mochte er denken, nur mit ihr sich beschäftigen. Da er sich dennoch schämte, zu dem Mädchen zu eilen, lief er in den Kunstgewerbeverein, um wenigstens ihre Malereien zu sehen. Er fand einen reizenden Windschirm mit Feldblumen auf Goldgrund, kaufte ihn und ließ ihn in sein

Digitized by Google

Atelier bringen. Die wilden thaufrischen Rosen, die ihre Hand geschaffen, schienen ihm wie ein Sinnbild ihres eigenen Selbst; der Anblick ihrer anmuthigen Arbeit erhöhte nur sein ruheloses Fieber.

Da kam ein Brief seiner Mutter. Sie schrieb ihm, sie sei leidend und habe heiße Sehnsucht, den Sohn doch einmal wieder eine kurze Frist in der Nähe zu haben.

Hans machte sich sofort reisefertig. Er würde dem Rufe der Mutter ja immer Folge geleistet haben, aber es erschien ihm gerade jetzt auch wie ein Gebot der Vernunft, durch eine kurze Entfernung sich zurecht zu finden in dem Sturm, der über sein Herz gekommen war.

Er fand seine Mutter, wie er erwartet: nicht ernstlich krank, nur nervös verstimmt. Aber die Freude über seinen Besuch schuf ihr eine heilsame Erregung und ihre Lippen fanden in Gegenwart des Sohnes ihr altes liebes Lächeln wieder. Die Photographien seiner Bilder schmückten die Wände ihres Zimmers; seit ihr Gatte gestorben, ihre Töchter verheirathet waren, hing ihre Seele noch wärmer als vorher an dem Liebling, und die Landschaften, die er malte, waren für sie eine schöne, reiche Welt; das Licht, das er in sie hineinzuzaubern wußte, erhellte mit Sonnenglanz ihr Wittwenstübchen. Die treue Liebe der Mutter rührte Hans tiefer als je, nachdem er so lange der Heimath fremd gewesen war. Er merkte aber aus ihren Reden bald heraus, daß sie einen besonderen Zweck im Auge gehabt habe, als sie ihn gerade jetzt so dringend zu sich gerufen. Sie frug ihn öfters: ob er denn noch nie daran gedacht habe, sich zu verheirathen? Ob er denn wirklich

Digitized by Google

ein alter Junggeselle werden wolle? Und dann fing sie auch von einer jungen Freundin zu erzählen an, die sie nun oftmals besuche in ihrer Einsamkeit, und die sie recht in's Herz geschlossen habe.

„Du erinnerst Dich doch, Hans, an Linda, die schöne, blonde Erbin! Auch Du hast, glaube ich, einmal für sie geschwärmt."

„Freilich, sie war ja meine erste Liebe, und ich habe es ihr lange nicht verziehen, daß sie mit meinem zwanzigjährigen Herzen nicht vorlieb nahm, sondern eine Hand und einen Ehering vorzog," lachte Hans. Die Bitterkeit der Erinnerung war nun längst entschwunden.

„Ach, wer weiß, ob sie nicht klüger gethan hätte —" seufzte die Mutter leise. „Die arme junge Frau!"

„Wie! Sie ist nicht glücklich geworden?"

„Nein, sehr unglücklich, Hans. Darum lebt sie auch wieder hier, bei ihrem Vater. Sie ist getrennt von ihrem Gatten."

Mit lebhaft erregtem Interesse vernahm Hans die Nachricht.

„Eine geschiedene Frau! Wer ihr das prophezeit hätte, der glückstrahlenden Braut! Aber wie kam das nur, durch wessen Schuld? Bei so günstigen äußeren Verhältnissen?"

„Das Loos der reichen Mädchen, Hans! Ihrem Mann, Doktor Gräfenberg, wäre es wohl niemals in den Sinn gekommen, eine Frau zu nehmen — er hat gar kein Bedürfniß nach Liebe — wenn er nicht großer Mittel bedurft hätte. Er hat nämlich nur eine Leidenschaft, die ihm Kopf und Herz völlig gefangen nimmt: er will eine Er-

Digitized by Google

findung machen, und zwar eine, an der schon so Viele gescheitert sind, er will einen lenkbaren Luftballon konstruiren. Um seines großen Zweckes willen scheute er sich nicht, mit geheuchelter Bewunderung und Neigung Linda's Herz zu erobern und ihre Jugend hinzuopfern. Denn sobald sie die Seine war, hat er sie auf das Liebloseste vernachlässigt, sie förmlich wie eine Feindin betrachtet, die ihm seine Zeit stehlen wollte. Die ‚Erfindung' war ihre Rivalin und sie hat die schöne, verwöhnte junge Frau besiegt, verdrängt, daß sie eine Einsame ward im Hause ihres Gatten. Im ersten Jahre ihrer Ehe bekam sie ein Kind, einen Knaben, und das Mutterglück ließ sie eine Zeitlang ihr trauriges Loos erdulden. Doch der Ehrgeiz ihres Gatten steigerte sich dermaßen in's Krankhafte, sein vieles Nachtwachen und Grübeln machte ihn so gereizt und heftig, daß er Frau und Kind förmlich mißhandelte. Linda verließ endlich mit ihrem Knaben sein Haus und floh zu ihrem Vater. Da sie entschieden erklärte, nie mehr zu ihrem Gatten zurückkehren zu wollen, klagte dieser wegen böswilliger Verlassung; ihm war es ja immer nur um die Rente seiner Frau zu thun. Ein langwieriger Prozeß entschied zu Gräfenberg's Gunsten, und Linda mußte sogar, was ihr am härtesten war, ihren Sohn seinem Vater ausliefern — das Recht ist ja oft empörend ungerecht. So ist sie nun eine Frau ohne Gatten, eine Mutter ohne Kind, mit einem traurig-verpfuschten Dasein, sie, die zum Glück berechtigt gewesen, wie Keine. Du solltest sie einmal aufsuchen, Hans; sie hat mich oft nach Dir gefragt."

Digitized by Google

Gerade weil Hans die Pläne seiner Mutter durchschaute, würde er die Begegnung mit der Jugendgeliebten thunlichst hinausgeschoben haben; aber Linda kam selbst eines Tages zum Besuch, war sehr überrascht, ihn anzutreffen, verbarg aber keineswegs, daß sie sich herzlich über das Wiedersehen freue. Sie forderte Hans dringend auf, sofort mit ihr auf das Gut zu fahren, denn es sei lange ihr glühender Wunsch, ein Bild aus der malerischen Umgebung ihrer väterlichen Besitzung ihr eigen zu nennen, und gerade von ihm, der die Stimmung in der Landschaft so meisterhaft wiederzugeben vermöge. „Den Künstler halte, wer ihn hält!" variirte sie lachend den Goethe'schen Satz.

Ein Mann widersteht nicht leicht der Bitte einer schönen Frau, die sein Talent bewundert. Und Linda war noch immer eine schöne Frau. Wenn ihre Züge auch vielleicht etwas schärfer, ihr Wuchs etwas zu üppig geworden waren, so besaß ihre Erscheinung doch jene vollendete Eleganz, welche Geschmack und Reichthum im Verein mit der launenhaften Mode zu schaffen vermögen. Vor den Augen des Malers stand freilich unverwischbar eine Gestalt voll kunstloser Anmuth, umflossen von Maienduft, von Jugendzauber! Er brachte den Gedanken an Grete nicht aus dem Sinn.

Doch als er dann auf dem Gute, wo er in der Jugend so manche lustige Stunde verlebt hatte, an Linda's Seite durch den Garten schritt, in dem jede Bank, jeder Weg ihn an erste heiße Herzenssehnsucht gemahnte, da wurde die alte, längstvergangene Zeit wieder vor ihm wach. Auch

Digitized by Google

Linda ſprach gerne von jenen Tagen. Sie erinnerte ihn an manches kleine Erlebniß, das er vergeſſen, an manchen Ritterdienſt, den er ihr erwieſen hatte, und es ſchmeichelte ihm, daß ſie ein ſo treues Gedächtniß dafür beſaß.

„Wundern Sie ſich doch nicht," ſagte ſie, „daß mir jene Jugendtage lebendig ſind: es war die Zeit meines Glückes. O glauben Sie mir, ich habe es bitter gebüßt, daß ich Ihnen wehe gethan. Zu jener Zeit meinte ich noch, daß ſich die Liebe auf allen Wegen finde; jetzt weiß ich, wie ſelten treue Empfindung iſt. Sie müſſen es meiner damalige Gedankenloſigkeit verzeihen, daß ich Ihr Herz mit Füßen trat."

„Ich habe Ihnen längſt nicht mehr gegrollt," ſagte er. Sie drückte ihm die Hand, und unter ihren goldblonden Wimpern glitt ein raſcher, warmer Blick zu ihm empor.

Er mußte zu dem Bilde, das ſie bei ihm beſtellt, eine Studie malen und ſich daher viel in ihrer Nähe aufhalten. Linda's Vater hieß ihn auf das Herzlichſte willkommen; ſeine Mutter, die ſonſt mit ſeiner Nähe geizte, drängte ihn eifrig fort, wenn er auf das Gut wollte, und Linda ſelbſt begrüßte ihn jedesmal wärmer, freudiger, vertraulicher. Hans fühlte ſich wie verſtrickt in ein Netz von Liebenswürdigkeiten, und wenn auch die gewinnende Freundlichkeit der ſchönen Frau ſeiner Eitelkeit ſchmeichelte, ſo war ihm doch der Gedanke peinlich, daß dieſelbe ein wärmeres Intereſſe in ihm vermuthen, ſeine höfliche Bewunderung als den Ausdruck ſeiner wiedererwachten Liebe aufnehmen könne. Er wußte ja nicht, welche Andeutungen

seine Mutter Linda gegenüber fallen ließ, um eine Verbindung zu fördern, die sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Einmal besuchte Linda ihn in seinem, im Freien aufgeschlagenen Atelier und stand plaudernd neben der Staffelei.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie ich mich auf dieses Bild freue!" sagte sie. „Wie oft habe ich hier an dieser Stelle gestanden, und in wie verschiedenen Stimmungen! Als Mädchen, als Braut, als junge Mutter und jetzt, als Einsame! Gerade hier hat mich oft eine ganz wilde Sehnsucht überkommen nach einem voll ausgelebten Dasein, als wäre ich blindlings geprellt worden um mein Recht, als verdiente ich's, daß noch einmal das bessere, das echte und wahre Glück für mich käme!"

Es war eine verhaltene Gluth in dem Frauenantlitz mit den leise geöffneten Lippen, den weich umschleierten Augen, jene Gluth, die eine Flamme in den Sinnen eines Mannes weckt. Er fühlte, daß es ihn nur eine Frage kostete, und das Weib, das er einstmals mit dem Ungestüm eines zwanzigjährigen Herzens begehrt hatte, ward sein; Worte der Liebe, der Leidenschaft drangen von den schönen Lippen an sein Ohr, und die Zukunft hatte für ihn einen seligen Rausch im Schoße des Reichthums. Lockend stand vor ihm die üppige Gestalt; einige schwüle Minuten lang tauchten sich seine Blicke in die ihren. Vor wenigen Wochen noch hätte er sich innerlich so frei gefühlt, daß er voll und ganz von dem Reiz dieser Stunde erfaßt worden wäre. Aber nun hielt ihn Grete's Bild gefangen, und das Wort, das Linda ersehnte, kam nicht über seinen Mund.

Digitized by Google

Am Abende aber erſchloß er der Mutter ſein Herz. Er ſagte ihr, daß er gehen müſſe, um Linda's willen, da er ſich von ihr geliebt glaube und dieſe Liebe nicht theilen könne. Er ſprach ihr von Grete; von ſeiner einſtigen mitleidigen Zuneigung für das Kind, die ſich mit einem Schlage in bewundernde Sehnſucht verwandelt. Seine Beichte bereitete der alten Frau eine große Enttäuſchung. Sie war Linda zärtlich zugethan und hätte ihrem Sohne zugleich das reiche Erbe gegönnt, das die junge Frau noch zu erwarten hatte. Daß er ein armes Mädchen aus niederem Stande wählen wollte, er, für den ſie die Beſte gerade gut genug gehalten hätte, mußte ſie doppelt betrüben. Aber ſie war klug genug, um jeden Widerſpruch für nutzlos zu halten; ſie ermahnte ihn nur, das Herz des Mädchens genau zu prüfen, ehe er ſich band, und wünſchte, ergriffen, tief bewegt, allen Segen auf ſein geliebtes Haupt herab, als ſie von ihm Abſchied nahm.

Seit Hans ſeine Liebe für Grete ausgeſprochen hatte, war ſie erſt für ihn aus einem heimlichen Traume zur Thatſache geworden, und Linda's warme Blicke hatten nur ſeine Gluth für das Mädchen geſteigert. Alle Zweifel waren fort. Mit froher Erwartung fuhr er nach München zurück.

Eine Stunde, nachdem er angekommen war, lief er ſchon in die Widmer'ſche Wohnung. Aber die kleine Familie hatte das Hintergebäude verlaſſen und ſich in viel freundlicherer Lage eingemiethet. Er mußte lange ſuchen, bis er die neue Behauſung fand. Als er eintrat, traf er nur Grete's Vater in einem hellen, behaglichen

Stübchen; der alte Mann saß in einem breiten Armsessel am Fenster und schien die Sonntagsruhe mit rechter Feierlichkeit zu genießen.

„Nicht wahr, nun sieht es anders bei uns aus, als einst!“ sagte er. „O, Herr Berger, mein gutes Kind hat mehr gehalten, als ich hoffen konnte. Ich habe nicht geglaubt, daß man mit Zeichnen und Malen soviel Geld verdienen könne! Sie will gar nicht, daß ich mich noch plage, mein braves Mädel! Sehen Sie, diesen Stuhl hat sie mir von ihren Ersparnissen gekauft.“

Die Thränen rannen ihm über die Wangen, aber so sehr Hans die kindliche Liebe des Mädchens auch gefiel, so war er doch zu ungeduldig nach ihrem Anblick, um noch länger den Worten des alten Mannes zu lauschen. Das Herz klopfte ihm bis an den Hals, als er an der Thür des Zimmers stand, das Grete sich als Arbeitsraum eingerichtet hatte.

Sie sprang sehr überrascht, in sichtlicher Verwirrung auf. Sie hatte an einem großen Landschaftsbild gearbeitet, das, wie Hans auf den ersten Blick sah, sehr stümperhaft war.

Sie waren Beide verlegen bei der ersten Begrüßung. Hans fühlte, daß es ihm nicht so leicht werden würde, als er geglaubt, mit dem Mädchen in einem so ganz neuen Tone zu sprechen. Der Unterschied ihrer Jahre trat ihm erst jetzt wieder in das Bewußtsein; er verstand plötzlich, daß er für sie nur der väterliche Beschützer war, zu dem sie mit kindlicher Demuth emporgeschaut hatte; daß sie keine Ahnung haben konnte, wie jung, wie liebe-

Digitized by Google

heischend und glückverlangend er vor ihr stand. Sie aber sah in diesem Augenblicke in ihm nur den Künstler, dessen Kenneraugen über ihr Werk glitten, dessen Urtheil sie entgegenbangte.

„Also Sie versuchen sich auch in der Landschaftsmalerei, Fräulein Grete? Mit so ernstem Spiel verbringen Sie Ihre Mußestunden? Statt sich zu vergnügen, spazieren zu laufen, sich zu erheitern, wie es Ihrer Jugend ziemt?“

Sie war glühend roth geworden. „Es ist kein Spiel, Herr Berger; ich male nicht zur Unterhaltung an diesem Bilde; nein, mit dem Ernst, dem tiefsten Ernst meines Lebens,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Es genügt mir nicht, mit kunstgewerblicher Thätigkeit Geld zu verdienen. Nein, ich will, muß Größeres erreichen. Der Kunst, der echten Kunst strebe ich zu, mit dem heißesten Verlangen meines Herzens! Ich würde Sie nach Vollendung meines Bildes um Ihre Kritik gebeten haben; nun, da Sie früher kamen, nun bitte ich Sie, sagen Sie mir jetzt schon: glauben Sie an mein Talent? Glauben Sie, daß ich das hohe Ziel, das ich mir vor Augen stelle, erringen kann, wenn ich mich mühe, rastlos, mit unermüdlichem Streben, und nichts Anderes vom Dasein begehre?“

Ihre Augen glühten von Begeisterung; ihr Gesicht war wie verklärt von innerem Feuer. Er hätte sie an sich reißen mögen, mit seinen Armen umschlingen, die glänzenden Augen bedecken mit tausend Küssen. Aber er fühlte wohl, wie fremd ihre ehrgeizige Gluth seinen Herzenswünschen gegenüberstand.

Digitized by Google

Sie harrte seiner Antwort mit heißer, angstvoller Erregung. Er aber ward von Zorn erfaßt über ihr Begehren nach Ruhm; er wollte nicht die Künstlerin, er wollte das Weib in ihr sehen.

„Liebe Grete," sagte er. „Sie wissen ja, daß ich stets an Ihr Talent geglaubt habe, und daß man Sie in der Tapetenfabrik unter so brillanten Bedingungen als Musterzeichnerin engagirte, ist ja der beste Beweis, wie recht ich hatte. Ich habe auch Malereien von Ihnen gesehen, die ganz meisterhaft waren — in ihrer Art. Darum warne ich Sie dringend, das Feld des Kunstgewerbes zu verlassen, auf dem meines Erachtens in erster Linie Ihre Begabung liegt. Dieses Bild bestärkt mich nur in meiner Ansicht."

Sie sah finster zu Boden und nagte an ihrer Lippe. Nun bereute er, sie gekränkt zu haben; die ganze Wendung, die das Gespräch genommen hatte, war ihm äußerst peinlich.

„Sie sollen mich nicht entmuthigen!" rief sie dann plötzlich, den Kopf zurückwerfend. „Nein, wenn man nur einen Wunsch, nur eine Hoffnung, nur ein Verlangen im Leben hat, und alle seine Kraft an das Eine setzt, so muß es sich ja erstreben lassen!"

„Grete," sagte er, kaum seine Bewegung niederkämpfend, „verfügen Sie nicht so sicher über Ihre Zukunft. Sie kennen das Leben noch nicht und nicht einmal Ihr eigenes Herz! Es werden noch andere Wünsche für Sie kommen. Einmal wird das Ziel sich vollständig vor Ihren Augen verändern; Sie werden nicht mehr sagen: ich will berühmt, sondern — ich will geliebt werden!"

Digitized by Google

Wieder flog eine rasche Röthe über ihre Wangen. „Niemals! niemals!“ sagte sie und schüttelte heftig den Kopf. „Ich habe mein Herz in der Gewalt, es wird sich keinen Thorheiten hingeben!“

„Thorheiten nennen Sie das?“ frug er bitter. „Und wenn nun ein Mann Sie lieb hätte! Von Herzen lieb, Grete!“ stieß er hervor.

Sie war zu sehr mit ihren ehrgeizigen Wünschen beschäftigt; sie hörte nicht den erregten, gepreßten Ton seiner Frage. Mit herbem Trotz erwiederte sie: „Dann würde ich ihm sagen: schenken Sie Ihre Liebe einer Anderen! Ich will mein Leben lang Grete Widmer heißen, aber dieser Name soll noch einmal von den Menschen gekannt und mit Achtung genannt werden.“

Er schwieg; er hätte kein Wort mehr hervorgebracht; wie ein Eishauch hatte der harte Ton der jungen Lippen sein glühendes Herz berührt und all' die Wärme jählings zurückgedrängt, die dem Mädchen zuströmen wollte. Sie verstand ihn nicht: sie wollte ihn nicht verstehen. Es vergingen einige peinliche Minuten des Schweigens; Grete spielte mit dem Spachtel auf ihrer Palette herum; sein Urtheil über ihr Bild hatte sie sehr niedergeschlagen, und auch ihr lag ein schmerzlicher Druck auf dem Herzen. Endlich hatte Hans seine Stimme wieder in der Gewalt.

„Ich wünsche Ihnen nur, Fräulein Grete,“ sagte er ziemlich scharf und frostig, „daß Ihr Enthusiasmus für die Kunst Ihnen treu bleibt und daß Sie keinen Irrthum zu beklagen haben. Ein Irrthum thut weh!“

Die Bitterkeit dieser letzten Worte hätte ihr verrathen

müssen, wie es ihm zu Muthe war; wenn sie nur einmal die Augen zu ihm emporgehoben, ein Blick in sein Gesicht hätte ihr gesagt, was sie ihm angethan hatte. Sie aber, bestürmt von Zweifeln über ihr Talent, war ganz von ihren ehrgeizigen Gedanken gefangen genommen.

„Ihr Freund, Herr Maler König meinte, es sei entschieden schade, wenn ich mich nicht an Bildern versuchte," bemerkte sie, theils um sich selbst wieder Muth zuzusprechen, theils um ihre Pläne vor Hans zu vertheidigen.

Die kaum gebändigte Gluth in ihm schlug in einer heftigen Flamme empor. „Woher kennen Sie den Maler König, Grete?" frug er rasch, rauh.

„Ich treffe ihn zuweilen bei einer Freundin."

„So!" Es war nur ein kurzer Aufschrei des Zornes und der Eifersucht. In den letzten Jahren, seit Hans mehr Erfolg hatte, als sein Freund König, war dieser immer kühler gegen ihn geworden; aber Hans hatte sich kaum darüber Gedanken gemacht, und nun mit einem Male erinnerte er sich, daß Alfred König es gewesen war, der über seine Beschützerrolle, Grete gegenüber, einst boshafte Bemerkungen gemacht, der ihn gezwungen hatte, sich dem Mädchen fernzuhalten. Plötzlich sah er, in seinem eifersüchtigen Argwohn, über den Charakter seines einstigen Freundes ein schlimmes Streiflicht herabfallen. „Nun, ich sehe, Sie haben jetzt einen anderen Rathgeber, als mich, der Ihnen wohl mehr Vertrauen einflößt, Fräulein Grete!" sagte er, nach seinem Hut langend.

Sie aber erwiederte stockend, verlegen: „O nein! Zu

keinem Künſtler habe ich Vertrauen, wie zu Ihnen, Herr Berger! Und ich hatte gehofft — ich hatte Sie erſuchen wollen — vielleicht gewährten Sie mir dennoch die Gunſt — mich als Schülerin anzunehmen?“

Es war den ſtolzen jungen Lippen nicht leicht geworden, die Bitte auszuſprechen; beſonders nach ſeiner abfälligen Kritik. Er aber fühlte, daß er keine zweite ſolche Stunde qualvoller Selbſtbeherrſchung ertragen könne. Wie ſie ſo ſchüchtern, ſo unſagbar liebreizend vor ihm ſtand und das Köpfchen auf dem ſchlanken Halſe ſenkte, da wußte er, wenn er Tag für Tag zu ihr kam, ſich über ihre Staffelei beugte, die Pinſel berührte, die noch warm waren von ihrer Hand, dann mußte unfehlbar der Augenblick kommen, in dem er in einem ſelbſtvergeſſenen wahnſinnigen Taumel die weiche, junge Geſtalt an ſich riß.

„Nein, das iſt unmöglich, Fräulein Grete! Ich nehme keine Schülerinnen. Meine Zeit, verſchiedene Pflichten —“

Sie ward ſehr blaß bei dieſer Abweiſung; wieder fühlte ſie ſich gekränkt, gedemüthigt von ihm, wie vor Jahren, da er ſie aus ſeinem Atelier fortgeſchickt hatte. Jener bittere Kinderſchmerz ſtand ihr unverwiſcht in der Erinnerung.

So ſchieden ſie Beide in Groll von einander. Hans ſchloß ſich in ſein Atelier ein, ſah keinen Menſchen, arbeitete auch nicht, hüllte ſich in Dampfwolken und ſuchte ſeinen Schmerz zu betäuben und niederzukämpfen. Seine Mutter, die ſich voll Theilnahme nach ſeiner Liebe erkundigte, antwortete er manche Woche nicht. Endlich, da ſie ſich ſeinetwegen ernſtliche Sorgen zu machen ſchien, gab er ihr in kurzen Worten Beſcheid.

Digitized by Google

Sie erwiederte ihm umgehend die wärmsten, innigsten Worte, die eine treue Seele findet, wenn sie trösten will. Aber trotz allen Mitleides konnte es die gute alte Frau nicht verbergen, daß die Nachricht sie eher erfreut als betrübt hatte.

„Ein Mädchen, das so den Beruf des Weibes verkennt, ein Mädchen, dem es das Herz nicht sagt, daß ein Mann sie liebt, hätte Dich nicht glücklich gemacht, mein Sohn!"

Der Brief der Mutter hatte eine Nachschrift, in der es hieß:

„Linda's Vater ist vor einer Woche gestorben; Du solltest ihr einige Trostworte schreiben. Sie wird nach München ziehen, was ich sehr bedaure, obwohl ich ja begreife, daß sie nicht einsam auf dem Gute leben will." —

Es war Winters Anfang, als Hans der schönen blonden Frau in den Trauerkleidern und dem lang herabwallenden Schleier auf der Straße begegnete. Das Schwarz kleidete sie gut, und Hans bemerkte, daß alle Blicke sich bewundernd nach ihr richteten.

Sie reichte ihm herzlich die Hand; sie schien über seine rasche Abreise im Sommer keinen Groll bewahrt zu haben.

„Ihre Mutter hat mir viel von Ihnen erzählt," sagte sie. „Sie müssen nicht zürnen, wenn sie mir sogar einen Einblick in Ihr Herz gewährte. Glauben Sie mir, ich bin Ihnen eine treue Freundin, der Sie schon einiges Vertrauen gönnen dürfen. Und dann: wir sind ja Schicksalsgenossen."

Digitized by Google

Er sah sie überrascht an.

„Ich denke, Ihre Mutter hat Ihnen über mein Geschick gesprochen, wie sie mir von Ihnen erzählte. Freilich, für einen Mann ist ein Irrthum in der Liebe kein so unermeßliches Unglück, wie für eine Frau. Aber auch Sie haben sich einem Herzen zugewendet, das nur von Ehrgeiz glüht, gerade wie ich. O ich sage Ihnen, ein solches Herz hat eine eherne Mauer um sich, durch die kein menschliches Fühlen dringt, und wer vom Fieber nach Ruhm erfaßt ist, der lacht über verliebte Sehnsucht. Ich habe es erfahren. Sehen Sie, Herr Berger, wir haben nicht nur eine gemeinsame Jugend, auch ein gemeinsames Leid — darum müssen wir ja Freunde sein. Ich hoffe, Sie bald zu sehen — nicht wahr?“

3.

Der Winter ging dahin. Hans hatte einige Male bei Linda Besuch gemacht und war in den schönen Räumen ihrer Wohnung auf's Liebenswürdigste empfangen worden. Sie hatte auch nicht wieder an seine Liebesenttäuschung gerührt.

Im Frühjahr sollte in München eine internationale Kunstausstellung stattfinden, und Hans war in die Jury gewählt worden. Es berührte ihn seltsam, als unter den vielen Hunderten von Bildern, die dem Urtheile der Jury vorgelegt wurden, sich auch zwei Landschaften von Grete Widmer befanden, die der Entscheidung über Annahme oder Zurückweisung — über Sein oder Nichtsein — harrten.

Digitized by Google

„Ist das nicht Ihr Schützling, Berger?“ frug einer der Herren. Hans fühlte, daß man, mit Rücksicht auf ihn, vielleicht eines der Bilder zulassen würde, wenn er sich dafür aussprach. Aber er sagte sich auch, daß er hier sei als unparteiischer Richter über gut oder schlecht, und seine Entscheidung abgeben müsse, als habe er den Namen „Grete Widmer“ nie gehört.

„Sind nach meiner Meinung abzuweisen, beide,“ sagte er trocken.

So geschah es denn auch.

„Fräulein Widmer scheint ja bei Dir gänzlich in Ungnade gefallen zu sein, Hans?“ frug Alfred König, der auch zu den Juroren gehörte, nach der Sitzung. „Warum bist Du denn gar so grausam gegen das liebe junge Ding?“

Der Ton, in welchem Alfred von dem Mädchen sprach, schuf Hans ein zorniges Prickeln in allen Adern.

„Ich bin nicht grausam, nur gerecht,“ erwiederte er, sich heftig abwendend.

Er hörte nicht mehr, daß Alfred ihm nachbrummte: „Nicht gerecht — ein Rechthaber! Aber mich freut's! Mich freut's!“ —

Kurze Zeit darauf begegnete Hans der jungen Malerin auf der Straße.

Er hatte sie lange nicht gesehen. Nun stockte ihm doch wieder der Herzschlag bei ihrem Anblick. Sie schritt rasch, in sichtlich freudiger Erregung dahin. Als er sie grüßte, drückte sie trotzig die Lippen aufeinander und dankte mit einer förmlichen Verbeugung.

„Sie werden doch nicht so fremd an mir vorüber-

Digitized by Google

gehen, Fräulein Grete, an Ihrem alten Freunde," sagte er, ihr die Hand entgegenstreckend.

„Das waren Sie einmal! Nun sind Sie es längst nicht mehr. Ich weiß es wohl!"

„Woher wissen Sie das so genau, Fräulein Grete?" frug er wieder, ganz bezaubert von ihrem Augenaufschlag, von ihrer Stimme.

„O, ich habe wohl gehört, daß meine Bilder von der Ausstellung nur zurückgewiesen wurden, weil Sie es wollten, Herr Berger."

„Es ist Ihnen das etwas falsch berichtet worden; aber ich leugne nicht, daß ich leider kein günstiges Gutachten über die Landschaften abgeben konnte."

„Und doch habe ich sie verkauft, beide! Gleich am zweiten Tage, nachdem sie im Kunstverein hingen!" rief Grete mit triumphirendem Aufblitzen ihrer Augen.

„Um so besser; ich gratulire Ihnen!" versicherte Hans überrascht.

„Ach, ich bin so glücklich über den Erfolg, schon um des Vaters willen, der sich so ängstigte, und der sich nun ganz maßlos freute über die sechzehnhundert Mark, die mir der Kunstvereinsdiener im Auftrag des Käufers überbrachte. Eben habe ich mir auch ein besseres Atelier gemiethet, gleich hier gegenüber.

Hans zog die Stirne finster zusammen. „O, hier wohnt ja auch der Maler König, nicht wahr?" rief er mit so rauhem Ton, daß Grete ihn überrascht ansah.

„Ja, Herr König hat mir auch das Atelier besorgt; er hat sich überhaupt so freundlich meiner angenommen —"

Digitized by Google

„Daß Sie sich ihm dankbar erweisen müssen, nicht wahr, Grete," fiel er ihr mit bitterem Hohn in den Satz. „O seien Sie unbesorgt. Er wird sich den Dank bei Ihnen holen, wenn Sie erst das Atelier im gleichen Hause mit ihm haben! Das hätten Sie nicht thun sollen, Grete! Doch was geht es mich noch weiter an? Sie haben ja jetzt andere Rathgeber. Aber bitten möchte ich Sie doch, Kind, daß Sie sich nicht zu viel rathen lassen, daß Sie nicht allzuviel glauben!" —

Wieder schied er verstimmt und im Zorn von ihr. Sie war kaum an der Straßenecke verschwunden, so kehrte er um und ging in das Haus, das sie eben verlassen hatte. An dem Atelier mit der Visitenkarte „Alfred König" an der Thüre klopfte er.

„Du, Hans? Ei, das ist ein seltener Besuch!" rief Alfred überrascht, aber nicht besonders erfreut, ohne die Palette wegzulegen.

Hans ging einige Male im Zimmer auf und ab, blickte, ohne ein Wort zu sagen, auf die Studien an den Wänden; dann stieß er heftig heraus: „Sag' mir offen, was hast Du für eine Absicht dem Mädchen gegenüber, der Grete Widmer?"

„Wieso?"

„Nun, Du hast ihr doch die Idee in den Kopf gesetzt, sich an die große Kunst zu wagen; Du miethest ihr ein Atelier, unterstützest sie in ihrem Wahn, obwohl Du doch sehen mußt, wie ich, daß sie auf dem Holzwege ist, daß ihre Landschaften ebenso schlecht und kindisch sind, wie ihre Blumen geschickt und hübsch waren."

Digitized by Google

„Höre 'mal, wir ſind Alle nicht als Meiſter vom Himmel gefallen; Du auch nicht, obwohl Du jetzt als ‚Stern' am Kunſthimmel geprieſen wirſt!" höhnte Alfred. „Aber Du ärgerſt Dich jetzt, daß Du in der Gunſt der ſchönen Grete eingebüßt haſt. Ich bin in ſolchen Dingen eben klüger wie Du. Ich ſage einem hübſchen Mädchen, was es gerne hört. Warum nicht? Ja warum denn nicht?" Alfred lachte mit einem eigenthümlichen Augenzwinkern, während er unter den Pinſeln herumwühlte.

„Warum nicht? Weil es ſich hier um eine Exiſtenzfrage handelt, und weil es Pflicht eines ehrlichen Menſchen iſt, die Wahrheit zu reden, auch einem Mädchen gegenüber. Hörſt Du, Alfred!"

„Halte mir nur keine Predigt, ſei ſo freundlich!"

„Ja, ich will Dir eine Predigt halten, ich will es Dir in die Ohren ſchreien, daß ich das Mädchen nicht darum vor dem Untergang gerettet habe, damit Du es mit Deinen Schmeicheleien umgarnſt und ihr den Kopf verdrehſt!"

Alfred hatte den Pinſel in die Farbe getaucht und malte an ſeinem Hintergrunde.

„Du brüſteſt Dich ungemein mit Deiner Wohlthat," höhnte er. „Was haſt Du denn gethan? Eine Lotterie veranſtaltet! Wir Alle haben mitgeholfen. Folglich iſt die hübſche Grete gewiſſermaßen der Schützling von uns Allen. Ich muß ihr das noch einmal klar machen."

„Ich verbiete Dir, Dich dem Mädchen in den Weg zu drängen!" ſchrie Hans heiſer und trat nun dicht an die Staffelei heran.

Alfred hob den Kopf empor. „So! Und mit welchem

Recht, bitte! Bist Du Grete's Vater, ihr Bruder, ihr Vormund oder ihr Mann? Heirathe sie doch, dann kannst Du Anderen Vorschriften machen ihr gegenüber! Aber gelt, dazu seid ihr Herren Idealisten doch wieder zu praktisch! Ich aber bin kein Idealist und sehe gar nicht ein, warum ich mich mit der schönen Kollegin nicht amüsiren soll, und wenn ihr das Spaß macht, willst Du sie daran hindern?"

Das grelle Licht fiel, während er sprach, auf seine Züge, und Hans sah nun erst, wie abgelebt das Gesicht seines einstigen Freundes war, wie kahl er an den Schläfen wurde, wie eine gewisse innere Rohheit immer mehr zum Vorschein kam, seit er die Jugendfrische verloren.

In ganz verändertem Tone sagte Hans mit einem Male: „Du hast Recht; wenn ihr das Spaß macht, ich werde es nicht hindern!"

In Gedanken fügte er hinzu: „Wenn sie sich von Schmeichelei und Heuchelei so umgarnen läßt, daß sie an dieser Gesellschaft Geschmack findet — sei's d'rum!" Aber auch durch die Worte, die er aussprach, hatte solche Geringschätzung geklungen, daß Alfred ein zorniges, gekränktes Lachen hervorstieß.

Während sie sich sehr kühl „Guten Abend!" wünschten, fühlten Beide, daß sie zu Feinden geworden waren. —

Wie er Alfred haßte! Hans wußte es freilich erst manche Woche später, als einer seiner Kameraden einmal lachend bemerkte: „Hör 'mal, Berger, unser gemeinschaftlicher Freund König ist doch ein schlauer Fuchs. So oft man hinkommt, ist er in dem Atelier der jungen Malerin.

Digitized by Google

Er behauptet, er sei ihr Lehrer. Na, in der Schule kann sie was Gutes lernen! Uebrigens ist es schade, daß so wenige Kolleginnen hübsch sind!"

Hans war aufgefahren. „Ich finde es niederträchtig, sich auf solche Weise in die Gunst eines Mädchens zu schmeicheln und ihr den Ruf zu verderben!" rief er entrüstet. Aus seinen Augen sprach eine so schmerzliche Empörung, daß sein Kamerad sich auf die Lippen biß, mit der unangenehmen Empfindung, ahnungslos eine wunde Stelle des Anderen berührt zu haben.

Hans lief an diesem Abende lange durch die Straßen, und durch alles Wagenlärmen und Menschenschwirren, wie durch das laute Schwalbengezwitscher, das weiter draußen an sein Ohr klang, hörte er nur immer das eine Wort: „Verloren! Verloren!"

Er wußte erst jetzt, daß dennoch eine leise Hoffnung in seinem Herzen geschlummert hatte. Zuweilen nun, wenn er sich bei Linda zur Theestunde einfand, traf ihn wieder ein rascher, warmer Blick, in dem jene sehnsuchtsvolle Gluth lag, die sie ihm einmal im sommerlichen Landschweigen verrathen hatte. Nun frug er sich manchmal: warum hing er eigensinnig einem Phantom der Liebe nach, einer Grille des Herzens, wenn hier das blühende Leben lockte und eine schöne Frau sich ihm zuneigte?

Es mußte ihm schmeicheln, daß Linda, die sich von jedem Verkehr zurückzog, gegen alle anderen Männer, die sich in die Nähe der schönen Erbin drängen wollten, hochfahrend und ablehnend war und nur für ihn eine Aus-

Digitized by Google

nahme machte. Und dennoch! Er konnte keiner Frau sein unzufriedenes, unruhiges Herz bieten. Er mußte erst das Gleichgewicht seiner Seele wiederfinden — wenn er es überhaupt wiederfand.

Noch pflegte ihn jeder Gedanke an Grete zu erregen. Einmal las er in einer Zeitung ihren Namen; in einer Kunstkritik wurde der jungen Malerin auf das Schmeichelhafteste Erwähnung gethan. Der Berichterstatter sprach von einem hervorragenden Talent, von der Frische und Naturwahrheit der neuesten Landschaftsbilder des begabten Mädchens und freute sich, daß die Künstlerin auch die besten materiellen Erfolge zu verzeichnen habe, da sie jedes ihrer Werke sofort verkaufe.

Hans schlug sich vor die Stirne; war denn alle Welt blind, oder war er es selber? War er so von dem Zorn über Grete's Ehrgeiz befangen, daß ihm die Landschaften, die man rühmte, kaufte, bewunderte, spinatgrün und stümperhaft erschienen? Er ward ganz irre an seinem Urtheil.

4.

Hans hatte den Tag über viel in der nunmehr eröffneten Kunstausstellung zu thun gehabt. Er hatte wenig Lust, Abends die Gesellschaft der Kameraden aufzusuchen, die ihm Alfred König verleidete, und deshalb machte er dann weite Spaziergänge, am liebsten auf den einsamsten Wegen.

Einmal, als er lange nach Sonnenuntergang durch die Anlagen des Englischen Gartens, die zu dieser Stunde

vollständig verlassen und still waren, nach der Stadt zurückkehrte — eiligen Schrittes, denn ein Gewitter drohte — bemerkte er vor sich einen Knaben, der langsam, sich zuweilen scheu umblickend, vor ihm her ging. Derselbe war gut gekleidet und mochte kaum vierzehn Jahre zählen; es war daher auffallend, daß er so spät noch allein in dem menschenleeren Park herumirrte. Dabei war etwas Aengstliches, Scheues in der Art, wie der Knabe sich unter den dunklen Bäumen hindrückte; scheinbar ziellos, als wäre es ihm gar nicht darum zu thun, die Stadt zu erreichen.

Plötzlich verlor er die kleine Gestalt aus den Augen. Doch als er an dem Wasserfall vorüberkam, in welchem der in die Isar mündende Bach über künstlich geordnete Felsen herabrauscht, sah er den Knaben wieder. Er saß auf einer Bank dicht am Wasser, auf die ein leiser Mondstrahl fiel; vor ihm aber stand ein Gendarm, der ihn eben frug, was er hier treibe und wer er sei.

Es war ein düsteres Bild; der ernste, wolkenumschleierte Mond, die hohen Bäume, durch die zuweilen ein Blitz fuhr, und an dem dunklen, rauschenden Wasser der einsame, blasse Knabe, der sich zitternd an die Bank klammerte und schwieg. Hans war voll Interesse herzugetreten; in dem zarten Kindergesicht aber lag ein solcher Ausdruck der Verzweiflung, aus der Bewegung, mit der er in stummer Bitte die Hände faltete, als der Sicherheitswächter ihn rauher anfuhr und ihn beim Arme packte, sprach eine so namenlose, hilflose Angst, daß Hans von Mitleid erfaßt wurde. Der Knabe machte wahrlich nicht

Digitized by Google

den Eindruck eines jugendlichen Verbrechers; er sah nur halb wirr aus den Augen, wie betäubt von Unglück und Schrecken. Dabei weckten diese Augen dem Maler eine verschleierte Erinnerung. Er trat auf den Polizisten zu und sagte höflich: „Wollen Sie mir gestatten, den kleinen Burschen mit mir zu nehmen. Ich meine ihn zu kennen, wenn ich auch nicht im Stande bin, mich im Augenblick auf den Namen zu besinnen. Ich selbst heiße Hans Berger, Maler."

Er nannte auch seine Adresse.

Der Gendarm langte grüßend an die Mütze. „Ich bin Ihnen dankbar, Herr Berger," sagte er, „wenn Sie den Knaben nach Hause führen. Ich habe hier die Runde, und sein seltsames Wesen fiel mir auf. Hier ist eine gefährliche Stelle, ich habe schon Manchen so herumschleichen sehen um das Wasser, und heutzutage haben ja schon die Kinder Selbstmordgedanken. Unsereiner aber darf dann nachspringen und seine Gesundheit und sein Leben riskiren."

Hans hatte den Arm des Knaben in den seinen gezogen und führte den willenlos ihm Folgenden fort.

Erst nach einer Weile suchte er ihn zum Reden zu bringen.

„Was wolltest Du hier? Vor mir brauchst Du Dich nicht zu fürchten. Rede frei!"

Der Knabe schüttelte den Kopf. „Ich weiß es selber nicht."

„Wo wohnst Du denn in der Stadt?"

„Nirgends."

„Du bist also fremd hier?"

Digitized by Google

Der Knabe nickte.

„Ganz allein?“

„Ja.“

„Aber woher kommst Du denn? Du hast hübsche Kleider an; man sieht es Dir an, daß Du guter Leute Kind bist. Wo sind Deine Eltern? Du bist ihnen fortgelaufen?“

Der Knabe, der bisher dumpf und scheu zu Boden gestarrt hatte, hob nun das angstvolle Gesicht zu Hans empor, klammerte sich an seinen Arm und rief leidenschaftlich: „Fragen Sie mich nicht, Herr! Ich sage es nicht! Lieber lasse ich mich umbringen. Ich will nicht zurück. Niemals!“

„Sei kein Thor, mein kleiner Mann. Die Polizei wird Dich dennoch finden, wenn Deine Eltern Dich suchen wollen, was sie ja zweifelsohne thun werden.“

„O mein Herr! Verrathen Sie mich nicht, verstecken Sie mich! Sie sagten zu dem Polizisten, daß Sie mich kennen! Ist es wahr, oder haben Sie mir nur helfen wollen? Ich habe Sie nie gesehen! O seien Sie gut zu mir und beschützen Sie mich auch weiter. Bringen Sie mich auf ein Schiff, ich will arbeiten wie die Matrosen. In Amerika kann ich mir schon mein Leben verdienen. Ich habe gelesen, daß die ärmsten Deutschen, die ganz jung hinüberkamen, dort schnell reich geworden sind. Oder ich gehe nach Afrika zu den Goldsuchern. Alles, Alles — nur nicht wieder nach Hause.“

„Du wirst aber doch einsehen, daß ich erst wissen muß, weshalb Du Deinen Eltern weggelaufen bist, ehe

Digitized by Google

ich Dir weitere Rathschläge geben kann. Du kannst ja die abscheulichsten Dinge angefangen haben."

„O nein, Herr, nein, gewiß nicht."

„Warum fürchtest Du Dich dann so entsetzlich, erkannt zu werden?"

„Wegen dem Vater! O Herr, Sie wissen eben nicht, Niemand weiß es, wie zornig er ist. Und wenn er hört, daß ich beim Examen durchgefallen bin — o nein, nein — wie ich mir das vorstellte, mit welchen Augen er mich ansehen würde, da nahm ich rasch meine Sparbüchse und lief auf die Eisenbahn und fuhr, wohin der nächste Zug ging. Ich meinte, ich könnte mich hier verstecken, eine Stelle finden; aber Jedermann frug mich, wie ich heiße und wer mein Vater sei und sah mich ganz verwundert an. Ich fürchtete mich in den Straßen, ich dachte, er wäre mir nach und holte mich heim."

Er fuhr unwillkürlich zusammen, denn es blitzte nun stärker, und der Donner folgte rasch auf das grelle Leuchten.

Das Gemisch von Trotz und kindischer Angst in dem kleinen Flüchtling, der allein in die Welt reisen wollte, und dem bei jedem Blitzstrahl ein Schauder über den Rücken lief, hatte für Hans etwas ungemein Rührendes. Es war zweifelsohne ein nervöses, zartes Kind, das überangestrengt und durch unsinnige Strenge zur Verzweiflung getrieben worden war. Die blauen Knabenaugen glänzten wie im Fieber, als Hans mit seinem aufgelesenen Schützling im Atelier anlangte; und wieder bestürmte ihn die dunkle Erinnerung. Wo hatte er dieses Gesicht schon gesehen? Wem waren diese feinen Züge ähnlich?

Digitized by Google

Er fand es nicht heraus, und auch der Knabe verschwieg hartnäckig seinen Namen. Nur daß er Richard heiße, sagte er, als er nach einiger Stärkung schlaftrunken auf das Lager sank, das Hans ihm auf einem Divan im Atelier zurechtmachen ließ.

Am Morgen war Hans fast ärgerlich über die eigene Gutmüthigkeit, mit der er sich eine Last an den Hals gehängt hatte. Er wußte nicht, sollte er bei der Polizei anzeigen, daß er einen davongelaufenen Knaben beherbergt habe oder abwarten, bis Richard ihm sein volles Vertrauen schenkte, seinen Namen nannte, und dann erst die nöthigen Schritte thun? Daß der gefürchtete Vater ein schlimmer Tyrann sei, schien ihm immer mehr aus den Reden des Knaben zu erhellen, der für sein Alter überraschende Kenntnisse verrieth; über Mineralogie und Chemie Bescheid wußte, und englisch, französisch und italienisch lesen konnte.

„Ich habe eben noch neben der Schule zu viel lernen müssen," sagte er, „jeden Abend bis in die späte Nacht. Auf einmal war dann ein Schleier über meinem Kopf, daß ich gar nichts mehr wußte, kein Wort, auch wenn ich's ganz gut gelernt hatte. So ist mir's auch bei dem Examen ergangen. Ich hätte mir gleich einen Revolver kaufen und mich todtschießen sollen, dann hätte es meinem Vater doch vielleicht leid gethan."

Der arme Junge fing plötzlich zu schluchzen an, und um ihn zu zerstreuen, schlug Hans ihm einen Spaziergang vor. Es waren viele Menschen auf den Straßen, das Gewitter am Abende hatte die Luft köstlich erfrischt;

Digitized by Google

aber der kleine Begleiter des Malers wagte kaum aufzublicken und drückte sich scheu an seine Seite.

Ueber den Karolinenplatz fuhr ein eleganter Wagen; Hans erkannte die isabellfarbenen Pferde, die Linda sich erst vor Kurzem gekauft hatte, und blickte auf, um zu grüßen. Zu seiner Verwunderung und Verwirrung aber ließ die Dame plötzlich den Wagen halten, sprang, unbekümmert um die vielen Menschen, die sie betrachteten, heraus und trat auf den Maler zu.

Es war sonst nicht ihre Art, das Urtheil der Leute durch auffälliges Gebahren wachzurufen, und er erschrak fast vor der Erregung, die aus ihren Zügen sprach. Sie brachte, hastig athmend, kaum die Worte hervor:

„Wer ist der Knabe? Ich bitte Sie, Herr Berger, reden Sie! Wie kam er zu Ihnen?“

Mit plötzlicher Klarheit durchzuckte es Hans, daß es Linda's sechzehnjähriges Antlitz war, das ihm in verschleierter Erinnerung vor Augen schwebte, so oft er den Knaben betrachtete, daß sich in ihren Augen, in ihren Zügen die lang gesuchte Aehnlichkeit fand.

Ihre Aufregung wirkte ansteckend auf ihn; auch er vergaß der neugierig die Gruppe betrachtenden Menschen, als er nun rasch erwiederte: „Sie kennen den Knaben? Wär's möglich! Er hat mir seinen Namen nicht genannt. Ich habe ihn gestern Abend mit mir genommen, da ich ihn im Englischen Garten fand, wo er auf einer Bank übernachten wollte. Er ist seinem Vater fortgelaufen.“

Linda hörte kaum seine Worte. Alles um sich her vergessend, blickte sie auf den Knaben, der erst sich ab-

Digitized by Google

gewendet hatte, als wolle er einen Fluchtversuch machen, dann aber wie im Bann der warmen Frauenaugen, welche die seinen suchten, still hielt und langsam die Hand ausstreckte, mit aufleuchtendem Gesicht.

„O Gott, es kann ja nicht anders sein!“ rief Linda, sich immer tiefer zu dem jungen Flüchtling herabbeugend, „solche Aehnlichkeit kann ja nicht täuschen, so wild könnte mein Herz nicht klopfen! Nicht wahr, Du bist's, bist Richard Gräfenberg, mein Richard, mein armes Kind!“

Im nächsten Augenblicke hatte der Knabe die Arme um sie geschlungen und hing an ihrem Hals.

„Aber nicht wahr, Mutter, Du verräthst mich nicht!“

Das war sein erstes Wort.

Die drei Menschen waren so von diesem wunderbaren Zusammenfinden erschüttert, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit wurden, und der Maler, der zuerst bemerkte, daß mehrere Menschen stehen geblieben waren, machte die Dame aufmerksam, ob sie nicht lieber in den Wagen steigen wollten. Sie folgte wie im Traume seiner Anordnung. Sie hielt die Knabenhand in der ihren und sah nichts, als das schmale, blasse, traurige Gesicht.

Allmählig erst gewann sie genügend Fassung wieder, um sich erzählen zu lassen, welchen Umständen sie dieses Wiedersehen verdanke. Sie begriff besser als Hans, von welchem Dämon ihr Sohn aus dem Hause des Vaters getrieben worden war; sie kannte den rasenden Wissensdurst des Mannes, der einem jungen Gehirn dasselbe anstrengende maßlose Lernen zumuthete, das seine Tage

Digitized by Google

ausfüllte. Als sie sah, wie die zarten Glieder des Knaben bei der Erwähnung seines Mißgeschickes in der Schule zitterten, welch' namenlose Angst sich in seinen Zügen malte, da ging ein wildes Funkeln durch ihre Augen.

„Bei Gott! Wenn alle Gesetze und alle Richter der Welt gegen mich wären, nun soll er den Sohn nicht wieder haben!" murmelte sie dumpf vor sich hin. „Ich will doch sehen, ob eine Mutter sich nicht ihr gutes Recht erkämpfen, ihr Kind nicht davor bewahren kann, einem Wahn geopfert zu werden. Ich reise noch heute zu Richard's Vater! Ich will ihn fragen: ‚Wo ist mein Kind?'"

Hans fühlte einen ehrfurchtsvollen Schauder vor der gewaltigsten, ursprünglichsten Macht in einer Frauenseele, vor der Mutterliebe, die in heiligem Zorn aus Linda's Antlitz leuchtete, die sie begeisterte wie eine Walküre, die nach dem Kampf begehrt.

So schnell die Pferde liefen, sie gebot dem Kutscher immer auf's Neue Eile. Als sie dann in ihrem Heim angelangt waren, faßte sie die beiden Hände des Malers und sagte in heißer Bewegung: „Ihnen danke ich die Rettung, vielleicht das Leben meines Sohnes; wer weiß, was er in seiner Verzweiflung begonnen hätte! Welche Fügung! Sie, gerade Sie müssen mir mein Kind zuführen! Nicht wahr, Ihnen darf ich Richard nun anvertrauen, Sie werden ihn hüten und bewahren, während ich zu seinem Vater reise und ihm endlich, nach Jahren schweigender Geduld, in's Gesicht rufe: ‚Mein Sohn ist mein! Du hast ihn verloren!' Nicht wahr, Sie werden ihn nicht von der Seite lassen, bis ich ihn zurückfordern kann

Digitized by Google

als mein Eigenthum? O Gott, wie habe ich sie denn ertragen diese acht langen Jahre, seit ich mein Kind entbehren mußte!" —

Eine Stunde später saß sie im Zuge, der sie ihrem einstigen Gatten näherführte, und Hans schuf in seinem Zimmer Raum für den Sohn seiner Jugendgeliebten. Eine ganz seltsame Stimmung überkam ihn, als er spät Abends noch einmal die schlafenden jungen Züge betrachtete. —

Mancher Tag verging ohne Nachricht; aber Richard hatte seine Scheu verloren, seit er sich beschützt wußte, und fing an, sich in dem Atelier und in der Nähe des Malers ganz heimisch zu fühlen.

Nach einer Woche kam ein Telegramm:

„Reise eben ab; hoffe bis sieben Uhr in meiner Wohnung einzutreffen und meinen Richard mit Ihnen zu begrüßen. Linda."

Hans fand die schöne Frau verändert, als er zu der bestimmten Stunde den Sohn in ihre Arme führte. Statt der kampflustigen Wildheit, mit der sie von ihm Abschied genommen, lag nun eine milde Trauer über ihren Zügen. Sie schien gealtert in den wenigen Tagen. Schweigend drückte sie ihr Kind an sich, dann erst sagte sie leise, feierlich:

„Richard, Du brauchst nicht mehr vor Deinem Vater zu zittern, Du mußt ihn nur tief beklagen. Ein großes Unglück ist ihm widerfahren!"

Sie schlang den Arm um den Nacken des Knaben, der sie mit angstvollen, betrübten Augen anblickte.

Digitized by Google

„Nicht wahr, Richard, wir Beide wissen, wie der Mann arbeitete, wie er sich abschloß von der Welt, von jeder Freude, eine Mauer um sich aufthürmte, sich kaum ein freies Athemholen vergönnte. Er hatte nur den einen Zweck, das eine Ziel: ein sicheres Steuer, eine zuverlässige Lenkkraft zu erfinden. Aber nicht mit Anderen, an der Hand der bereits gemachten Erfahrungen, wollte er sich vorwärts mühen; es genügte ihm nicht, bescheidentlich die Wissenschaft, die auf diesem räthselreichen Erfindungsfelde nur langsam vorwärts kommt, um einen Schritt zu fördern. Er begehrte den Ruhm einer Neuerung ganz aus eigener Kraft. Vor Kurzem, zwei Tage nachdem Du ihn verlassen, sollte sich nun der Ballon, den er selbst, nach seinen lange geprüften Angaben hatte fertigen lassen, in die Lüfte erheben. Er glaubte an einen vollen Erfolg, glaubte Alles durchdacht, mit allen Zufälligkeiten gerechnet zu haben, um endlich mit einer weltbewegenden That hervorzutreten: dem lenkbaren, in jeder Weise verbesserten Luftschiff. Er machte allein die Probefahrt, zu der sich viele Zuschauer eingefunden hatten. Anfangs stieg der Ballon sehr schön empor, und so lange die Luft still blieb, bewährte sich das Steuer vollkommen, doch wie er nun höher kam und mit einer heftigen Windströmung zu kämpfen hatte, da ward die mühsam im Studirzimmer zusammengestellte Maschine ein Spielball feindlicher Gewalten. Ach, ich habe mir die vielen technischen Ausdrücke nicht merken können, die mir von allen Seiten an's Ohr klangen; denn Jedermann in der Stadt sprach mit Aufregung, mit einem lächelnden Achselzucken

von der verunglückten Luftschifffahrt des menschenscheuen Gelehrten. Er war gesunken, jählings, haltlos — er machte ein klägliches Fiasko. Ohnmächtig fand man ihn erst nach Stunden in einem Walde, am Fuße eines Baumes, den er mit letzter Kraft herabgeglitten sein mußte. An den höchsten Aesten einer Fichte hing der kostbare Ballon in Fetzen.

Es schnitt mir in die Seele, als ich den Mann wiedersah, den ich in der Vollkraft verlassen; er war ergraut, siech, gebrochen an Körper und Geist, irre geworden an sich, verzweifelt. Ach, Richard, ich hätte wohl nicht den Muth gehabt, Dich von ihm zu fordern, jetzt in seiner bitteren Enttäuschung. Doch als ich ihm sagte, Du seiest bei mir, da nickte er nur und erwiederte mit einem unendlichen herben Auflachen: ‚Er hat Recht, der Junge! Was soll er bei seinem Vater! Sein Vater ist ein Narr, ein Narr! Behalte ihn, Linda, und mach' einen glücklicheren Menschen aus ihm, als sein Vater einer ist!' — So gehören wir Beide denn nun zusammen und kein Mensch soll uns mehr trennen! O das ist Glück trotz Allem!"

Erst nach einer Weile wendete sie sich an Hans und sagte leise: „Ihnen danke ich so viel, mein Freund! Ach, und wenn man der Tragik des Lebens in's Angesicht geschaut, wenn man eben Zeuge gewesen, wie menschliche Illusionen vernichtet werden, dann hat man nur ein Verlangen: gut zu sein, seine Pflicht zu erfüllen und Anderen Freude zu machen. Kann ich gar nichts für Sie thun? Ihnen nicht vergelten, daß Sie sich meines Knaben annahmen? Sie sind verstimmt, traurig, seit Wochen schon. Bin ich ganz machtlos für Ihr Glück?"

Digitized by Google

Ihre Augen tauchten sich wieder in die seinen, aber nicht mehr wie sonst mit einer schwülen, sehnsuchtsvollen Gluth, nein, mit einer selbstlosen Güte, als sei ihr Empfinden geläutert und alles heiße Wünschen von ihrer neuerwachten Mutterliebe verdrängt worden.

„Mit dem Glück geht es wunderlich, gnädige Frau," sagte er, durch ihren Ernst bewegt. „Wir haben selbst keine Macht darüber, nicht einmal über unsere Wünsche. Wir stehen unter der Tyrannei unseres Herzens, das eigensinnig seine Grillen festhält. Es will das Eine — gerade das Eine, vielleicht das Thörichteste, das Unerreichbarste — und wenn dies ihm versagt wird, so bleibt es stumm und trotzt wie ein böses Kind."

Linda hatte die Augen forschend auf ihn gerichtet, als wollte sie bis auf den Grund seiner Seele dringen.

Sie schickte den Knaben mit einem kleinen Auftrag weg; als sie allein waren, frug sie: „Sie können jenes Mädchen nicht vergessen?"

„Ich kann meine Enttäuschung nicht vergessen."

Sie sah zu Boden, eine ernste Falte war auf ihrer Stirn, ihre Lippen zitterten ein wenig, als sie weiter sprach: „Der Ehrgeiz des Mädchens ist das Einzige, was zwischen Ihnen steht? Glauben Sie denn, daß sie in ihrer Gier nach Ruhm beharren wird?"

„Warum nicht, gnädige Frau?" lachte er sehr bitter. „Sie hat Erfolg. Sie wird mich vielleicht im Stillen des Brodneides zeihen. Sagten Sie nicht selbst, daß ein solches Herz eine eherne Mauer umgebe?"

„Wer weiß?" murmelte Linda leise vor sich hin. Jede

Digitized by Google

Farbe war aus ihren Wangen gewichen; düstere Schatten lagen um ihre Augen, die in einem ernsten Grübeln allen Glanz verloren.

5.

Mehrere Wochen später hatte Grete wieder eine Landschaft im Kunstverein ausgestellt. Das Mädchen war verwöhnt; sie hatte das seltene Glück gehabt, für jedes ihrer Bilder, wenn es kaum trocken war, einen Liebhaber zu finden; daß dieses Mal mehrere Tage vergingen, ohne daß sich ein Käufer meldete, bereitete ihr deshalb eine erste Enttäuschung. Der Kunstvereinsdiener, der bisher die Ankäufe vermittelt hatte, fand sich allerdings auch dieses Mal wieder ein; aber er brachte nur die Adresse einer Dame, welche die junge Malerin zu sprechen wünsche und sie um ihren Besuch bat.

Grete's Neugier war lebhaft erregt; sie wußte ja nicht, wer ihre früheren Bilder erworben hatte, und hoffte, in der Dame eine Gönnerin ihres Schaffens kennen zu lernen.

In dem Salon, in welchen sie bei ihrem Besuch geführt wurde, hing allerdings keine ihrer Landschaften; obwohl mehrere Bilder die Wände zierten. Eine gewisse Befangenheit überkam das Mädchen in dem eleganten Raum und diese wich auch nicht, als sie der Dame des Hauses gegenüberstand, einer schönen blonden Frau in schwarzen Trauerkleidern.

Dieselbe hatte ihr die Hand gereicht mit einem kurzen: „Ich danke Ihnen, mein Fräulein!“ und sah ihr dann,

Digitized by Google

ohne ein weiteres Wort zu sprechen, lange in das Gesicht, mit einer Erregung, die Grete nicht entging.

„Sie sind so jung! Sie Glückliche!“ sagte Linda dann mit einem tiefen Seufzer. Nach einer Weile erst begann sie, sich wie gewaltsam aus einem düstern Nachdenken aufraffend: „Es wird mir schwer, Ihnen weh zu thun, seit ich Sie gesehen. Ich hatte Sie mir nicht so kindlich-bescheiden, nicht so bezaubernd anmuthig gedacht. Aber ich muß Ihnen weh thun, Fräulein, bitterlich wehe. Betrachten Sie mich als einen Arzt, der Sie mit einer schmerzhaften Operation heilen möchte von einem Wahn, von einer Täuschung Ihrer Augen, von einem krankhaften Irrgehen. — Kommen Sie!“

Sie war aufgestanden und den Arm des Mädchens in den ihren ziehend, führte sie dasselbe durch eine Reihe mit Teppichen belegter, reich ausgestatteter Gemächer über den Flur bis an eine kleine Garderobe neben dem Badezimmer, wo Schränke und Körbe standen.

„Liebes Fräulein, Sie haben sich doch wohl schon oft gefragt, wohin Ihre Bilder, die Sie so rasch verkauften, gekommen sind. Bitte, blicken Sie dort in jene Ecke; da können Sie sie alle wiederfinden, zehn an der Zahl, noch in den Schutzrahmen. Sie sind alle mein Eigenthum geworden.“

Grete sah sie erst mit wirren Augen an, begriff nicht, was sie meine, dann aber, sowie sie die ganze Demüthigung, die ihr zu Theil wurde, überschaute, rief sie mit zornigen Thränen kämpfend: „Aber warum — warum kauften Sie die Bilder? Nur um mich zu verhöhnen? O das ist abscheulich!“

Digitized by Google

Sie wollte sich entrüstet abwenden, fliehen aus diesem Hause, in dem sie die grausamste Kränkung ihres Lebens erfahren, sich verbergen vor allen Blicken, um in der Einsamkeit erst den jähen Schlag zu begreifen, zu verwinden, der sie getroffen.

Aber die schöne Frau hielt ihren Arm fest umschlossen, und auf ihrem Gesicht war kein böswilliger Triumph zu lesen, viel eher ein schmerzliches Kämpfen um Ruhe und Fassung.

Wieder schritten sie durch die verschiedenen eleganten Gemächer bis zu einem kleinen, das nicht wie die anderen nur durch Portièren, sondern durch eine Thür von den Nebenräumen abgeschlossen war, in dem ein eleganter Damenschreibtisch stand und viele Bücher und Photographien umherlagen. Linda schloß behutsam die Thür, zog das Mädchen neben sich auf ein Sopha nieder und sagte leise, leidenschaftlich: „Warum ich Ihre Bilder kaufte? Weil ich Sie gehaßt habe — ja gehaßt, mein Kind, wie man das Weib haßt, das von dem Manne geliebt wird, den man selbst begehrt. Sehen Sie mich nicht so ungläubig an, es ist so: ich habe die Bilder gekauft aus Selbstsucht, aus Berechnung, aus Bosheit! Begreifen Sie das nicht?"

„Nein, gnädige Frau, ich begreife weder den Zweck, noch die Ursache, denn mich liebt kein Mensch! Ich stand Ihnen gewiß nirgends im Wege und weiß nicht, wie ich Ihren Haß verdient hätte," sagte Grete mit zuckenden Lippen, mühsam ihre Thränen zurückhaltend. Ihr ganzes Glück war ja in Trümmer gefallen, ihr Traum von Ruhm lag begraben in jenem Winkel der Garderobe, in dem ihre Bilder verstaubten.

Digitized by Google

„Das ist es ja eben, Kind! Sie waren blind, Sie waren befangen in Ihrem Kunsteifer! Sie merkten es nicht, daß Sie geliebt wurden! Sie sahen das Glück nicht, nach dem Sie nur die Hände ausstrecken durften und wendeten ihm den Rücken. Mich aber hätte es selig gemacht! Darum wollte ich Sie immer tiefer verstricken in Ihren Wahn nach Ruhm, Sie völlig verblenden durch den Erfolg. — Haben Sie's nicht schwarz auf weiß gelesen, daß Sie eine hervorragende Künstlerin sind? Auch mein Werk! Man kann ja Alles haben für Geld. Summen und Summen wollte ich opfern, nur damit Sie sich so recht fühlten als gefeierte Malerin und Ihnen keine Reue kam, kein Zurückwenden nach ihm! Dann, wenn Sie ganz für ihn verloren waren — dann hoffte ich dennoch, daß Hans Berger wieder die alten Gefühle für mich fände, die er für mich gehabt, einst, als ich jung gewesen bin wie Sie!"

„Hans Berger!"

Die Mädchenlippen wiederholten den Namen wie in jähem Schrecken. Die Hand, die Linda hielt, zitterte, und das schöne junge Gesicht erblaßte bis in die Lippen.

Es war etwas so Rührendes in den weitgeöffneten, staunenden braunen Augen, die vor sich hinstarrten, als öffne sich ihnen eine neue, geheimnißvolle Welt, daß Linda jede Regung der Eifersucht vergaß und in ganz weichem Tone fortfuhr: „Ich habe Sie wahrlich nicht zu mir gerufen, um Sie zu demüthigen, nein, um Ihnen zu rathen, Sie zu warnen. Würde ich Ihnen, der Fremden, mein Herz so offen zeigen, wenn ich mein Thun nicht bereute, es nicht gut machen wollte? Ein Doppelereigniß in

meinem Leben hat diese Umwälzung in meiner Seele hervorgerufen. Ich habe meinen Sohn wieder, den ich lange entbehren mußte, und mit ihm eine Pflicht, einen Zweck des Daseins. Ich habe eine sehr traurige Ehe gehabt und glaubte mich fast berechtigt, eine Entschädigung zu ertrotzen, ein besseres Glück zu erzwingen. Mein Gatte war ein Ehrgeiziger, der dem Verlangen nach Ruhm sein Leben opferte und jedes Fühlen in seiner Brust erstickte. Ich war gerichtlich von ihm getrennt und innerlich frei; niemals kam es mir in den Sinn, daß der Gedanke an ihn mich hindern könnte, einem Anderen anzugehören. Doch nun — nun habe ich diesen Mann wiedergesehen in tiefster Niedergeschlagenheit. Sein Wissen hat ihn betrogen, seine Hoffnungen sind vernichtet, statt Ruhm hat er Hohnlachen geerntet. Glauben Sie mir, liebes Kind, der Ehrgeiz hat einen bitterern Bodensatz als die Liebe! Aber nun, bei dem Anblick des Enttäuschten, Gramgebeugten, ist mir auch klar geworden, daß aus dem Herzen einer Frau das Bild ihres Gatten, dem sie sich einst in vollem Jugendglauben zu eigen gab, nicht mehr völlig entschwindet. Ich wußte jetzt, die Erinnerung an ihn, der Alles verloren hat, würde mir fortan jedes Glück vergällen. Ich wußte, daß es kein neues Glück für mich geben könne. Zweimal ist kein Traum zu träumen!“

Sie hatte die letzten Worte ganz leise vor sich hingemurmelt; dann schwieg sie. Auch Grete sagte kein Wort. Sie hatte mühsam nach Fassung gerungen, so lange die Dame sprach. In der Stille, die nun folgte, bezwang sie sich nicht mehr. Große Thränen traten ihr in die

Digitized by Google

Augen und flossen langsam über ihre Wangen herab, während die Lippen sich aufeinander preßten, und ihr Stolz gegen die überwältigende Bewegung kämpfte. Zu viel war in dieser Stunde auf ihr junges Herz eingestürmt.

Erst nach einer Weile blickte Linda, die ganz in Nachdenken versunken war, zu ihr empor, sah, daß sie weinte.

„Aber, liebe Grete," sagte sie, dem Mädchen zärtlich die Hand auf die Schulter legend, „Sie haben doch keinen Grund zu Thränen. Vor Ihnen liegt noch das Leben, ohne Erinnerungen, ohne Konflikte. Wenn ich auch die Malerin gekränkt habe, dem jungen Weib habe ich dagegen das Beste gesagt, was Frauenohren vernehmen können: Du wirst geliebt! Gewiß, Kind, wenn Sie nur wollen, so wird Besseres Ihnen zu eigen, als Ruhm und Erfolg: Liebe und Glück!"

Aber Grete schüttelte den Kopf und schien unzugänglich für jeden Trost. —

Ein Diener trat nach leisem Anklopfen jetzt in das Gemach und meldete: „Herr Berger ist im Salon."

Linda erschrak. Ein letzter, schwerer Kampf durchzuckte sie. Dann aber befahl sie: „Bitten Sie den Herrn hierher zu kommen."

Grete aber war aufgesprungen, entsetzt, bestürzt.

„Herr Berger kommt hierher? Jetzt? O nein, nein, lassen Sie mich fort! Ich bitte Sie, gnädige Frau!"

Dann mit einem Aufschrei der Befreiung die zweite Thür in dem Gemach bemerkend, stieß sie hastig hervor: „Verzeihen Sie mir, leben Sie wohl und Dank — für Ihre Wahrheit!"

Digitized by Google

Wie auf der Flucht vor dem Maler stürzte sie fort.

Als er eintrat, war Linda allein; sie konnte die Bewegung, welche diese letzte Stunde ihr wachgerufen, nicht verbergen.

„Wissen Sie, Herr Berger, wer mich eben verließ? Fräulein Grete Widmer. Ich hätte Ihnen gerne ein Wiedersehen verschafft, aber das Mädchen lief vor Ihnen fort."

Er fuhr zusammen. Eine finstere Falte war auf seiner Stirne. „Ich bitte Sie, gnädige Frau, machen Sie nie wieder einen derartigen Versuch. Ich vermag der jungen Dame keine Komplimente über ihre Kunst zu sagen, und alles Andere ist ihr gleichgiltig."

Linda hatte sich abgewendet und sagte zögernd: „Vielleicht thun Sie ihr Unrecht. Sie schien mir unter einem schweren ‚Katzenjammer' zu leiden, wie die Herren das so zu nennen pflegen."

„Nun, sie wird ihren Tröster finden!" höhnte Hans, und es klang eine so bittere Eifersucht aus den Worten, daß Linda aufmerksam wurde. War's nicht blos die Kunst, war's ein Mann, der zwischen ihm und dem Mädchen stand, und hatte Grete deshalb so traurig den Kopf geschüttelt?

Aber Linda wagte nicht weiter zu forschen, denn der Maler sagte mit großer Bestimmtheit: „Sie würden mir einen Gefallen thun, wenn Sie dieses Thema nicht wieder berühren möchten."

Doch wenn eine Frau sich's einmal in den Kopf gesetzt hat, für das Glück eines Mannes zu sorgen, dann

ruht sie nicht so leicht in ihren Plänen. Linda hatte verzichtet auf den Mann, den sie liebte, aber sie fühlte wohl, daß dieser Verzicht immer auf's Neue erschüttert werden konnte, so lange Hans frei war. Mit einer ganz fieberhaften Hast suchte sie sich ihn aus dem Bereich der Möglichkeit zu rücken, damit ihre kaum unterdrückten Wünsche nicht wieder erwachen konnten.

Während Hans mit aller Kraft darnach rang, das Mädchen, das nichts von ihm wissen wollte, zu vergessen, und Grete in der ersten großen Enttäuschung ihres Lebens aus ihrer herben Jungfräulichkeit zum fühlenden Weibe heranreifte, waren zwei Frauenhände thätig, um die Fäden zwischen diesen beiden Menschen, die fast zerrissen gewesen, wieder zu verflechten.

6.

Im Winter bekam Hans eines Nachmittags eine Karte seiner Mutter: „Ich bin seit gestern Abend in München, ich stieg bei Linda ab und hoffe Dich sogleich zu sehen."

Der Maler wußte nicht, worüber er mehr überrascht sein sollte: daß seine Mutter, die sonst vor jeder Reise Scheu trug, bei dem starken Schneefall die Eisenbahnfahrt gewagt hatte, oder daß sie einen halben Tag bereits anwesend war, ohne ihn benachrichtigt zu haben. Aber er freute sich so von Herzen über den Gedanken, die Mutter zu sehen, daß er beschloß, ihr den Vorschlag zu machen, ganz zu ihm zu ziehen, da er ja doch ein Junggeselle

Digitized by Google

bleiben wolle und sich einsam fühle, und es Niemand so treu mit ihm meine, wie sie.

„Seit gestern bist Du hier, Mutter!“ rief er vorwurfsvoll nach der ersten Begrüßung, „und ich habe keine Ahnung davon?“

„Ich hatte allerlei zu thun,“ gab sie mit ihrem guten Lächeln zurück. „Ich wollte auch ungestört mit Linda plaudern. Es war viel von Dir die Rede, Hans! Und heute Morgen habe ich eine Bekanntschaft gemacht, die mich auch Deinetwegen interessirte. Sie ist ein liebes Geschöpf, Hans,“ fügte sie leiser hinzu. Dann die Thüre öffnend, führte sie ihren Sohn in das Nebenzimmer, in dem eine schlanke Gestalt am Fenster lehnte. „Du thust mir wohl den Gefallen, meinen lieben, jungen Besuch eine Weile zu unterhalten, Hans,“ sagte sie mit einer gewissen Hast. „Ich muß noch rasch einen Brief an Deine Schwester Klara zu Ende schreiben.“

Hans hatte sich vor dem Mädchen verbeugt. „Ich habe Sie sehr lange nicht gesehen, Fräulein Grete,“ sagte er ziemlich fremd und kühl.

„Nein! Sehr lange nicht,“ wiederholte sie verlegen. Dann entstand eine peinliche Pause.

„Mittlerweile sind Sie ja eine gefeierte junge Kollegin geworden.“

Sie ward dunkelroth. „O höhnen Sie mich nicht, ich bitte Sie!“

„Das war kein Hohn. Ich habe mich, ehrlich gestanden, über Ihre Erfolge gewundert; aber sie sind doch vorhanden, sind eine Thatsache.“

Digitized by Google

Sie lachte bitter. „Ihr Künstlerauge wird durch keine Landschaft von meiner Hand mehr beleidigt werden! Das ist vorbei. Es war ein Irrthum. Sie sagten es ja gleich.“

„Aber wie kommt's, daß Sie das plötzlich einsahen, trotz der schönen Kritik, trotz Ihrer brillanten Verkäufe?“

Es zuckte schmerzlich um ihren Mund; die Wunde, die ihr so jählings geschlagen worden, brannte noch immer.

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie die Erkenntniß kam; ich versprach, darüber zu schweigen. Genug, daß ich sie habe. O, sie war bitter genug! Ich wollte, ich hätte auf Ihren Rath gehört, Herr Berger! Immer.“

Wie sie die Augen zu ihm aufschlug, nicht mehr mit dem stolzen, übermüthigen Trotz von ehedem, mit einem traurigen, fast demüthigen Blick, da fühlte er, daß sie eine Andere geworden, daß das Weib in ihr erwacht war.

„Erwacht — für einen Anderen!“ vollendete seine Eifersucht den Gedanken.

„Glauben Sie's nun, Fräulein Grete, daß Sie immer etwas mehr auf meine Worte hätten achten sollen?“ frug er erregt, mit zornbebender Stimme. „Nicht wahr, auch damals, als ich Sie vor dem Maler König warnte?“

Sie ward glühend roth. „Woher wissen Sie —?“

Er lachte hart auf. „Ich kenne meinen Freund König! Er hat Ihnen in den Kopf gesetzt, Malerin zu werden, ein Atelier zu miethen, weil er mit Ihnen allein sein, weil er sich in Ihre Gunst schmeicheln wollte. Nicht wahr, Grete, das ist ihm wohl auch gelungen? O mit Falschheit und Heuchelei gewinnt man ja ein Frauenherz! Er hat Ihnen den Kopf verdreht und Ihre Ruhe ge-

Digitized by Google

ſtohlen — und nun, nun hat er Sie verlaſſen, da Sie's vielleicht ein bischen zu ernſt nahmen, und nun haben Sie auch an der Malerei die Freude verloren."

Er hatte die Worte ſo haſtig hervorgeſprudelt, mit ſolch' leidenſchaftlichem Ungeſtüm, daß ſie ihn nicht zu unterbrechen vermochte. Aber ſie hatte den hübſchen Kopf ſtolz erhoben und ihre Augen blitzten vor Entrüſtung.

„Wer hat dieſe unſinnige Fabel erfunden? Doch nicht Herr König ſelbſt? Ich müßte Sie ſonſt bitten, ihm in's Geſicht zu rufen, daß er erbärmlich gelogen hat. Er hätte mir meine Ruhe geſtohlen! Er mich verlaſſen! O es iſt zum Lachen, wenn es nicht ſo abſcheulich wäre. Ja, er war zudringlich gegen mich. Ich merkte mit einem Male, daß ſeine Kameradſchaftlichkeit nur eine Maske ſei; er ſagte mir allerlei Dinge, die mir das Blut in die Wangen trieben. Da wies ich ihm die Thür, und er kam nie wieder über die Schwelle meines Ateliers."

Hans ſah ihr mit ſtrahlenden Augen auf die Lippen. Es war unmöglich, an den Worten zu zweifeln, die dem ſchönen jungen Munde entſtrömten. Die verächtliche Entrüſtung, mit der ſie von dem Maler König ſprach, ſchuf ihm ein Wohlgefühl, als ſei um ſeine Bruſt lange Zeit ein eiſerner Reifen gelegen, der nun plötzlich von ihm abfiel und ihn wieder frei athmen ließ.

„Ich danke Ihnen, Grete, für dieſe Verſicherung," ſagte er. „Sie glauben nicht, wie leid es mir wäre, wenn Sie Ihr Herz an einen Unwürdigen verlieren würden."

Seine Stimme klang viel wärmer als vorher. Sie wechſelte die Farbe bei dieſem veränderten Ton.

Digitized by Google

„Mein Herz ist nicht von so weichem Stoff," erwiederte sie leise. „Einmal, vor vielen Jahren, als ich noch ein ganz kleines Mädchen war, da hatte es sich mit dem ganzen Vertrauen und der ganzen Innigkeit einer Kinderseele geöffnet für einen Mann, der sehr hoch über mir stand, der aber immer recht gut und lieb zu mir gewesen war. Dann aber mit einem Male schickte er mich fort wie einen lästigen Eindringling, und kümmerte sich nicht mehr um mich. Da kam der Trotz über mich. Ich nahm mir vor: ich will nie mehr Jemand lieb haben! Ich will nur lernen und arbeiten und etwas werden, damit man mich nicht mehr so verächtlich bei Seite schiebt."

Er konnte ihren Augen nicht begegnen, sie hielt sie hartnäckig gesenkt. Aber gerührt, ergriffen, suchte er ihre Hand zu fassen.

„Habe ich in Ihnen diesen finsteren Trotz wachgerufen, Grete? Bin ich jener böse Mensch gewesen, der Ihrem Kinderherzen wehe that? Und das haben Sie so lange nicht vergessen?"

„Kinderschmerzen haften tief und fest, und solche ersten Eindrücke, die verwindet man nicht."

„Nun denn, Grete, Sie haben sich gerächt für jene Kränkung, die ich Ihnen ahnungslos damals zufügte. Auch ich kam zu Ihnen, mit vollem Herzen, mit heißem Vertrauen und wollte Ihnen Alles zu Füßen legen, was ein Mann dem Mädchen bieten kann, das er lieb hat — und Sie schickten mich fort."

„Nein, nein! Sie sagten kein Wort von sich!"

„Aber Sie hätten mich dennoch verstehen können, Grete!"

Digitized by Google

Sie schüttelte den Kopf. Ihre Augen hoben sich wieder zu ihm empor; mit einem Blick der Demuth, der Begeisterung, der ihn durchrieselte.

„Nein, so hoch sind meine Träume nie geflogen. An das Unmögliche dachte ich nicht. Daß Sie sich zu mir herabneigen würden, zu mir, zu dem Mädchen, das sich seiner Mutter schämen muß, das nur einen armen, schlichten Arbeiter zum Vater hat! Und Sie, gerade Sie, der in Allem so thurmhoch über mir steht! O, früher, da malte ich mir's wohl aus, was ich für Sie thun möchte, um Ihnen meine Dankbarkeit zu beweisen, irgend etwas Großes, ein Opfer, um Ihnen das Leben zu retten auf Kosten des meinigen. Meine Phantasie war so geschäftig, Gefahren für Sie zu ersinnen, aus welchen ich Sie befreien wollte. Aber in der Wirklichkeit fand sich, daß Sie immer der Stärkere waren und meines Opfers nicht bedurften."

Er war ganz nahe an sie herangetreten. „Wissen Sie, Grete," flüsterte er in ihr Ohr mit einer Stimme, die sie zittern machte, „wissen Sie, was das Höchste, das Schönste, das Beglückendste ist, was eine Frau für einen Mann zu thun vermag? Wenn sie ihm leise, ganz leise und nahe das süßeste Wort sagt, das es gibt: ‚Ich bin Dir gut! Ich hab' Dich lieb!'"

Sie schwieg noch immer; sie war wie befangen in einem wonnigen Traum, wie er sie nun immer näher, immer fester an sich heranzog.

„Ich lese Dir das Wort aus den Augen, Grete! Ich küsse es Dir von den Lippen!" rief er plötzlich, sie leiden-

Digitized by Google

schaftlich an sich pressend. „Grete, mein einziges kleines Gretlein! Ich weiß es ja jetzt, auch Du hast mich lieb gehabt, schon vor einem Jahrzehnt, wie ich Dich!“

Sein Mund, der stürmisch den ihren suchte, raubte ihr den Athem. Es bedurfte ja auch keiner Worte mehr. Aber dann, als er, aus seinem Taumel erwachend, ihr fragend, forschend in die Augen blickte, als käme ihm ein plötzlicher Zweifel, ob es denn wahr, ob das holde, junge Geschöpf wirklich sein eigen sei, da sagte sie ihm leise, ganz leise, ganz nahe das süßeste Wort, das es gibt: „Ich bin Dir gut! Ich hab' Dich lieb!“

Die Mutter lächelte, als sie, nach einer Weile eintretend, die Beiden engverschlungen traf, mit heißen Wangen und glückstrahlenden Augen.

„Linda hat mich hierhergerufen; sie meinte, meine Gegenwart sei nöthig, um zwei Menschen, die in der Irre aneinander vorüberliefen, zusammenzuführen. Ich freue mich, daß ihr euch nun so rasch gefunden, Kinder!“

Während die gütige alte Frau die junge Tochter liebevoll an sich zog, stand Hans Linda gegenüber. Jetzt in seiner vollen Liebesseligkeit verstand er ihre Gefühle besser als vorher; er wußte, daß sie einen Sieg über ihr Herz errungen; in wortlosem Dank reichte er ihr die Hände.

„Ich hatte ja noch etwas an Ihnen gut zu machen, mein Freund,“ sagte sie mit einem wehmüthigen Lächeln, „noch seit der Jugendzeit. Eine Weile freilich, da meinte ich, es ließe sich da wieder beginnen, wo wir aufhörten, als ich halb so viele Jahre zählte denn jetzt. Wie im Sturm kam der Wunsch über mich. Ich weiß nun —

Digitized by Google

es war ein Traum! Ich habe damals mein Geſchick erwählt und mit ihm über meine Zukunft entſchieden.“ Sie ſeufzte tief. „Ach und ich darf mich ja auch ſo von Herzen freuen über meinen Richard!“ rief ſie dann mit aufleuchtendem Geſicht. „Er blüht ordentlich auf, ſeit er in meiner Pflege iſt, und wird wieder ein friſches, fröhliches Kind. Und er iſt auch klug! O, er wird Schritt halten mit den Anderen! Geſtern ſchrieb ihm ſein Vater: ‚Sei heiter wie Deine Mutter, mein Junge! Genieße Deine Jugend! Es iſt etwas Schönes um ein herzliches Menſchenlachen! Wie lange hörte ich es nicht mehr!‘

So ſpricht aus jeder Zeile die Reue, daß er einer ‚Idee‘ ſein Leben opferte und Allem fremd wurde, was das Daſein erhellt und beglückt. Er ſchreibt auch, daß er beſchloſſen habe, ſeinen jetzigen Aufenthaltsort zu verlaſſen und hierher zu ziehen. Die Stunde wird kommen — iſt vielleicht ſchon gekommen, da es ihm ſchaudert vor ſeinem Alleinſein, da er einſieht, wie unermeßlich traurig es iſt, einſam zu altern. Er hat Niemand, nichts mehr als uns! Er wird ſich ſehnen nach ſeinem Kind! Vielleicht auch nach der Mutter ſeines Kindes! Und wenn er kommt und um meine Verzeihung fleht, wenn er endlich, endlich einen Herzenston findet, dann will ich ihm meine Seele nicht verſchließen. Liebloſigkeit hat mich von ihm fortgetrieben, Liebe kann mich zurückrufen!“

Digitized by Google

Die „Goldprinzeſſin“ und das „Wunderkind“.

Aus Berlins Kriminalgeſchichte.

Von

A. Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

In Nachfolgendem wird der Leſer zwei Schwindlerinnen aus der Kriminalgeſchichte Berlins kennen lernen, welche ſich in dem öffentlichen Aufſehen und Intereſſe, das ſie erregten, beinahe ablösten, und welche auf's Neue den Beweis dafür liefern, daß die Frauen auf dem Gebiete des Betruges und Schwindels noch weit Bedeutenderes leiſten können, als die Männer. Gleichzeitig aber werden die nachfolgenden Zeilen zeigen, mit welcher Sicherheit man auf die Dummheit ſeiner Mitmenſchen ſpekuliren kann, und was für eine harmloſe Stadt Berlin vor ungefähr fünfzig Jahren noch geweſen iſt, obgleich ſie ſich damals ſchon ſtolz die „Stadt der Intelligenz“ nannte.

Im Jahre 1835 tauchte in Berlin eine junge Dame auf, welche allgemeines Aufſehen erregte. Sie erſchien ganz plötzlich, wie ein Meteor, bewohnte eine Villa im Thiergarten, welche auf das Reichſte möblirt und geſchmückt war, hatte eine elegante Equipage mit Jäger, Diener und

Kutscher, und fuhr mit ihrer Gesellschafterin, als welche sie die Tochter eines Beamten engagirt hatte, täglich durch die Straßen der Residenz.

Sie hielt vor allen Läden still und kaufte Luxusgegenstände, Stoffe, Uhren, Silberzeug, Kunstsachen, Geschirr, Kronleuchter, Gemälde u. s. w., die sie stets baar bezahlte. Ihr Reichthum sollte ein fabelhafter sein, und die junge Dame sollte auch bereit sein, allen unternehmenden Leuten Kapitalien vorzustrecken.

Der Volksmund gab dieser reichen Dame, welche sich auch dadurch auszeichnete, daß sie armen Leuten außerordentlich viel Wohlthaten erwies, bald den Namen „Goldprinzessin", wohl deshalb, weil sie bis über die Ohren im Golde steckte, dann auch, weil sie röthlich-blondes, langes Haar hatte.

Die Goldprinzessin hieß eigentlich Pauline W., befleißigte sich eines sehr ordentlichen Lebenswandels und nahm alle Leute durch die außerordentliche Bescheidenheit für sich ein, mit welcher sie auftrat. Dieses liebenswürdige Wesen, sowie der Ruf ihrer Wohlthätigkeit und Sittsamkeit, vor Allem aber ihres ungeheuren Reichthums, verfehlten nicht, sie zu einer stadtbekannten und allgemein geachteten Persönlichkeit zu machen.

Während das Publikum aber die Goldprinzessin bewunderte und hochachtete, zerbrach sich die böse Polizei den Kopf darüber, wie wohl Pauline W. dazu komme, einen solchen Aufwand zu treiben, zumal ein rechtlicher Erwerb des Geldes gar nicht nachweisbar erschien. Die Polizei wußte nämlich sehr genau, wer die Goldprinzessin

Digitized by Google

war. Sie war die Tochter eines Dieners aus Charlottenburg und nach dem Tode ihrer Eltern von einer alten vermögenden Dame, einer Frau Niemann, erzogen worden. Dann wurde Pauline Bonne im Hause eines Bankiers, verschwand darauf einige Zeit aus Berlin, um nach Hamburg zu gehen, und kehrte von dort als Goldprinzessin zurück. Ihre Papiere waren in vollkommener Ordnung, sie bezahlte, was sie entnahm, baar, und die Polizei konnte ihr nicht das Geringste anhaben.

Als Erklärung für die großen Reichthümer, die sie zu besitzen schien, gab sie an, daß sie sich in Hamburg mit einem brasilianischen Grafen verlobt habe, der sie nach einer bestimmten Frist zu heirathen und nach Brasilien zu nehmen gedenke. Derselbe sei fabelhaft reich und verlange von seiner Braut, daß sie möglichst viel Geld ausgebe, um sich würdig für den Eintritt in die Gesellschaft vorzubereiten.

Man kann es nicht ohne schmerzliche Heiterkeit niederschreiben, daß das Publikum so thöricht war zu glauben, dieser brasilianische Graf schreibe fortwährend Briefe an Pauline W., in denen er ihr schwere Vorwürfe darüber machte, daß sie so wenig Geld ausgebe, weil Sparsamkeit nicht standesgemäß und nicht seinen Verhältnissen entsprechend sei.

Aber nicht allein Berlin war der Schauplatz, auf welchem die Goldprinzessin ihre Rolle spielte. Sie fuhr auch mit vierspännigen Extraposten nebst Gesellschafterin, Kammerjungfer, Jäger und Diener nach Karlsbad und in die schlesischen und böhmischen Bäder, trieb dort aller-

Digitized by Google

lei Aufwand, schrieb interessante Briefe von dort an ihre Bekannten und brachte reiche Geschenke mit.

Ganz Berlin erstaunte daher nicht wenig, als im Anfang des Jahres 1836 die Goldprinzessin plötzlich verhaftet wurde. Unglaublich schien die Nachricht nicht nur den Freunden der Dame, deren sie in allen Kreisen der Gesellschaft hatte, sondern auch dem großen Publikum, und ein Schrei des Entsetzens erhob sich darüber, daß man eine so allgemein geachtete Dame so ohne Weiteres einsteckte. Aber bald verbreitete sich ein neues Gerücht, durch welches mitgetheilt wurde, daß Pauline eine ebenso nichtswürdige, als raffinirte Schwindlerin sei.

Der Zufall hatte zu ihrer Entlarvung geführt. Sie hatte bei einem Möbelhändler die Einrichtung für ihre Villa entnommen, und da sie dieselbe sofort baar bezahlte und so außerordentlich reich schien, bat der Möbelhändler sie um ein Darlehen, um sein Geschäft zu vergrößern. Sie sagte ihm dasselbe zu und führte ihn zu Frau Niemann, welche ihm ein versiegeltes Packet gab, in welchem sich zehntausend Thaler in Pfandbriefen befinden sollten. Dieses Packet sollte aber erst nach einer bestimmten Frist geöffnet werden; vorher indeß mußte der Möbelhändler erst 800 Thaler an die Frau Niemann und dann 800 Thaler an Pauline W. zahlen. Als die Goldprinzessin immer noch neue Zahlungen von ihm verlangte, wurde der Kaufmann bedenklich und wendete sich an die Polizei. Das Packet wurde geöffnet und man fand nur leeres Papier in demselben.

Die alte Frau Niemann in Charlottenburg wurde

Digitized by Google

natürlich ſofort vernommen, weil man glauben mußte, daß ſie ſich mit im Komplott befinde. Es ſtellte ſich aber bald heraus, daß Frau Niemann glaubte, das Packet, ſo wie ſie es dem Möbelhändler überliefert, vom Könige Friedrich Wilhelm III. erhalten zu haben. Die alte Dame war außer ſich darüber, daß man das Packet geöffnet hatte und behauptete, ſie würde in große Verlegenheiten kommen, da ſich ein Geheimniß an dieſes Packet knüpfe.

Jetzt forſchte die Polizei natürlich um ſo energiſcher bei der alten Frau nach und beſchlagnahmte deren Papiere, unter denen ſich thatſächlich gegen vierzig Briefe des Königs befanden, in welchen derſelbe Frau Niemann um größere oder kleinere Darlehen bat, oder in denen er in Form von Kabinetsſchreiben ſich entſchuldigte, wenn er die Zinſen nicht zahlen konnte oder mit der Rückzahlung der Kapitalien zögerte.

Natürlich waren dieſe Schreiben ſammt und ſonders gefälſcht, und zwar — von Pauline W. Dieſe hatte es verſtanden, die beſchränkte Frau Niemann, welche ein Vermögen von ungefähr 20,000 Thalern und außerdem ein Haus beſaß, durch ein Syſtem von Betrug, deſſen erſchöpfende Darſtellung ein ganz dickes Buch füllen würde, ſo zu umgarnen, daß dieſelbe annehmen mußte, Pauline W. ſei nicht nur die intime Freundin der Fürſtin Radziwill, ſondern auch des Königs. Die Fürſtin ſowohl, als auch der König befanden ſich angeblich in Geldverlegenheit. Beide ſchrieben eine ganze Unzahl von Briefen, deren Anfertigung allein der Pauline W. außerordentliche Mühe gekoſtet haben muß. Beide nannten die Niemann

Digitized by Google

ihre liebe Freundin, Beide, die Fürstin Radziwill und der König, drückten beständig ihre Verzweiflung darüber aus, die liebe Freundin, Frau Niemann, nicht besuchen und sehen zu können, verabredeten immer neue Besuchsstunden mit ihr, und mit einer geradezu verblüffenden Geschicklichkeit verstand es Pauline W., immer wieder neue Verhinderungsgründe für diese Zusammenkünfte zu erfinden.

Die Frau Niemann gab nicht nur als Darlehen für die Fürstin Radziwill und für den König ihr gesammtes Vermögen von 20,000 Thalern her, sondern sie nahm auch noch 17,000 Thaler Hypotheken auf ihr Haus auf, nur um ihrem guten Könige zu helfen, der sich in einer geradezu schändlichen Geldverlegenheit befinden sollte. Das Geld aber nahm natürlich Pauline W. an sich, um es leichtsinnig zu verschwenden. Die Schwindlerin hatte sich so sehr das Vertrauen ihrer Wohlthäterin zu erwerben gewußt, daß diese noch fest von ihrer Unschuld überzeugt war, als sie bereits ein Geständniß abgelegt hatte.

Da der Name des Königs von der Schwindlerin mißbraucht worden war, so wurde auch die Anklage wegen Majestätsbeleidigung gegen sie erhoben, vom Gericht aber wieder fallen gelassen. Das Erkenntniß vom 21. Mai 1836 verurtheilte die Pauline W. vielmehr nur wegen Betruges zu zwölf Jahren Strafarbeit, welche sie in den Zuchthäusern Spandau und Brandenburg abbüßte.

Die Frau Niemann war vollständig an den Bettelstab gebracht. Sie verfiel der Mildthätigkeit ihrer Bekannten. Dem König Friedrich Wilhelm III. blutete das Herz,

Digitized by Google

daß er der armen Frau nicht helfen konnte; gern hätte er ihr ein kleines Jahrgehalt zugewendet, aber das Miniſterium erklärte ſich ganz entſchieden gegen eine ſolche Wohlthat des Königs, weil dieſelbe Veranlaſſung werden könnte, zu weiteren Schwindeleien auf den Namen des Königs aufzumuntern. Aus dem Verkauf der Sachen, welche ſich in der Wohnung und im Beſitz der Pauline W. noch vorfanden, kam wenigſtens eine Kleinigkeit heraus, von welcher die Frau nach dem Prozeß noch einige Monate leben konnte, bis ſie der Gram über ihr Unglück dahinraffte. —

Fragen wir nach dem Grunde, der die intereſſante Goldprinzeſſin zu ihren Schwindeleien veranlaßte, ſo erhalten wir die Antwort darauf am beſten aus ihrem Geſtändniß, das ſie am 4. Mai 1836 mit folgenden Worten zu Protokoll gab:

„Zu den Betrügereien gegen die Niemann bin ich dadurch gekommen, daß ich durchaus keine Luſt hatte, mir durch Konditioniren bei anderen Leuten meinen Unterhalt zu verſchaffen. Da ich ſelbſt kein Vermögen beſaß, kam ich auf den Gedanken, mir die Mittel zu einem ſelbſtſtändigen Leben auf andere Weiſe zu verſchaffen. Als ich auf die Art erſt einmal Geld von der Niemann bekommen hatte, wurde ich durch die Leichtigkeit, mit der ich das Geld von ihr erhielt, nur aufgemuntert, darin fortzufahren. Anfänglich hielt ich ſie für ſehr reich und glaubte, es machte keinen großen Schaden, wenn ich ihr von ihrem Ueberfluß abzapfte. Erſt als ſie Hypotheken auf ihr Haus mußte eintragen laſſen, um das Geld zu bekommen, merkte

Digitized by Google

ich, daß sie kein Vermögen mehr besäße. Aber da ich nun einmal d'rin war, konnte ich nicht mehr zurück. Mir ist nie der Gedanke gekommen, daß mein Verfahren entdeckt werden könnte, und ich habe auch nicht daran gedacht, daß meine Betrügereien doch einmal ein Ende nehmen müßten und daß ich dann nichts hätte, wovon ich meinen Lebensunterhalt bestreiten könnte. Ich habe Alles, was ich von der Niemann und Anderen erhalten habe, ausgegeben, um meinen Wunsch, als große Dame in der Welt zu leben, ausführen zu können. Ich habe sehr viel Geld gebraucht für meine Reisen, Wagen, Pferde, Dienstpersonal, für Geschenke, für Almosen an Bedürftige, so daß ich begreiflicherweise nichts übrig behielt, als die paar Sachen, die man noch bei mir gefunden hat."

Pauline W. verbüßte ihre Strafe vollständig, trotzdem wiederholt, auch von sehr angesehenen Persönlichkeiten, Gnadengesuche für sie eingereicht wurden; ein Beweis dafür, wie es die Schwindlerin verstanden hatte, die Leute für sich einzunehmen.

Im Jahre 1848 wurde Pauline W. aus dem Zuchthause entlassen und es ist von ihr noch zu erwähnen, daß sie von da ab weitere Schwindeleien, natürlich in verkleinertem Maßstabe verübte, und daß sie auf der Bahn des Verbrechens zu Grunde gegangen ist. —

Als sie im Jahre 1848 von Brandenburg zu Fuß nach Berlin gepilgert kam, interessirte gerade eine neue Schwindlerin Berlin auf das Außerordentlichste, eine Schwindlerin, die — erst zwölf Jahre alt war und für eine Heilige galt.

Fast genau an der Stelle, wo jetzt der neue Monumentalbau des deutschen Reichstages emporwächst, lag ein Holzplatz, und auf diesem ein kleines Häuschen, in welchem der Holzverwalter Braun mit seiner Frau und seiner zwölfjährigen Tochter Luise wohnte.

Braun und seine Frau waren unbescholtene Leute von großer Frömmigkeit und Gottesfurcht, in der sie auch ihr Kind mit Eifer erzogen. Im Jahre 1848 erklärte ihre Tochter plötzlich, Engelserscheinungen gehabt zu haben, und besonders einen Engel, Namens Jonathan, als ihren Gebieter und Beschützer beständig um sich zu sehen, der ihr den Auftrag ertheile, der leidenden Menschheit zu helfen.

Unverständlich für jeden vernünftigen Menschen ist es, daß eine Art geistiger Epidemie in Berlin ausbrach, und daß sich binnen wenigen Tagen der Ruf des Wunderkindes Luise Braun derartig verbreitete, daß vor dem Holzplatz bald täglich Hunderte und einige Wochen später Tausende von Menschen standen, welche zu dem Kinde vorgelassen werden wollten.

Mit einem weißen Kleide angethan saß Luise Braun auf einem Stuhl in der Mitte des Zimmers und that nichts weiter, als daß sie die vor ihr erscheinenden Personen, welche krank waren und Hilfe wünschten, aufforderte, recht fleißig zu beten; nur dann, so sagte sie, werde die Krankheit vergehen. Es ist thatsächlich festgestellt, daß eine ganze Anzahl von Kranken schon durch diese Bemerkung des Kindes, durch die bloße Aufforderung zum Beten geheilt worden ist, wie es ja neuerdings durch die sich immer mehr aufhellenden Erscheinungen des Somnam-

Digitized by Google

bulismus und der Hypnose erwiesen ist, daß eine ganze Anzahl von Krankheiten, besonders solche des Nervensystems, nicht nur durch Einbildung entstehen, sondern auch durch sogenannte Einbildung geheilt werden können.

Der Ruf des Wunderkindes verbreitete sich aber nicht nur in Berlin selbst, sondern auch außerhalb. Die bekannte Gräfin Ida Hahn-Hahn fuhr bei Luise Braun vor, um sie zu konsultiren, sogar der Kronprinz von Hannover (der spätere letzte König) ließ das Mädchen zu sich kommen, damit sie ihn von seiner Blindheit, an der er schon damals litt, heile, Luise Braun versprach ihm auch Heilung, aber, wie man weiß, erfolgte diese nicht.

Als Luise Braun von Hannover zurückkehrte, hatte sie natürlich den Gipfelpunkt ihrer Berühmtheit erreicht, und jetzt mußte die Polizei einschreiten, um — nicht etwa Luise Braun das Handwerk zu legen, sondern um ihr bei der Ausübung ihrer Praxis behilflich zu sein.

Die Polizei ließ nämlich das Publikum, welches zu Tausenden vor der Thür des Wundermädchens wartete, Reihe bilden, hielt den Verkehr der Equipagen aufrecht, welche in großer Anzahl vorfuhren, und wenn der Andrang zu groß wurde, dann ging eines der Mitglieder der neu errichteten Schutzmannschaft herum, holte vom Publikum Bittschriften, Visitenkarten, Zettel mit Namen und Angabe der Krankheiten, welche geheilt werden sollten, ab und trug höflich diese Dokumente zu dem Wunderkinde, welches dann über denselben betete, worauf die Heilung erfolgen sollte. Kaum war aber Luise Braun mit dem einen Stoß, welchen der Schutzmann überbracht

hatte, fertig, als auch ſchon ein anderer Schutzmann mit einem ähnlichen Packet erſchien.

Wenn vielleicht Jemand dieſes Gebahren der Polizei ſonderbar finden ſollte, ſo möge er ſich daran erinnern, daß man ſich damals im Revolutionsjahre 1848, alſo in dem ſogenannten „tollen Jahre“ befand, in welchem die Polizei froh war, wenn das Publikum ſich nur ruhig verhielt und nicht Ausſchreitungen beging.

Luiſe Braun war aber auch für die Polizei gewiſſermaßen unnahbar geworden, ſeitdem ſich nicht nur Mitglieder der höchſten Ariſtokratie, ſondern ſogar der hannöver'ſche Kronprinz ihrer Hilfe bedient hatten, und ſchließlich war ein Einſchreiten der Polizei gegen dieſelbe nur ſchwer möglich, denn Luiſe Braun trieb ja keine ſogenannte Kurpfuſcherei, ſie verabfolgte keine Medikamente, verordnete nichts, ſondern das Einzige, was ſie that, war, daß ſie zum Beten aufforderte.

Wie aber Alles in der Welt ein Ende nimmt, ſo auch die Popularität und Berühmtheit der Luiſe Braun. Die Berliner wurden allmählig wieder vernünftig, und am Ende des Jahres 1849 pilgerten nur noch ſehr wenige Menſchen zu dem Wunderkinde hinaus, und daſſelbe ſchien bereits vollſtändig vergeſſen, als im Jahre 1852 die unterdeſſen ſechzehn und ein halbes Jahr alt gewordene Luiſe Braun wegen Betrügerei und Schwindel verhaftet wurde. Zur Kennzeichnung ihres Treibens entnehmen wir der Anklageakte folgende Stelle:

Die Angeklagte, Marie Luiſe Braun, am 18. Juni 1836 zu Berlin geboren, zog im Herbſt 1848 und im Früh-

ling 1849 die öffentliche Aufmerksamkeit dadurch auf sich, daß sie angab, mit einem Engel, den sie Jonathan und ihren Führer nannte, in Verbindung zu stehen und von Gott zur Heilung von Kranken durch Hinweisung auf das Gebet und den Glauben berufen zu sein. Infolge dessen strömten ihr Kranke in Menge zu. Viele glaubten an sie und an ihren himmlischen Führer.

Manche behaupteten, durch sie von einem unheilbaren Uebel geheilt zu sein, und bald hatte sie den Namen des „Wundermädchens" und „Wunderkindes". Allmählig indessen verlor sich die Theilnahme der großen Menge. Desto fester hingen einzelne Personen an der Angeklagten, welche inzwischen mit ihr und ihren Eltern nähere Bekanntschaft gemacht hatten.

Zu diesen Personen gehörte der Vicefeldwebel Neuenfeldt, der im Jahre 1849 mit seinem Regiment hier in Garnison lag, und der Oekonom Ellmers, welchen der Ruf des Wunderkindes aus seiner Heimath in Hannover nach Berlin gelockt hatte. Beide, obschon dem fünfzigsten Lebensjahre nahe, waren für den Glauben an die Wunderkindschaft der Angeklagten, Neuenfeldt durch eine hyperreligiöse Richtung, Ellmers durch große und unverkennbare Verstandesbeschränktheit, besonders empfänglich, und wurden in demselben durch jenen allgemeinen Zulauf von Kranken und durch die Mittheilungen bestärkt, welche die Angeklagte über ihren Verkehr mit ihrem Führer Jonathan, mit dem Himmel und der Hölle, und über ihre Wunderkuren, vornehmlich an hochgestellten Personen machte.

Ihren blinden Glauben benutzte die Angeklagte ge-

ſtändlich dazu, ſich im Laufe der Jahre 1850 und 1851, bis etwa zum Mai 1852, von Neuenfeldt und Ellmers nach und nach bedeutende Geldſummen zu erſchwindeln, für welche ſie ſich ſeidene Kleider, Theaterbillets, Näſchereien und Delikateßwaaren kaufte. Sie knüpfte nämlich mit Neuenfeldt, der im Sommer 1849 außerhalb Berlins in Garniſon gekommen war, hinter dem Rücken ihrer Eltern eine Korreſpondenz an. Gelegenheit dazu fand ſie durch den Briefwechſel, welchen Neuenfeldt im Juli 1849 mit ihren Eltern begonnen hatte, und den ſie, weil Letztere weniger ſchreibkundig waren, im Namen ihres Vaters führte. Anfangs machte ſie heimlich Einlagen, bald aber ſchrieb ſie unabhängig von jenem Briefwechſel und ließ ſich die Antworten unter fremder Adreſſe zugehen. Dieſe Briefe, welche bei Neuenfeldt gefunden und von ihr rekognoszirt wurden, waren auf ſeine religiöſe Richtung, insbeſondere auf ſeinen eingewurzelten Glauben an ihren Führer und ſeinen Wunſch, in Berlin eine Civilverſorgung zu erhalten und zugleich auf ihre gewinnſüchtigen Zwecke ſehr liſtig berechnet.

Sie bat regelmäßig Neuenfeldt darin um Geld und gab in verſchiedenen Briefen entſchieden vor, daß ſie dies auf Befehl, oder im Auftrage, oder auf Wunſch ihres Führers Jonathan thue, und daß das Geld zur Anſchaffung von himmliſchen Bildern oder ſonſt zu frommen Zwecken oder für „ihren lieben Herren“ oder „nach Gottes Willen“ verwandt werden ſollte.

Einmal meldete ſie Neuenfeldt die Botſchaft, daß er eine Stufe höher im Himmel geſtiegen, daß dies ein Feſt

für den Himmel gewesen sei, und daß sie mit den Engeln gesungen habe.

Sie forderte in kürzeren Zwischenräumen, verlangte, daß er so viel Geld schicke, wie er könne, setzte kurze Zahlungstermine fest, mahnt und verweist ihn, sobald er Einwendungen macht, auf den Willen Gottes, den sie ausführen müsse. Ein anderes Mal schrieb sie, „was er ihr thue, thue er dem Himmel." Dann wieder, beim Empfang einer Geldsumme von sechs Thalern: „Sie brauche das Geld nach Gottes Willen sehr nöthig, und wenn es noch mehr wäre." —

Dieser Neuenfeldt war aber, wie bereits erwähnt, nicht ihr einziges Opfer. Bei den Eltern Luisens wohnte der Oekonom Ellmers, welcher im Jahre 1850 elfhundert Thaler erbte. Diesen allerdings etwas beschränkten Mann wußte die fromme Schwindlerin so zu beschwatzen, daß er sein ganzes Geld allmählig auf die „göttlichen Befehle" hin, die ihm Luise übermittelte, hergab, damit das halbwüchsige Mädchen die Summen zu Vergnügungen und Putz verwenden konnte.

Aber nicht allein diese Beiden, sondern auch noch andere Leute betrog sie. Einer armen Wittwe, deren blindes Kind angeblich durch das Beten der Luise Braun wieder sehend geworden war, schwindelte sie nach und nach ihre ganzen Ersparnisse ab. Andere Leute wieder veranlaßte sie zu Darlehen, und schließlich waren so viele Menschen, wenn auch nur um kleine Beträge, von ihr betrogen, daß ihre Verhaftung und das Zutagekommen ihrer Schwindeleien das größte Aufsehen in ganz Berlin erregte.

Die Verhandlung gegen Luise Braun fand unter ungeheurem Zulauf am 22. Februar 1853 statt. Die Angeklagte betrug sich nicht nur dreist, sondern geradezu frech, und hatte die Dreistigkeit, immer noch als Engel und als Prophetin auftreten zu wollen und zu behaupten, daß sie an all' diesen Schwindel, den sie verübt, wirklich geglaubt habe. Der Vertheidiger überreichte mehre Hundert Briefe, in welchen durch Luise Braun Geheilte freiwillig mittheilten, daß durch die Wunderkraft des Mädchens Fieber, Gicht, Auszehrung, Blindheit und Taubheit bei ihnen vollständig geheilt worden seien.

Der Gerichtshof aber ging nicht darauf ein, als der Vertheidiger beantragte, die Angeklagte für religiös wahnsinnig zu erklären, er bezog sich vielmehr auf das Gutachten des Gerichtsphysikus, eines Geheimen Medicinalrathes, welcher unter großer Heiterkeit der Zuhörerschaft wörtlich aussagte:

„Der Religiöswahnsinnige zeigt in seinem Aeußeren stets das vollständig ausgeprägte Bild seiner Krankheit. Jeder, der einen solchen Menschen sieht, weiß, daß er wahnsinnig ist. Nichts von alledem merkt man an der Angeklagten. Man sehe in ihre ruhige, kalte, verschlagene, listige Physiognomie, und Jeder wird leicht erkennen, daß sie nicht religiös wahnsinnig ist. Ein Religiöswahnsinniger schreibt zwar auch ähnliche Briefe, aber nie ist es vorgekommen, daß er Geld fordert, um es zu Theaterbillets zu verwenden. Ich gebe daher mein Gutachten dahin ab, daß der Geist der Angeklagten nicht einen Augenblick gestört gewesen ist, daß sie stets ebenso zurechnungs-

Digitized by Google

fähig war, wie sie es jetzt ist, und daß ihr Körperzustand ein vollkommen normaler ist." —

Mit Rücksicht auf ihre Jugend wurde Luise nur zu sechs Monaten Gefängnißstrafe verurtheilt. Sie verschwand später von dem Schauplatz ihrer Thaten vollständig, aber ältere Berliner wissen sich noch sehr genau an die Aufregung zu erinnern, die sie selbst durchmachten, sowohl zu der Zeit, als die „Goldprinzessin" im Thiergarten auftauchte, als auch später, wo monatelang ganz Berlin sich mit dem „Wunderkinde" beschäftigte.

Die Tollwuth und ihre Bekämpfung.

Ein Wort zur Aufklärung.

Von

Ewald Paul.

(Nachdruck verboten.)

Ein gefährlich' Ding ist's, dem wir in vorliegendem Aufsatze Beachtung schenken wollen, ein Schreckbild für Viele, eine Erscheinung, welcher die meisten Menschen rathlos gegenüberstehen: die Toll- oder Hundswuth, vielfältig auch wohl unter dem Namen der „Wasserscheu" bekannt. Besonders in neuester Zeit, wo die Wuthgiftimpfungen des Pariser Forschers Pasteur als die größte Entdeckung der Wissenschaft in alle Welt hinausposaunt und die Einbildungskraft der Laien vielfach durch ein-

Digitized by Google

gehende Beschreibungen erhitzt worden ist, hat die Furcht vor der Tollwuth sehr zugenommen, dergestalt, daß reiche Leute aus aller Herren Länder nach dem kleinsten, ganz unschuldigen Hundebiß eiligst nach Paris reisten, um sich bei Pasteur einer sehr schmerzhaften, gefährlichen und in ihren Erfolgen sehr zweifelhaften Behandlung zu unterziehen.

Diese Thatsache veranlaßt mich, zur Aufklärung und Beruhigung des Publikums die nachstehenden Zeilen zu schreiben.

Die Tollwuth kommt am häufigsten in den Kulturländern vor, hingegen selten oder gar nicht in jenen Gegenden, denen unsere Kultur fehlt und deren menschliche wie thierische Bewohner sich einer größeren Freiheit der Bewegungen erfreuen. Von vornherein ist die Tollwuth nur eine Thierkrankheit. Sie entsteht aus sich selbst heraus niemals im Menschenkörper, sondern kommt nur durch Uebertragung von Seiten des Thieres — sei es nun durch Biß, durch Belecken oder auf andere Weise — im menschlichen Organismus zur Entwickelung, während sie im Thiere ohne genau festzustellende Ursachen sich erzeugt. Am meisten befällt das Uebel den Hund, und daher stammt denn auch der Name Hundswuth; außerdem sucht es noch Pferde, Katzen, Füchse, Wölfe und sogar das Rindvieh heim. Man behauptet aber, daß nur beim Hunde und Wolfe allein vom selbstständigen Entstehen der Krankheit die Rede sein könne, während sie bei den anderen Thieren auch nur durch den Biß jener Geschöpfe veranlaßt und hervorgerufen werde.

Digitized by Google

Es ist nun auffällig, daß in Ländern, wie die Türkei und Egypten, wo Hunde in großen Schaaren sich herumtreiben und ein ziemlich zügelloses Leben führen, ein toller Hund etwas sehr Seltenes ist. Des Weiteren gibt der Umstand zu denken, daß in jenen Gegenden, wo selten ein größerer Nahrungsmangel sich bemerkbar macht und wo die Thiere nicht zu sehr durch den Jäger geängstigt werden, auch wuthkranke Wölfe nur sehr vereinzelt erscheinen.

Die verschiedenen Annahmen, welche man zur Erklärung der Tollwuth aufgestellt hat, zeigen alle ihre Mängel, und die meisten sind überhaupt völlig unhaltbar. Richten wir aber unser Augenmerk auf die Krankheitsanzeichen, so fällt uns in allen Fällen vor Ausbruch der Krankheit als hervorstechendstes Symptom eine hochgradige Verstimmung des Nervensystems auf, wie sie durch Beschränkung oder Behinderung des einen oder anderen körperlichen Bedürfnisses, durch Beeinträchtigung des Gemüthslebens, durch starke Reize und Mißhandlungen auch beim Thiere vorkommt, und diese eine Thatsache erklärt uns Alles. In dem wohlgepflegten, gut behandelten Hunde, dessen Bedürfnissen nach allen Richtungen hin Rechnung getragen wird, kann sich nie und nimmer von innen heraus ein Wuthgift entwickeln, und in einem solchen Thiere hat auch der durch Biß oder in anderer Weise übertragene Krankheitsstoff schlechten Boden. Ebenso wird der der eigenen Fürsorge überlassene Hund uncivilisirter oder halbcivilisirter Länder nicht leicht wuthkrank, wofern ihm die Natur nur das Allernöthigste zum Lebensunterhalt gestattet und dem freien Verkehr der Thiere untereinander kein Riegel vorgeschoben

Digitized by Google

wird. Unsere Hunde dagegen werden meist an der Leine ausgeführt, mit einem Maulkorbe gemartert, zurückgerufen und mit der Peitsche bedroht, wenn sie sich raufen, eingesperrt, oftmals gezwungen, tagelang ruhig im Zimmer oder an der Kette zu liegen, kurzum, in jeder Weise in ihrer Freiheit, ihren Neigungen und Bedürfnissen beschränkt, und diese Mißhandlung macht den Hund krank, sie verstimmt sein Nervensystem — denn nicht blos wir Menschen haben Nerven — und begünstigt die Entwickelung der Tollwuth. Es handelt sich bei der letzteren durchaus nicht um eine von vornherein schwere Gifterkrankung, sondern um eine sehr allmählig fortschreitende und bei Zeiten recht wohl zu bekämpfende Vergiftung auf nervöser Grundlage.

Man wolle vor dem Worte Gift nicht gar zu sehr erschrecken, denn auch wir Menschen erzeugen bei starker Nervenreizung, z. B. durch Hunger, in unserem Körper Giftstoffe, die sich ebenfalls im Speichel sammeln und auf kleine Thiere krank machend, ja selbst tödtlich wirken.

In der medicinischen Welt beginnen sich neuerdings die Geister in dieser Frage zu erregen, und einige sehr erleuchtete Köpfe treten energisch gegen die Behauptung auf, die Tollwuth sei eine Krankheit für sich, die als schwere Vergiftung eingeleitet werde und einen spezifischen Uebertragungsstoff besitze. Insbesondere ist es der Sanitätsrath und Direktor des Krankenhauses an der Wieden in Wien, Dr. Lorinser, der sich gegen diese Zumuthung wehrt und die Existenz der sogenannten Hunds- oder Tollwuth als „spezifische", nur durch ein besonderes thierisches Gift weiter verbreitete Krankheit rundweg abstreitet.

Digitized by Google

Und die Erfahrungen sprechen zu Gunsten dieses Mannes! Nach Angaben des Naturforschers Bollinger erkrankten nur etwa 47 Prozent der Gebissenen. Eine Zusammenstellung in Württemberg ergab nur 23 auf 100.

Dr. Lauterer schreibt: „Unter 145 von wüthenden Hunden gebissenen Personen erkrankten nur 28. — Dr. Ed. Reich sagt: „Der Biß wüthender Hunde erzeugt nur bei einem kleinen Theile der Gebissenen Wuthkrankheit." — Oberstlieutenant a. D. Spohr, der sehr umfängliche Studien bezüglich der Tollwuth angestellt hat und auf den wir nachher noch zurückkommen werden, überzeugte sich ebenfalls, daß von vielen von *demselben* Hunde gebissenen Personen immer nur *einzelne*, häufig aber *Niemand* von den Krankheitssymptomen der sogenannten *Wuth* befallen wird, und daß dieses Resultat nur in ungünstiger Weise durch eine unzweckmäßige Behandlung der *Bißwunde* beeinflußt wird.

Richtigerweise kann man aus alledem schließen, daß ein spezifischer schwerer Giftstoff nicht vorliegt, denn wäre das der Fall, so erzeugte eben jeder Biß eine schwere Erkrankung. Hundert Menschen, die nie in ihrem Leben Arsenik zu kosten bekamen und deren Jedem eine gleiche Dosis von diesem starken Gifte eingegeben wird, erkranken Alle unter annähernd denselben Umständen. Und bei dem Wuthgift sollte das anders sein? Der Schluß, daß bei letzterem die Empfänglichkeit des Nervensystems einen gewichtigen Einfluß ausübe und vielleicht gar die Hauptrolle spiele, ist mithin keineswegs unzulässig. Nach Allem, was der Schreiber dieser Zeilen über die Tollwuth zu erfahren

und zu beobachten vermochte, kann er sich der Ueberzeugung nicht entschlagen, daß zur Entwickelung der Tollwuth im Menschen die erste und oberste Bedingung ein empfindsames, gereiztes, möglicherweise selbst erst nach dem Bisse durch Furcht und barbarische Behandlung in Reizzustand versetztes Nervensystem ist.

Es dürfte nun an der Zeit sein, der Symptome zu gedenken, welche den tollen Hund kennzeichnen. Viele Leute bilden sich ein, daß ein solches Thier am besten durch eingezogenen Schwanz, Scheu vor dem Wasser und starke Schaumabsonderung an der Schnauze zu erkennen sei. Nichts ist thörichter als das. Oft genug ist vom Einziehen des Schwanzes gar nichts zu bemerken, ebensowenig ist eine Furcht vor Flüssigkeiten vorhanden. Im Gegentheil macht sich oft ein großer Durst bemerkbar: die Thiere saufen überaus gierig und suchen zuweilen selbst Wassertümpel oder Bäche auf, in denen sie sich herumwälzen. Ihr Instinkt treibt sie bei ihrer inneren, den Athem und den Pulsschlag beschleunigenden Gluth zu derartigem Handeln. Bis dahin sind sie gemeiniglich noch bei Bewußtsein. Aber von allem Anfang an zeigen sie das Bild eines kranken Thieres. Sie sind launenhaft, scheu, ängstlich, geifern über die Maßen, haben eine schmutzige Nase und meist rothe, entzündete Augen, welche die im Körper steckende, allmählig immer weiter um sich greifende Hitze widerspiegeln. Nach und nach schwindet das Bewußtsein, die Thiere folgen ihrem Herrn nicht mehr, ein eigentlicher Tobsuchtsanfall tritt ein, der erste, am längsten dauernde gewöhnlich schon innerhalb der ersten

Digitized by Google

vier Tage. Die folgenden kürzeren Anfälle reihen sich mit oft sehr kurzen Zwischenräumen aneinander. Die Hunde entfliehen ihrem Heim, streichen planlos herum, zeigen große Raufluſt, wobei aber zum Troſte ängſtlicher Gemüther betont werden ſoll, daß ſie mit Vorliebe ihresgleichen, mit geringerer Neigung Menſchen anfallen.

In neunzig von hundert Fällen jagen ſie mit wuthgerötheten Augen an den ruhig ihres Weges wandelnden Menſchen vorbei, ſchnappen indeſſen oft mit großer Vorliebe nach vorüberkommendem Vieh. Ein intereſſanter Fall ſpielte ſich vor nicht gar langer Zeit in einer mittleren Eiſenbahnſtation in den öſterreichiſchen Alpen ab, indem ein toller Hund in das Reſtaurationszimmer drang, an den Füßen der dort ſitzenden Menſchen vorbeiſtreifte, drei in dieſem Raume befindliche Hunde biß und darnach ſchnell wieder vom Schauplatz ſeiner Miſſethaten entfloh.

Die Thiere beißen in dieſem Stadium auch in allerlei harte Gegenſtände, in Steine ſelbſt, die man ihnen vorhält. Immer mit den Zeichen der höchſten Wuth. Dann wird der Gang unſicher, die Kraft erſchöpft ſich nach und nach, nun erſt, im Lähmungsſtadium, wird der Schwanz eingezogen. Die Hunde werden wieder freundlich, kehren nach Hauſe zurück und geberden ſich oft, als ob nichts vorgefallen wäre. Doch zeigen ſie einem aufmerkſamen Beobachter immer noch, daß nicht Alles in Ordnung iſt, indem ſie nervös hin und her zucken, planlos in der Luft herumſchnappen und mit Schlingbeſchwerden kämpfen. Endlich kehrt der Anfall wieder, und ſo wird ſchließlich

Digitized by Google

die ganze Kraft verzehrt und das arme Thier endet nach schrecklichen Qualen meist schon nach wenigen Tagen.

Beim Menschen entwickelt sich die Sache etwas anders. Die ersten Krankheitsanzeichen sind Reißen an der gebissenen Stelle, nervöse, gegen Kopf und Brust strahlende Schmerzen, Appetitmangel und Gliederschwäche, weiche Stimmung und ausgeprägtes Angstgefühl. Nach und nach zeigt sich eine gewisse Athembeklemmung, eine Art nervösen Brustkrampfes, der allmählig an Heftigkeit zunimmt und schwere Schlingbeschwerden mit sich führt. Diese Schlingkrämpfe gehören schon in den Bereich der eigentlichen Tobsucht, des höchsten Reizzustandes, der aber beim Menschen nur etwa eine halbe Stunde anhält (während beim Hunde eine Zeitdauer von 6 bis 12 Stunden nichts Seltenes ist) und meist bei dem Versuche beginnt, den brennenden Durst zu stillen. Späterhin stellen sich diese Schlingkrämpfe auch beim Anblick glänzender Gegenstände ein und das Nervensystem wird schließlich derart überreizt, daß ein Wuthanfall schon durch ein Geräusch oder den Geruch einer brennenden Cigarre zu Stande kommt. Man erkennt in diesem Stadium immer deutlicher, daß das Nervensystem am meisten bei der Sache in Mitleidenschaft gezogen ist und vermeint, eher einen Wahnsinnigen als einen „Vergifteten" vor sich zu haben.

Dennoch ist der Kranke zuweilen noch ziemlich lange, bei vollem Bewußtsein, er schlägt zwar wüthend um sich und spuckt seinen zähen, oft blutigen Speichel nach allen Seiten, zeigt indessen immer noch Verständniß für seine Lage, bekommt Todesahnungen und geräth in Zorn darüber

Digitized by Google

schreit, daß er leben bleiben und nicht sterben wolle, rast, wenn man ihm scheu ausweicht, und versichert den Seinen, daß er nicht daran denke, sie zu schädigen, warnt aber im nächsten Augenblicke wieder vor Annäherung. Sein Verstand zeigt sich nur in kurzen Momenten durch allerlei, das erregte Gehirn umgaukelnde Sinnestäuschungen getrübt, er zwingt sich, die fremdartigen Vorstellungen und Erscheinungen zu vertreiben, will ganz klar und vernünftig sein und kann doch nicht. Die Stimme wird ihm heiser vom Schreien und ähnelt der Schlingkrämpfe wegen derjenigen eines gemarterten Hundes. Es ist ein Jammerbild, das man da vor sich hat. Die Anfälle erlöschen naturgemäß unter den Zeichen hochgradiger Ermattung, kehren aber nach einem kurzen, unruhigen Schlafe wieder, werden immer häufiger und führen endlich, wenn nicht während eines Anfalles plötzlicher Tod eintritt, allmählige Lähmung der Athmung und des Blutumlaufes herbei. Beim Menschen zeigen sich in diesem Stadium des Absterbens nur noch schwache Wuthausbrüche, der Kranke kommt in die Lage, wenigstens seinen furchtbaren Durst löschen zu können, sein Bewußtsein erweist sich auch jetzt oft wenig oder gar nicht getrübt, er versucht, seine Angelegenheiten zu ordnen, und nimmt in wehmüthig-weicher Stimmung von seiner Umgebung Abschied.

In dieser furchtbaren Weise äußert sich die Tollwuth sehr häufig beim Menschen, ich muß jedoch hinzufügen, daß die Symptome nicht selten in ganz anderer Weise auftreten. Diese Verschiedenheit der Erscheinungsformen macht allein schon stutzig, mehr aber noch der Umstand,

daß es Menschen gibt, bei denen die Tollwuth zum Ausbruch kommt, weil sie sich einbilden, von einem tollen Thiere gebissen zu sein, in Wirklichkeit aber nur den Biß eines ganz gesunden Thieres erhalten hatten. Ein geradezu klassisches Beispiel dieser Art erzählt Oberstlieutenant Spohr, das ihm vom Thierarzt H. in C. aus eigenen Erlebnissen mitgetheilt ward:

„Es kam eines Tages ein Handwerker mit einem kleinen Hündchen zu dem Thierarzte H., zeigte diesem seine frisch gebissene Hand und den Hund, der ihn soeben gebissen, mit der Bitte, denselben auf seinen Gesundheitszustand zu untersuchen. H. fand den Hund vollkommen gesund, und es ergab sich außerdem, daß das kleine Thier nur gebissen hatte, weil es gereizt und ihm Schmerz verursacht worden war. H. suchte den Hundebesitzer zu beruhigen, wusch ihm die Bißwunde selbst aus, verband sie und warnte vor Allem davor, sie nicht ätzen oder brennen zu lassen. Den Hund behielt H. bei sich, um ihn ferner zu beobachten.

Schon am Abend war der Gebissene wieder bei ihm, um sich, sichtlich in höchster Aufregung, nach dem Befinden des Hundes zu erkundigen. Letzterer spielte gerade freundlich mit dem Kinde des Thierarztes, der den Fragesteller bedeutete, er würde doch das Thier nicht mit seinem Knaben spielen lassen, wenn die geringsten Verdachtsgründe vorlägen. Da dem aufgeklärten Thierarzte aber die fieberhafte Erregtheit des Mannes auffiel, so erkundigte er sich auch nach dem Zustande der Wunde, und erfuhr, daß der Gebissene schon Mittags von ihm direkt zu einem Arzt

Digitized by Google

gegangen, sich dort hatte kauterisiren (ätzen) und neu verbinden lassen. Um ihn nicht noch mehr aufzuregen, machte ihm H. keinerlei Vorwürfe, sondern sagte ihm nur, das sei ganz überflüssig gewesen, und er könne sich vollständig beruhigen. Der Mann ließ ihm den Hund noch da und entfernte sich. Einige Tage später las H. in der Zeitung den Tod des betreffenden Handwerkers, der im F.'schen Hospital ‚unter den Symptomen der Tollwuth' gestorben war. Das kerngesunde Hündchen besaß H. noch, als er mir die Geschichte erzählte."

In den sechziger Jahren wurde aus dem Bade Godesberg bei Bonn gemeldet, daß eine Dame, welche mit ihrem zahmen Eichkätzchen gespielt hatte und von diesem gebissen worden sei, „trotz sorgfältiger Kauterisation und ärztlicher Behandlung" nach einigen Tagen unter den Symptomen der Tollwuth verschieden sei. Und in den siebenziger Jahren wurde in einer Wirthschaft in Sudenburg bei Magdeburg ein dicker, friedlicher Bürger, welcher einen Streit zwischen Soldaten schlichten wollte, von einem Kanonier in die Nase gebissen und verstarb einige Tage später unter allen Anzeichen der „Wasserscheu". Daß der Kanonier „wasserscheu" gewesen oder sonst erkrankt sei, ist nirgends erwähnt.

Dergleichen Vorkommnisse sprechen wohl zu Gunsten der Annahme eines nervösen Charakters der Krankheit, ja sie stellen eine solche Annahme fast außer allen Zweifel, obzwar die Mitwirkung eines gewissen Giftes nicht geleugnet werden soll. Jedenfalls ist aber die Wirkung dieses Giftes an sich unbedeutend. Nun kommt aber die Angst,

Digitized by Google

die Einbildung dazu und thut oft das Meiste zum Ausbruch jenes Uebels.

„Wer da weiß," — fügte der vorhin angeführte Thierarzt seiner Erzählung noch hinzu — „welche körperlichen Veränderungen hochgradige Angst im ganzen Nervensystem hervorzubringen vermag, besonders wenn sich Aberglaube dazu gesellt, der kann sich nicht wundern, wenn solche Nervenerregung in Verbindung mit unzweckmäßiger Behandlung so traurige Resultate zu zeitigen vermag."

Gewiß, die Nervenaufregung ist in solchen Fällen immer die Hauptsache, und keineswegs handelt es sich in erster Linie um einen spezifischen Giftstoff. Ein gereizter Mensch sondert ebensowohl als ein gereiztes Thier zeitweilig, ohne deshalb toll zu sein, einen mit schädlichen Absonderungsprodukten durchsetzten Speichel ab, und ein solcher vermag sehr wohl eine kleine Entzündung, eine eiternde Wunde hervorzurufen. Aber von dieser bis zur Tollwuth ist noch ein großer Schritt, und da bildet nun das in hochgradige Spannung versetzte Nervensystem die Brücke. Es ist anzunehmen, ja sogar sicher, daß der oben erwähnte Kanonier im höchsten Maße gereizt, vielleicht bis zur Besinnungslosigkeit trunken war, als er den alten guten Spießbürger, der ihm weiter nichts gethan hatte, in die Nase biß. Der Speichel des Trunkenen und Uebereizten barg schädliche Stoffe, die eine üble Wunde hervorriefen und die Nerven reizten. Dazu kam nun Angst und Schrecken vor den Folgen, schmerzhafte, die Nerven im höchsten Grade reizende Aetzungen der Wunde, und — das Unglück war in seiner ganzen Größe da.

Digitized by Google

Ich frage hier: wie mancher Menſch ward ſchon von einem Hunde oder einem anderen Thiere, das er reizte, gebiſſen und erhielt dabei etwas Gift in ſeinen Körper, ohne darum krank zu werden oder gar zu ſterben? Wie viele Leute beachten dergleichen Vorkommniſſe gar nicht, waſchen die Wunde einfach aus, verbinden dieſelbe, und weil das Nervenſyſtem in guter Verfaſſung, ſo treten auch keine ſchlimmen Folgen ein. Würde man in ſolchen Fällen den Betroffenen vorreden, daß das Thier, von welchem ſie gebiſſen worden, toll ſei, und mit Glüheiſen und Höllenſtein in der Wunde herumbohren, wahrſcheinlich würden dann auch Viele von ihnen an der Tollwuth zu Grunde gehen. Darum hat Dr. Lorinſer ganz Recht, wenn er ſagt, daß die Tollwuth in eben dem Grade abnimmt und verſchwindet, als man weniger an ſie glaubt.

Oberſtlieutenant Spohr und verſchiedene Aerzte glauben die Aetzung der friſchen gebiſſenen Wunde verwerfen zu müſſen. Indeſſen hat ſie in jenen Fällen, wo der Kranke an die Unfehlbarkeit dieſes ärztlichen Eingriffes glaubt, ſicherlich ihr Gutes und kann der Lebensretter ſein, während ſie bei ängſtlichen und zweifelnden Gemüthern durchaus ſchädlich iſt. Die Einbildung thut eben viel, im guten wie im böſen Sinne, und auch bei der neuen Theorie, welche der franzöſiſche Forſcher Paſteur zur Bekämpfung der Tollwuth aufgeſtellt hat und die mit der Einimpfung abgeſchwächten „Wuthgiftes" auf die Heilung hinzielt, dürfte der gute Glaube an ſolche Maßregel bei den Erfolgen, ſoweit ſolche vorhanden, eine große Rolle ſpielen.

Im nördlichen Frankreich iſt das Wallfahrten der von

tollen Hunden Gebissenen zum Schlüssel des heiligen Hubertus, welcher in einem kleinen Orte der Ardennen aufbewahrt wird, im Schwange, und die einfachen Leute glauben so sicher an die Heilkraft solcher Pilgerfahrt, daß ihnen dieselbe auch richtig fast immer hilft. In entlegenen Gegenden wendet man das bloße Gelübde mit gleichem Erfolge an. Die Leute begeben sich zu ihrem Geistlichen, versprechen ihm, daß sie binnen sieben Stunden die Reise nach St. Hubert unternehmen wollen, lassen sich die Wunde auswaschen und mit reiner Leinwand verbinden, kehren nach sieben Stunden wieder, werden nochmals verbunden, erhalten Ausstand auf sieben Tage, darnach auf sieben Wochen, sieben Monate und selbst sieben Jahre. Innerhalb dieser Zeit aber muß die Reise bestimmt unternommen werden. Und das hat Hunderten geholfen!

Glänzend bewährt sich neuerdings auch die Wasserbehandlung, und angesichts ihrer Erfolge muß man sich nur wundern, daß nicht noch viel mehr Derjenigen, die von tollen Thieren gebissen wurden, sich einer solchen Kur unterziehen.

Dr. Dujardin-Beaumetz heilte schon verschiedene Gebissene durch Anwendung von Dampfbädern und Knoblauch. Dr. Buisson in Paris befreite eine ganze Menge bereits erkrankter Personen von ihrem schweren Leiden, indem er sie russische Dampfbäder nehmen ließ.

Sorgt man für die frühzeitige Entfernung des Giftes aus der Bißwunde, so hat man indessen schon hieran in Verbindung mit beruhigenden nassen Einpackungen des ganzen Körpers die beste Sicherung gegen den Krankheits-

Digitized by Google

ausbruch. Der verdienstliche und erfahrene Wasserarzt Theodor Hahn meint, daß in der Regel schon eine Ganzabreibung mit nachfolgender Einpackung genügen werde, um das im Blute frisch wogende Wuthgift wieder zur Ausscheidung zu bringen, doch möchte es gerathen sein, zur Sicherheit diese Behandlung noch einige Tage zu wiederholen, oder wohl gar neben der Abreibung das Verfahren der Aussaugung durch ausziehende Umschläge in Anwendung zu bringen. Spohr nennt das letztere Vorgehen das souveräne Gegenmittel gegen die Krankheitsübertragung oder vielmehr die Krankheitserregung, warnt aber zugleich vor zu kalten oder zu warmen Ueberschlägen und räth, eine sorgfältige Auswaschung mit temperirtem Wasser vorausgehen zu lassen.

Schroth, dessen Ruhm heute noch die Welt erfüllt, behandelte mit derartigen ausziehenden Umschlägen die durch Kreuzottern hervorgerufenen Bisse stets mit Erfolg, und Dr. Gleich fragt sehr mit Recht: „Sollte man nicht auch das Wuthgift, sowie jedes andere Gift auf diese einfache Weise aus einer ganz frischen Wunde ausziehen können?“ Ja, antworten wir darauf, man hat es auch bereits gethan.

Schroth verfuhr folgendermaßen. Er umgab die Wunde mit einem feuchten Verbande, über den er trockene Tücher breitete. So ließ er den Kranken vier Stunden lang liegen und dünsten. Darnach entfernte er die trockenen Tücher, schlug über den inzwischen durch des Körpers Ausdünstungen heiß gewordenen Verband frische nasse Tücher, legte darüber wieder die trockenen und ließ derart

Digitized by Google

sechs Stunden dünsten. Waren diese verflossen und nahm er die gesammten Tücher ab, so zeigte sich das Gift der Schlange in der Form von Blasen auf der Wunde des Gebissenen. Er öffnete sie, wusch das Gift mit frischem Wasser weg, legte darüber wieder einen feuchten Verband an und heilte den Kranken sehr schnell zum Erstaunen eines anwesenden Arztes, der durchaus an die Möglichkeit einer solchen Heilung nicht glauben wollte.

Jedenfalls sind also die Mittel zur Heilung und Vorbeugung der Tollwuth vorhanden, und es handelt sich in der Hauptsache nur darum, daß dieselben im Volke besser bekannt werden. Schwindet erst der Glaube an die Unheilbarkeit der Tollwuth in der großen Menge, so ist das Spiel schon halb gewonnen. Verbindet sich aber damit die feste Ueberzeugung von der Hilfskraft des Wassers und ein rechtzeitiges Einschreiten in dieser Richtung, so kann von einer Gefahr und ernsten Beängstigung gar keine Rede mehr sein. Man vergesse aber nie über dem örtlichen das allgemeine Verfahren, man beschränke sich nicht auf die Aussaugung des Giftes, sondern ziele mit der Behandlung auf eine Beruhigung des Nervensystems und auf eine vorübergehende regere Ausscheidungsthätigkeit der Haut hin. Zur Beruhigung der Nerven dient die reichliche Zufuhr guten Trinkwassers, das man mit Apfelsinensaft oder Brausepulver versetzen kann, eventuell auch Mandelmilch, ferner die Entziehung der Fleischkost während der ersten Tage; den anderen Zweck erfüllen, wie schon gesagt, Abreibungen und Schwitzpackungen. Jedenfalls hat man bei der Länge der Zeit, die zwischen dem Biß eines wüthen-

Digitized by Google

den Hundes und dem Ausbruche der Krankheit verstreicht und die sich zuweilen auf acht bis neun Monate, im Durchschnitt aber auf vier bis sechs Wochen beläuft, reichlich Gelegenheit zu wirksamem Eingreifen, zu energischer, erfolgreicher Bekämpfung dieses so viele Gemüther erschütternden schrecklichen Uebels.

Das deutsche Schwert.

Kulturgeschichtliche Skizze

von

Karl Gander.

(Nachdruck verboten.)

„Die schönste Waffe, die es gibt,
Die Waffe, die der Deutsche liebt,
Das ist das deutsche Schwert."

Waffen gab es zu allen Zeiten und bei allen Völkern. Bei keinem standen sie aber mehr in Ehren, als bei unseren Vorfahren, den kriegsgeübten und allezeit kampfbereiten germanischen Stämmen. Wer heute eine Waffensammlung durchmustert, muß staunen über ihre Mannigfaltigkeit.

Doch so furchtbare Waffen der menschliche Geist im Laufe der Zeiten auch erfunden hat, für unser Volksleben hat keine entfernt die Wichtigkeit erlangt, wie das Schwert. So wie der alte Germane gewissermaßen eins war mit seinem Schwerte, so daß er oft selbst ein „wackerer Degen"

Digitized by Google

genannt wurde, daß man seine Verwandten als „Schwertmagen", die weiblichen als „Spindelmagen" bezeichnete, so war ihm auch das Schwert mehr, als blos eine todbringende Waffe, nämlich ein mit Ehrfurcht betrachtetes Heiligthum, welches bei den feierlichsten Familienereignissen, bei staatsrechtlichen, ja selbst bei kirchlichen Handlungen symbolische Anwendung fand.

Das Schwert war unseren Ahnen das Abzeichen des freien Mannes. Leibeigene und Hörige durften es nicht tragen. Wenn der Germane in leidiger Spielwuth seine Freiheit auf den letzten Wurf setzte und verlor, lieferte er sofort sein Schwert ab, wie dasselbe auch noch heute jedem Offizier, der in Gefangenschaft geräth, abgefordert wird. Selbst den Söhnen von Freien war es nicht eher gestattet, das Schwert anzulegen, als bis sie vor öffentlicher Volksversammlung vom Vater oder dem Fürsten zum Zeichen der Mündigkeit damit umgürtet wurden. So war das Schwert auch das Symbol der vollen Manneswürde. Der Jüngling empfing jetzt erst die Rechte und Pflichten eines freien und wehrhaften Mannes; jetzt erst galt er etwas, trat aus der Familie in die Gemeinde, hatte mitzuwirken in Rath und That. Die Schwertverleihung (swertleite) war daher der höchste Ehrentag im Leben des Jünglings, der hoch und festlich begangen wurde. Dem verkrüppelten, schwächlichen, kraft- und muthlosen jungen Manne blieb das Schwert versagt und er versank dadurch in Unfreiheit und Hörigkeit, indem er gleich den Sklaven, Frauen und Greisen beim Landbau zu helfen hatte.

Digitized by Google

Da aus den freien Männern und den wenigen „Edilingen“ der spätere Adel sich entwickelte, so wurde das Schwert nachmals geradezu das Abzeichen edler Geburt, da nur Ritterbürtige es für gewöhnlich tragen, Bürger und Bauern es nicht anlegen durften. Selbst bis auf die Todesstrafe durch Henkershand wirkte dieses Vorrecht des Adels; denn es wurde auch hierbei ein Unterschied geltend gemacht, Edle und Freie wurden gewöhnlich mit dem Schwerte oder Beile hingerichtet, Unfreie endeten in der Regel am Galgen.

Ebensowenig wie dem germanischen Jünglinge der Vorzeit war es dem Edelknaben im Mittelalter erlaubt, das Schwert zu führen. Als Page weilte er am Hofe eines fremden Ritters, gewöhnlich an dem des Lehnsherrn, lernte die Waffen gebrauchen, Rosse tummeln und übte sich in höfischer Sitte und Rittertugend; später folgte er als Knappe seinem Herrn in den Kampf oder zum Turnier, indem er ihm die schwere Rüstung nachtrug, ihm das Pferd hielt und vorführte. Erst mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre kam für ihn der ersehnte Tag der Schwertleite heran, an dem er selbst in den Ritterstand trat.

Die Wehrhaftmachung eines Jünglings war auf jeder Ritterburg ein hohes Familienfest, das auch gewöhnlich zu festlichen Zeiten des Jahres veranstaltet wurde (Sommersonnenwende): Der Jüngling wurde in feierlichem Zuge zur Kirche geleitet, wo er kniend am Altare sein Rittergelübde ablegte, wo er den Ritterschlag empfing, indem er drei Schläge mit flacher Klinge über den Nacken

Digitized by Google

erhielt, wo sein Schwert vom Priester gesegnet und ihm dann umgürtet wurde.

Zu den großartigsten Festen gab oft die Wehrhaftmachung fürstlicher Jünglinge Veranlassung. So dauerte z. B. das überaus glänzende Fest, das Kaiser Friedrich Barbarossa zu Pfingsten 1184 in Mainz gab, als er seine beiden Söhne, den jungen König Heinrich und den Herzog Friedrich von Schwaben wehrhaft machte, drei Tage. Die Stadt faßte nicht die fremden Gäste; denn man zählte allein an 70,000 Ritter und Edelleute, und es entstand außer ihren Mauern noch eine neue Zeltstadt. Nicht blos dem ganzen römischen Reiche wurde das Fest bekannt, es kamen auch Gäste aus fremden Landen. —

Wo, wie bei den Germanen, der Jüngling erst durch das Schwert zum freien, selbstständigen Manne wurde, wo dasselbe später das ganze Leben hindurch seine Seite zierte, und man es ihm sogar mit in's Grab gab, da wäre es verwunderlich, hätte es nicht auch in den Sitten und Festen des Familienlebens eine Ehrenstelle gefunden.

Gewiß ist es ein Brauch, der aus grauer Vorzeit stammt, wenn in einem alten Kalender empfohlen wird, Kindern bald nach der Geburt ein Schwert in die Hand zu geben, um sie dadurch „beherzt zu machen". Auch unter den Taufgebräuchen erscheint das Schwert. Die Pathenschaft hatte bei unseren Vorfahren eine viel tiefere Bedeutung, als heute. Wenn das Kind verwaiste, so hatte der Pathe für dasselbe einzutreten und Vaterstelle zu übernehmen. Um das Bewußtsein der übernommenen heiligen Pflichten würdig zum Ausdruck zu bringen, ließ

Digitized by Google

man das mit Ehrfurcht betrachtete Schwert, bei dem der Germane selbst Eide schwor, Zeuge der Taufhandlung sein: der Pathe hielt es über das Kind.

Hiermit eng verwandt ist die Art und Weise, wie bei den Germanen die Annahme an Kindesstatt vollzogen wurde. Dieselbe erlangte nämlich dadurch rechtliche Giltigkeit, daß der, welcher ein Kind adoptirte, ihm mit dem flachen Schwerte zwei Schläge über den Nacken gab. Bei den Gothen war diese Form der Adoption gesetzlich. Theodorich, der sieggekrönte, hochgepriesene König der Ostgothen, wurde durch Schwertschlag vom Könige der Heruler an Kindesstelle angenommen.

Auch die Rechtsverbindlichkeit einer Erbschaft bekundete das Schwert. Starb der freie Germane kinderlos, so wurde der sein Erbe, dem er vor seinem Tode sein Schwert bestimmt oder übersandt hatte. Dieses vertrat gewissermaßen die Schenkungs- oder Vererbungsurkunde. Die Aufbewahrung alter Schwerter in Klöstern und Kirchen wird durch diesen Brauch erklärlich; jene sind höchst wahrscheinlich Geschenke von frommen kinderlosen Leuten, deren Erbschaft einst die Kirche antrat.

Ganz besonders muthet uns die Bedeutung an, die das Schwert bei der Eheschließung unserer Vorfahren hatte. Wie andere Eide wurde auch das Gelöbniß ehelicher Treue auf das Schwert niedergelegt. Das „Eheschwert" wird oft und mit besonderer Wichtigkeit erwähnt. Für den Mann hatte es die Bedeutung der Herrschaft über das Weib, dem Weibe war es ein Zeichen, daß auf Untreue der Tod stand. Wo daher ein Ring überreicht wurde,

Digitized by Google

übergab man auch ihn auf der Spitze des Schwertes. Zur Warnung gegen Untreue hängt das Schwert noch heute an der Liebfrauenkirche in Halberstadt. Nach der Sage hat einst mit ihm ein Verlobter seine ungetreue Braut erstochen. Das Volk glaubt, daß es nie still hängt und kein Gras auf dem Boden unter ihm wächst, weil jetzt noch Blutstropfen herabfallen.

Die wichtige Stellung, die das Schwert ehedem bei Eheschließungen einnahm, ist auch gegenwärtig noch nicht völlig verwischt. Dafür zeugen noch mancherlei Hochzeitsgebräuche. So werden in der Oberpfalz über dem Brauttische zwei Schwerter in die Diele gestoßen. Dem friesischen Brautpaare wird ein Schwert vorgetragen. Bei den Dithmarschen legte man früher dem jungen Ehepaare in der ersten Nacht ein Schwert auf die Lagerstatt, später stieß wenigstens noch beim Einzuge der Frau der junge Mann ein solches in den Tisch. In Westphalen stand, wenn die Frau in ihr neues Heim einzog, ein Verwandter ihres Gemahls mit gezücktem Schwerte an der Hausthür.

Bei einem Volke von Kriegern, wie unsere Vorfahren es waren, beruhte des Mannes Ehre gänzlich auf seiner Tapferkeit und Körperkraft, auf dem Ruhm seines Schwertes. Die vernarbten Wunden, die das Schwert geschlagen, galten ja selbst vor dem Allvater der Götter und Menschen, vor Odin, als die höchsten Ehrenzeichen, die zu einem Sitze auf seiner Methbank in Walhalla berechtigten. Im Kampfe zu fallen war darum des Germanen Wunsch; den „Strohtod" zu sterben, den Geist auf einer Strohschütte aushauchen zu müssen, galt für beklagenswerth.

Digitized by Google

und man glaubte dem Sterbenden einen Dienst zu erweisen, wenn man ihn vor seinem Ende mit dem Speere ritzte, damit er nicht ohne Wunden bei Odin erscheine. Bei solchen Anschauungen war natürlich den alten Recken das Zusammenschlagen der Schwerter im Kampfgewühl ein freudiger Klang. Konnte man da den im Getümmel der Schlacht gefallenen Helden wohl besser ehren, als daß man ihn unter Schwertergeklirr begrub? Daß man dem Soldaten noch heute eine Gewehrsalve über das Grab sendet, ist wohl nur ein Nachklang dieses alten Brauches.

Eine so tiefgehende Bedeutung, wie sie das Schwert im Leben des einzelnen Menschen hatte, konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf das Gesammtleben der Nation. Es ist gewissermaßen selbstverständlich, daß das, was jedem Einzelnen heilig und theuer war, auch im Staatsleben von Wichtigkeit sein mußte. Wenn auf alten Münzen die Fürsten so häufig mit dem Schwerte in der Hand abgebildet sind, so gilt dasselbe hier zunächst als das Symbol der Macht und Herrschaft. Doch das Schwert des Fürsten hatte auch Schutz zu gewähren denen, die sich unter dasselbe stellten. War es aber eine der ersten Herrscherpflichten eines Regenten, jeden seiner Unterthanen vor Unbill zu schützen oder die verübte zu rächen, so wurde das Schwert in seiner Hand ganz von selbst zum Symbol von Recht und Gerechtigkeit. Und wo nun auch im Namen des Landesherrn Recht gesprochen wurde, da nahm das Schwert eine wichtige Stelle ein. Stand ein Freier oder Edler unter der Anklage eines Verbrechens, auf welches Todesstrafe gesetzt war, so hielt der Richter,

Digitized by Google

früher wohl der Fürst selber, während der Verhandlung ein Schwert in der Hand. Dieser Gebrauch ging auch in die Gerichtssäle späterer Zeit über, wo ein blankes Schwert neben den Richtern lag, oder ein solches, von der Decke herabhängend, über dem Haupte des Angeklagten schwebte.

Auch bei der berühmten deutschen Lehnstreue war es das Schwert, welches das Lehnsverhältniß knüpfte und festigte. Denn zum Zeichen der Belehnung erhielt der Lehnsmann von seinem Herrn ein Schwert, welches mit unerschütterlicher Treue bis an den Tod im Dienste des Letzteren geschwungen wurde. Diese Lehnstreue ging soweit, daß gut deutsche Männer selbst vor schimpflichen Handlungen nicht zurückscheuten, wenn sie an ihre Lehnspflicht gemahnt wurden. Wer diese Treue nicht hielt, fiel aber auch der Verachtung anheim; er durfte das Schwert nicht mehr führen, sondern an seiner Statt ein abgebrochenes Messer. Löste der Tod oder ein anderer triftiger Grund das Lehnsverhältniß, so wurde das Schwert zurückgesandt.

Die Achtung, die unsere Vorfahren dem Schwerte zollten, ist wohl nur dadurch zu erklären, daß dasselbe nach ihrer Anschauung göttlichen Ursprungs war. Nicht nur der Allvater Wodan führte ein Schwert, sondern sie verehrten auch einen Schwertgott unter besonderem Namen: nordisch Tyr, allemannisch Zio, an dessen Stelle nach Einführung des Christenthums St. Michael getreten ist. Unter dem Symbol des Schwertes wurde der Gott verehrt. Ihm weihte jeder wehrhafte Germane sein Schwert.

Digitized by Google

Alanen, Quaden, Markomannen, Longobarden, Sueven, Cherusker, Gothen, Daken, Skythen erwiesen dem Schwert göttliche Ehre. Dem angeblich göttlichen Ursprunge des Schwertes entspricht es, wenn wir nach der Sage die Werkstätten der Waffenschmiede in der Mitte großer Wälder oder an Quellen errichtet finden. Die Rune, die den Schwertgott bezeichnete und die für außerordentlich heilig galt, hatte die Gestalt eines Schwertes, und sie gehörte zu den Zeichen, die der Germane unter Anrufung des Gottes in sein Schwert ritzte. Weil das Schwert das Symbol für den Gott selbst war, darum schwuren germanische Männer bei dem Schwerte die feierlichsten Eide, die so heilig und noch heiliger gehalten wurden, als die später auf das Kreuz niedergelegten. In alter Zeit pflegte man dabei die Spitze des Schwertes in die Erde zu stecken, und wollte damit wohl andeuten, daß Eidbrüchige in ihrem Schoße keine Ruhe finden würden. Auch die Treueide der Gefolgschaften gegen ihren Fürsten, selbst Verträge der Völkerschaften untereinander wurden auf das Schwert abgelegt. Der Schwerteid findet sich im ganzen germanischen Alterthum, er blieb deutsche Sitte bis in's Mittelalter, und die christliche Kirche hatte viel Mühe, ihn zu verdrängen. Es gelang ihr das nur sehr allmählig dadurch, daß sie das Schwert auf die Bibel legte und der Schwörende beides zugleich berühren mußte, wodurch sie den Uebergang leise anbahnte. Doch behielten ganze Völkerschaften in christlicher Zeit den Schwerteid bei. Manche schwuren später die bedeutsamsten Eide auf die Bibel, die weniger wichtigen auf das Schwert, ja die

Digitized by Google

Alemannen verfuhren noch lange in entgegengesetzter Weise. Am zähesten hielt das Ritterthum an dem Eide auf dem Schwertknauf fest. Daher suchte die Kirche dahin zu wirken, daß die Parirstangen immer breiter wurden und so das Schwert sich ganz von selbst in ein Kreuz verwandelte. Bei den geistlichen Ritterorden brachte sie es mit leichter Mühe dahin, daß der Knauf des Schwertes sich in einen Christuskopf umgestaltete, worauf dann bald der ganze Griff die Christusgestalt annahm, bis endlich das Schwert vollständig verdrängt wurde und das Kruzifix an seine Stelle trat.

Auf einen ausgebreiteten Schwertkultus in der Vorzeit deuten auch die Schwerttänze; denn was von allen Tänzen angenommen wird, daß sie nämlich religiösen Ursprunges sind, gilt von ihnen gewiß erst recht, da sie sich nur zu leicht an die Verehrung des Schlachtengottes anschließen mußten. Solche Schwerttänze erwähnt Tacitus als das einzige bei allen Versammlungen der Deutschen vorkommende Schauspiel. Sie bildeten wohl zweifellos einen wesentlichen Bestandtheil religiöser Feste. Die Kirche mag auch diese Tänze, wobei unbekleidete Jünglinge mit Schwertern in den Händen über und zwischen Schwertern sprangen, zu verdrängen gesucht haben. Merkwürdig ist es immerhin, daß dieselben in den ersten Jahrhunderten nach Einführung des Christenthums und noch bis in verhältnißmäßig späte Zeit ohne Erwähnung bleiben. Daß sie aber bis in die Neuzeit noch im Volke fortlebten, ist geschichtlich bezeugt. Aufgeführt von Zünften, Innungen oder Handwerksburschen werden Schwerttänze erwähnt von

Digitized by Google

1350 bis 1600 aus den Städten: Nürnberg, Ulm, Braunschweig, Braunau, Schweidnitz, München, Köln. In späteren Jahren erfolgten öffentliche Aufführungen, u. A.: 1620 zu Breslau bei der Einsetzung Friedrich's V. von der Pfalz zum König von Böhmen, 1651 zu Gießen vor dem Landgrafen Ludwig VI. von Hessen, 1747 bezeugt sie ein Chronist bei den Dithmarschen. Am längsten erhielten sie sich wohl bei den Sachsen in Siebenbürgen; denn von den Hermannstädter Bürgern wurde ein Schwerttanz noch 1852 zu Ehren des jungen Kaisers Franz Joseph I. aufgeführt.

Auf die Vorstellung von dem göttlichen Ursprunge des Schwertes gründet sich auch der alte, in unserem Volke tief eingewurzelte Glaube von Wunder- und Zauberschwertern. Nach altdeutscher Anschauung lieh Wodan selbst besonders Begünstigten sein Schwert, dem dann in der Schlacht Niemand widerstehen konnte. Wie der meiste Aberglaube unseres Volkes, so gehen auch die geheimnißvollen Wunderschwerter auf die religiösen Vorstellungen des germanischen Alterthums zurück. Sie sind Schwerter mit wunderbarer Kraft, gleichend dem Schwert des Gottes Freyr, das sich nach der Mythe von selbst schwingt, wenn er gegen die Riesen kämpft. Mußte es nicht das eifrigste Bestreben aller Helden sein, dem eigenen Schwerte etwas von der göttlichen Kraft mitzutheilen? Daher arbeitete einst der Waffenschmied an heiliger Stätte, daher wurde das Schwert daselbst geweiht, daher die heiligen Runen oder ganze Zaubersprüche in dasselbe geritzt. „Das Schwert bedarf ein Segenswort", daran hielt man fest auch in christlicher Zeit.

Digitized by Google

Aber auch durch Zauberei versuchte man es, dem Schwerte höhere Macht zu verleihen. So entstanden die verschiedenen Schwertsegen, die alle darauf hinauslaufen, daß das gesegnete Schwert alle Feinde treffe, den Besitzer hingegen hieb- und stichfest, später natürlich auch noch kugelfest mache. Der Glaube an solche Schwert- und Schutzsegen ist nicht ausgestorben. Sogar noch im deutsch-französischen Kriege wurden gedruckte Zettel, die hieb- und schußfest machen sollten, auf dem Lande verkauft und von abergläubischen Leuten im Felde weilenden Soldaten nachgeschickt. In einem geschriebenen Schutzbriefe in meinem Besitz, der als Reliquie in einer Familie aufbewahrt wurde, heißt es: „Wer dies geschrieben bei sich trägt, dem soll nicht schaden Geschütz, Degen und Pistol, alle Gewehre müssen stille stehen, alle sichtbare und unsichtbare, so man auf mich loshält, durch den Befehl und Tod Jesu und durch den Befehl des heiligen Engels Michaelis. Im Namen ꝛc." Selbst ein Blitzstrahl soll den Besitzer nicht treffen.

Darauf, daß das Schwert göttliche Verehrung genoß, beruhte auch die sittliche Berechtigung des Zweikampfes für das germanische Heidenthum. Derselbe galt für ein Gottesurtheil, auf welches man zurückgriff, wenn Menschen den Schuldigen nicht finden konnten. Man nahm eben an, daß die Gottheit selbst sich gegen das Unrecht entscheiden werde. Wer fiel, galt als schuldig.

Eine ursprünglich göttliche, jetzt zauberische Macht, welche dem Schwerte innewohnen sollte, klingt auch sonst im Volksglauben noch nach. Die sogenannten Schwertpfennige mit zwei gekreuzten Kurschwertern gelten noch

Digitized by Google

heute für Glücksmünzen. In Sachsen erscheinen sie bei den Orakeln am Sylvester- oder Andreasabend. Man versucht dort nämlich zwei oder drei silberne „Schwertpfengel" auf dem Wasser zum Schwimmen zu bringen und zieht aus der Art, wie dies gelingt oder das Untersinken sich vollzieht, allerlei Schlüsse. In der Niederlausitz benutzt „eine kluge Frau" einen Schwertthaler bei ihren sympathetischen Kuren, indem sie Gewächse und Beulen bei Menschen und Thieren während des Besprechens mit demselben drückt.

Verhältnißmäßig sind es nur wenige von den Schwertgebräuchen, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben. In einer nicht sehr fernen Zeit werden auch sie verschwinden, wie der größte Theil derselben schon dahin ist. Das Schwert aber, das schon Jahrtausende unseren Vätern ein theures Gut gewesen ist, wird noch lange bleiben. Als Zeichen der Freiheit eines ganzen Volkes mag es auch fernerhin durch Jahrtausende in der Hand der Germanen prangen. Möchten nur, damit dies geschieht, Deutschlands Söhne und ihre Fürsten zu allen Zeiten den Spruch beherzigen, der auf dem riesigen Schwerte im ehernen Arm Hermann's verzeichnet ist und der aus dem Teutoburger Walde heraus dem deutschen Volksgewissen also zuruft: „Deutschlands Einigkeit meine Stärke; meine Stärke Deutschlands Macht."

Digitized by Google

In der Glashütte.

Ein technischer Spaziergang.

Von

Theo Seelmann.

(Nachdruck verboten.)

Zu denjenigen Erfindungen, die schon im Alterthum gemacht und verwerthet wurden, aber erst in unserem Jahrhundert durch eine fabrikmäßige Ausnutzung sich zu einer ungeahnten Vielseitigkeit auszugestalten vermochten, gehört die Glasmacherkunst. Obgleich nun die Erzeugnisse derselben zu den unentbehrlichsten Gegenständen des täglichen Gebrauches gehören, so ist doch die Kenntniß ihrer Herstellungsweise eine so wenig verbreitete, daß der Leser uns wohl gern einmal in eine der großen böhmischen Glashütten folgen wird.

Wir wollen zuerst das Hauptgebäude betreten, um uns über die baulichen Einrichtungen zu unterrichten, die bei der Fabrikation des Glases nöthig sind. Aus der Mitte des hohen überdeckten Raumes, dessen Fußboden mit Ziegelsteinen gepflastert ist, sehen wir zunächst den gewaltigen Hauptschornstein aufsteigen, der durch Rauchableitungsrohre mit den ihn umgebenden Kuppelbauten,

Digitized by Google

den Schmelz- und Arbeitsöfen in Verbindung steht. Der Hauptofen ist der Schmelzofen, von ihm ziehen Seitenkanäle, die sogenannten Füchse, zu den benachbarten Arbeitsöfen, welche aus dem Schmelzofen die überschüssige Hitze empfangen, die dann zu verschiedenen bei der Glasfabrikation nothwendigen Vorrichtungen verwendet wird. Wir werden den Zweck dieser Oefen bei der Herstellung des Glases selbst noch erfahren und sehen uns deshalb vorläufig den Schmelzofen an.

Das Material, aus welchem der Schmelzofen aufgebaut wird, muß von bester Beschaffenheit sein, denn es wirkt auf dasselbe nicht nur eine beständige Weißglühhitze ein, sondern auch aus dem Glassatz entstehende Alkalien zernagen seine Wände. Obgleich man daher zum Aufbau feuerfesten Thon und hartgebrannte Backsteine von bester Beschaffenheit verwendet, so überdauert in der Regel der Schmelzofen nicht den Zeitraum von anderthalb Jahren. Der Form nach stellt sich uns der Schmelzofen als ein runder Kuppelbau dar, dessen Außenwand eine Reihe von Oeffnungen zeigt, durch welche die Schmelztiegel eingebracht werden. Treten wir einmal näher und betrachten uns den Innenraum des Schmelzofens durch eine dieser Oeffnungen.

In der Mitte erblicken wir zuerst die Feuerungsanlage, und um diese herum im Kreise aufgestellt große, eimerartige Thongefäße, die Schmelztiegel oder Glashäfen. Ueber einem jeden Glashafen befindet sich in der Ofenwand eine Oeffnung, durch welche der Glasarbeiter mit seinen Geräthschaften zu der Schmelzmasse gelangen kann.

das Arbeitsloch. Die kuppelförmige Ueberdachung des Ofens bezweckt den Schutz des Arbeiters vor der sich entwickelnden Hitze, die zum Theil durch die Esse entweicht, zum Theil, wie schon angedeutet wurde, in die Arbeitsöfen durch die Füchse überführt wird.

Wir wollen uns nun zu einem Schmelzofen wenden, in dem der Schmelzprozeß im vollen Gange begriffen ist und an einen der Werkmeister die Bitte richten, uns einige Aufschlüsse über die Zubereitung und Einbringung der Glasmasse zu geben.

„Wir haben," so beginnt derselbe, „zur Zerkleinerung der als Rohmaterial verwandten Quarzfelsstücke eine eigene Quarzmühle, in der das Gestein, nachdem es vorher geglüht und darauf schnell mit Wasser abgekühlt worden ist, zu feinem Pulver zermahlen wird. Nach dieser Zermahlung erfolgt eine mehrmalige Waschung, um die Glasmasse von den beigemischten Unreinigkeiten zu befreien, der sich ein Glühen am offenen Feuer anschließt, durch das sowohl das anhaftende Wasser verdampft, als auch die organischen Bestandtheile verkohlt und ausgeschieden werden. Wir steigern die Erhitzung in dem nebenan liegenden Arbeitsofen zuweilen bis zu dem Grade, daß sich die Glasmasse zu einem weichen Teige umzubilden beginnt, und übertragen dann den Glasteig in die Schmelzhäfen. Wir bezeichnen den Vorgang mit dem Namen „Fritten" und nennen daher auch einen derartigen Arbeitsofen den Frittofen. Die gewöhnliche Beschickung erfolgt in der Weise, daß die Arbeiter die weißglühenden Häfen auf eisernen Wagen aus dem Vorwärmeofen in den Schmelz-

ofen überführen und nun gegen vier Centner Glassatz in jeden einzelnen Glashafen schütten. Nach einigen Stunden wird die Masse wieder geschmolzen sein und die Nachschüttung wird — ein gewöhnlicher Schmelztiegel faßt sechzehn Centner — bis zur völligen Anfüllung wiederholt. Nach der Einbringung der Glashäfen werden die vorhandenen Oeffnungen des Schmelzofens mit Ziegelsteinen vermauert, so daß nun nur noch die Arbeitslöcher offen stehen. An dem uns gegenüber liegenden Schmelzofen sehen Sie die Arbeiter mit eisernen Löffeln schaumige Massen aus den Glashäfen abschöpfen, die sogenannte Glasgalle, welche sich während des Schmelzens abscheidet. Ist der Schmelzvorgang soweit vorgeschritten, daß sich die verschiedenen Bestandtheile miteinander verbunden haben, so wird die Masse durch Erhöhung des Hitzegrades, das Heißschüren, geläutert, und nachdem die noch vorhandenen Luftbläschen abgesondert und die schwereren Unreinigkeiten zu Boden gesunken sind, wird die Temperatur wieder herabgesetzt, der Glasfluß, wie sich der Hüttenarbeiter ausdrückt, kalt geschürt. Jetzt ist das Schmelzprodukt in dem Zustande, wo seine Verarbeitung beginnen kann."

Wir suchen nun den Glasarbeiter in seiner vollen Thätigkeit auf. Blicken wir uns dabei in der Glashütte um, so sehen wir allenthalben in der Nähe des Schmelzofens stehende und sitzende Gruppen von Männern, die alle mit einem langen eisernen Rohr eifrig herumhantiren. Dieses eiserne Rohr, welches die Gestalt des Blaserohrs unserer Knaben besitzt, ist das Hauptwerkzeug des Glas-

Digitized by Google

bläſers, der in der Handhabung der „Pfeife“, wie er ſein unentbehrliches Arbeitsgeräth nennt, eine Geſchicklichkeit zeigt, die uns in Erſtaunen ſetzt. Beobachten wir jetzt zunächſt die Verfertigung einer gewöhnlichen Glasflaſche. Wie wir ſehen, taucht der Arbeiter ſeine Pfeife durch das Arbeitsloch in den Glashafen und zieht ſie mit einem Klümpchen der glühenden Glasmaſſe am Ende wieder heraus. Nun bläst er in ſein Pfeifenrohr und dehnt dadurch die Glastheilchen auseinander, ſo daß allmählig im Innern ein Hohlraum entſteht. Hierauf ſchwingt er die hohle Kugel in weitem Kreiſe um ſich herum und bildet ſie durch dieſe Schwingungen zu einer länglichen Form, deren weitere Aufblaſung er jetzt einem Gehilfen überläßt. Der Former ſetzt nun mit der Zange die Bearbeitung der Blaſe fort, die unter ſteter Drehung ausgebaucht und gedrückt wird. Jetzt wird der Boden nach Innen in die Höhe geſchoben, der Flaſchenkörper gegen eine heiße Steinplatte gedrängt, um den Bodenrand auszugleichen, und zuletzt durch einen kalten Eiſenſtab von der Pfeife abgeſprengt. Doch es fehlt dem Mundſtück noch der wulſtige Rand. Um dieſen herzuſtellen, heftet der Former an eine kleine Eiſenſtange einen Tropfen der weichen Glasmaſſe aus dem Glashafen, zieht denſelben in einen Faden aus und legt ihn dann in mehrfachen Windungen um die Oeffnung der Flaſche. Alles dies iſt in wenigen Minuten beendet, es erübrigt nur noch, die Flaſche abzukühlen, und deshalb trägt jetzt der Glasbläſer das Erzeugniß ſeiner Kunſtfertigkeit nach dem Kühlofen, wo es einer langſamen Abkühlung entgegengeht.

Digitized by Google

Aber haben wir die Flasche entstehen sehen, so wollen wir auch das Glas dazu haben, und wir thun daher einige Schritte zu zwei Glasbläsern, die eben mit der Erzeugung eines Weinglases beschäftigt sind. Die ersten Vornahmen gleichen denen, wie wir sie schon bei der Verfertigung der Flasche ausgeführt sahen. Nachdem aber das Hohlgefäß des Glases zu seiner länglichen Form ausgebildet ist, legt der Arbeiter an die Mitte des Bodens ein weiches Glasklümpchen an und zieht es zu dem Stengel aus. Unter fortwährendem Drehen der Pfeife und Zuhilfenahme der Zwickscheere ist endlich der Stiel in die richtige Form gebracht, an die wieder ein Glasklümpchen gesetzt wird. Die neue Glasmasse wird nun — immer unter der drehenden Bewegung der Pfeife — gegen ein nasses Brett gedrückt und gepreßt, bis sich aus ihr die runde Fußplatte gebildet hat. Darauf heftet der Former einen Eisenstab, das Nabeleisen, an dessen Spitze sich ein Tropfen des Glassatzes befindet, an die innere Seite des Fußes an, wo derselbe sofort festklebt, sprengt den oberen Theil des Hohlgefäßes, der noch an der Pfeife haftete, ab und beschneidet den Rand mit der Scheere — das Glas ist fertig. Wie die Flasche, so trägt der Glasarbeiter auch das Glas auf dem Nabeleisen nach dem Kühlofen und löst es durch einen schwachen Schlag von demselben ab. Hierdurch entsteht am Boden des Glases jene rauhe, höckerige Stelle, die wir stets an billigen Glaswaaren finden. —

Der nächste Glasbläser verfertigt die zu einer Reihe von wissenschaftlichen Instrumenten verwandten Glas-

Digitized by Google

röhren. Auch bei dieſer Arbeit ſehen wir den Glasbläſer wieder ſeine alte Methode gebrauchen, daß er nämlich zuerſt die an der Pfeife haftende Glasmaſſe zu einem dickwandigen Cylinder mit engem Hohlraum aufbläst. Jetzt nähert ſich ihm ein zweiter Arbeiter, der ſeine Pfeife an das andere Ende des Glascylinders anſetzt, und nun entfernen ſich beide Männer ſchnell nach entgegengeſetzten Richtungen von einander. Durch dieſes Verfahren ziehen ſie das anfänglich ſtarke Glasrohr immer mehr und mehr aus, es wird dünner und dünner, bis es endlich die gewünſchte Stärke aufweist. Die überraſchende Einfachheit in der Fabrikation der Glasröhren ſchließt nur einen Uebelſtand ein, daß nämlich die Röhren nicht gleichmäßig ausfallen, ſondern ſich nach der Mitte zu verengern und nach den beiden Enden hin erweitern, ein Fehler, der bei phyſikaliſchen Apparaten wie Thermometern und Barometern ſehr hinderlich werden kann und nur durch ſorgfältige Auswahl genau cylindriſcher Röhrenſtücke ausgeglichen wird.

Wir haben bis jetzt immer nur der Hervorbringung runder Hohlglaswaaren beigewohnt und müſſen uns daher nun nach jenem Theil der Glashütte wenden, in dem Hohlgläſer mit gerieften oder kantigen Formen hergeſtellt werden. Bei dieſer Art von Glasgeräthen tritt die Holz- oder Meſſingform in ihre Rechte. Auf einem großen Holzregal ſehen wir eine ganze Anzahl ſolcher Formen ausgeſtellt, die ſich je nach den Umriſſen des zu verfertigenden Glaskörpers in zwei und mehr Theile zerlegen laſſen. Der uns zunächſt ſtehende Arbeiter iſt gerade damit beſchäftigt,

Digitized by Google

ein sechskantiges Wasserglas, dessen Bodendurchmesser kleiner als der des Randes ist, zu formen. Der Glasbläser hat die Form vor sich stehen und bringt zunächst seine Pfeife mit der daran klebenden Glasmasse in den Innenraum derselben. Jetzt bläst er langsam die Glasblase auf, und durch den Druck der inneren Luft gezwungen, legt sich die weiche Masse an die Wandung der Form, paßt sich den Erhöhungen und Vertiefungen an und zeigt bald in umgekehrtem Verhältniß die Umrisse der betreffenden Formtheile. Nun wird die Pfeife abgesprengt, und das Glas hat seine bestimmte Gestalt erhalten.

Nachdem wir die verschiedenen Zweige der Hohlglasfabrikation kennen gelernt haben, suchen wir die Abtheilung der Glashütte auf, in der die Herstellung des Tafelglases ausgeführt wird. Während wir uns diesem Arbeitsraum nähern, bemerken wir schon, daß die Arbeiter zum Theil auf Erhöhungen des Bodens, zum Theil vor Gruben stehen; ein Standpunkt, den die Glasbläser einnehmen, um leichter ihre Pfeife handhaben zu können. Die Glasmasse, welche an dem Kopf der Pfeife festsitzt, ist um vieles größer, als wir es bisher zu sehen gewohnt waren, und erreicht eine Schwere von anderthalb Pfund. Die Glasbläser sind in voller Arbeit. Durch beständiges Rollen, kräftiges Hin- und Herschwenken, sehen wir den Glasklumpen wieder die bekannte Form des Hohlcylinders annehmen. Der Arbeiter fährt nun so lange mit dem Aufblasen fort, bis sich die Wandung nach Wunsch verdünnt hat; dann öffnet er das untere Ende des Cylinders, verdünnt und verlängert den Mantel durch Schwenken noch weiter, sprengt das obere

Ende von der Pfeife ab und reißt den Cylinder der Länge nach mit einem glühenden Eisen auf. Nun schiebt der Glasbläser den Cylinder, die aufgeschlitzte Seite nach oben, in den Streckofen. Dieser Arbeitsofen hat eine solche Temperatur, daß das Glas zwar erweicht wird, aber nicht schmilzt. Der Arbeiter stößt die Glaswalze langsam im Ofen vor, bis sie auf eine feuerfeste Thonplatte, den Streckstein, zu liegen kommt. Von der Wärme erweicht sinken die beiden gekrümmten Seitenflächen rechts und links nieder, und der Arbeiter glättet und ebnet nun mit einem hackenförmigen Eisen die Glastafel vollends. Aus dem Streckofen wird die Scheibe unmittelbar in den angrenzenden Kühlofen geschoben, auf die hohe Kante gestellt und an eiserne Querstäbe gelehnt, um hier allmählig zu erkalten.

Obgleich man auf diese Art ziemlich umfangreiche Glastafeln zu erzeugen im Stande ist, so gibt man doch bei der Fabrikation der großen Spiegelscheiben dem Gießen und einem nachfolgenden Schleifen den Vorzug.

Wir haben mit unserem Besuch in der Glashütte Glück, denn wie wir sehen, werden soeben die Vorbereitungen zu einem Gusse getroffen. Die Arbeiter sind gerade dabei, einen auf Eisenbahnschienen laufenden Gestellwagen, welcher eine zehn Centimeter starke eiserne Platte trägt, zu einem bis zur Rothgluth erhitzten Kühlofen zu fahren. Die Platte steht mit der Sohle des Ofens in gleicher Höhe und wird durch ein unter ihr brennendes Feuer erhitzt. Während noch einmal die Platte gereinigt und gesäubert wird, eilen zwei Arbeiter zu dem nächsten Schmelzofen

Digitized by Google

und kehren mit einem Glashafen zurück. Der Schmelztiegel wird schnell in die Ketten eines Krahns gehängt, emporgezogen, von zwei anderen Männern mit zangenähnlichen Werkzeugen erfaßt, über die Tafel gezogen und umgestürzt. Zu gleicher Zeit wird eine gußeiserne Walze, welche an einem Ende des Wagens in Gabeln lag, über die Glasmasse hinweggerollt, so daß sie nun den durch vier eiserne Schienen abgegrenzten Raum gleichmäßig ausfüllt. Die Tafel wird bald einen genügenden Grad von Starrheit erhalten haben, um in den Kühlofen, wo sie ungefähr acht Tage bleibt, geschoben werden zu können.

Aber mit der Abkühlung ist die Behandlung der Spiegelplatten noch nicht zu Ende geführt, sondern sie müssen erst noch in der Schleifmühle ihre glatte Oberfläche erhalten, und deshalb verlassen wir jetzt das Hauptgebäude der Glashütte und betreten die Schleiferei. Vor Allem interessirt uns die Schleifvorrichtung, die aus dem billardähnlichen Schleiftisch und dem das eigentliche Schleifen ausführenden Läufer besteht. Der Läufer, ein Stein, welcher vermittelst eines Hebelarmes durch Maschinenkraft bewegt wird, hat die Gestalt einer abgestumpften Pyramide und trägt auf seiner Grundfläche eine Glastafel aufgekittet. Er drückt auf jeden Quadratcentimeter mit dem Gewicht eines Pfundes. An dem ersten Schleiftisch sehen wir nur, wie die Spiegelplatte mit Gypsbrei gleichmäßig aufgekittet und mit nassem, scharfem Sande bedeckt wird. An dem zweiten Tisch führt die Maschine den Läufer schon in kreisenden Bewegungen über die Glasplatte hinweg, während an dem dritten Schleifapparat

das Rauhſchleifen ſchon ſo weit vorgeſchritten iſt, daß ſtatt des Sandes geſchlämmter Schmirgel als Schleifmittel eingeſchoben wird. Auf dem folgenden Schleiftiſch unterliegt das Spiegelglas einem verfeinerten Verfahren des Klarſchleifens; der Läufer iſt mit Filz überkleidet und als Schleifmittel dient geſchlämmtes und angefeuchtetes Eiſenroth. Auf dem letzten Tiſche haben wir Gelegenheit, den Schluß des Schleifverfahrens zu beobachten. Zwei Spiegelplatten liegen mit ihren geſchliffenen Seiten aufeinander, feingeſchlämmte Zinnaſche bildet zwiſchen ihnen eine dünne Lage, während die obere Platte ſich hin und her bewegt, bis zuletzt der höchſte Grad der Glätte erreicht iſt.

Unter den geſchliffenen Spiegelſcheiben wird nun eine ſorgfältige Auswahl getroffen, diejenigen, deren Schliff am beſten gelungen iſt, werden zum Belag mit Queckſilberamalgam beſtimmt, aus ihnen werden jene ſilberglänzenden Flächen gemacht, die ſo getreulich unſer Ebenbild wiedergeben, die Spiegel. Die Herſtellung derſelben erfolgt in dem angrenzenden Nebengebäude, deſſen Einrichtungen wir uns ebenfalls anſehen müſſen.

Beim Eintritte fallen uns lange, mit Marmortafeln bedeckte Tiſche auf, an deren Rändern Rinnen entlang laufen, die in eine Ausgußöffnung an einer Tiſchecke münden. Die Tiſchplatte liegt in einem Zapfenlager und kann infolge deſſen in eine beliebig geneigte Stellung gebracht werden. Nähern wir uns nun dem erſten Tiſche und verfolgen wir die Manipulationen des Arbeiters. Zunächſt reinigt und putzt er noch einmal den Belegtiſch,

legt ein vollkommen reines Staniolblatt auf die Tischplatte und ſtreicht daſſelbe mit einer Bürſte aus. Sodann gießt er eine kleine Menge Queckſilber darauf und vertheilt es mit einer Wollwalze gleichmäßig. Nun legt er Glaslineale auf zwei Seiten der Staniolfläche und gießt ſchließlich eine Queckſilberlage von ungefähr zwei Millimeter Stärke darüber aus. Jetzt ſchiebt er vorſichtig die Glasplatte auf das Queckſilber und beſchwert endlich die Spiegeltafel mit Gewichten, die einige Tage darauf liegen bleiben. Der Spiegelbelag enthält dann noch einen Ueberſchuß von Queckſilber, der abfließen muß. Zu dieſem Zwecke wird die Tiſchplatte durch das Zapfenlager an der einen Seite gehoben — das Queckſilber fließt ſtets nach dem tiefſten Punkt, geräth in die Rinnen und läuft durch das Ausgußloch ab. Der Spiegel wird aber langſam immer mehr gehoben. Auf dem dritten Tiſch z. B. — der Spiegel iſt ungefähr zehn Tage vorher belegt worden — ſteht die Scheibe ſchon ſenkrecht und bei dem vierten, deſſen Spiegeltafel vor drei Wochen ihren Belag erhielt, gar nur noch auf einer Ecke.

Da die Queckſilberdämpfe außerordentlich ſchädigend auf die Geſundheit der Arbeiter einwirken, ſo hat man zu einem anderen Verfahren, dem Silberbelag, gegriffen. Unſere Glashütte hat nicht verfehlt, ſich dieſer neuen Herſtellungsweiſe anzunehmen, und ſo ſehen wir denn zu gleicher Zeit auch dieſe Fabrikationsmethode in Betrieb. Die ganze Ausführung iſt höchſt einfach. Der Arbeiter verſieht zuerſt die Tafel mit einem Rande und legt ſie dann in einen paſſenden Kaſten. Jetzt übergießt er die

Glasfläche mit einer ſilberhaltigen Flüſſigkeit, die aus einer Löſung von ſalpeterſaurem Silber, welches mit Salmiakgeiſt verſetzt und mit Weinſteinſäure vermiſcht iſt, beſteht. Hierbei entzieht die Weinſteinſäure der Löſung den Sauerſtoff und ſcheidet das Silber aus, welches ſich als metalliſcher Belag auf die Glasplatte anlegt. An einem anderen Tiſch überzieht ein Arbeiter die Rückwand zum Schutze gegen Verletzungen mit einer Firnißdecke — und die Herſtellung iſt beendet. Der Silberſpiegel ſteht dem Queckſilberſpiegel durchaus nicht nach und iſt billiger.

Begeben wir uns jetzt in ein anderes Gebäude, in dem unſere Glashütte mit Glück einen Nebenzweig ihres umfangreichen Gebietes betreibt, die Perlenfabrikation. Wir treffen hier alte Bekannte wieder, die Glasröhren, denn ſie geben den Körper für die kleinen runden Perlen ab, die als Tauſchartikel bis in das Herz Afrika's dringen. Bei der Perlenfabrikation herrſcht vollſtändige Arbeitstheilung. Die erſten Arbeiter, zu denen wir treten, nehmen eine Anzahl gleich ſtarker Röhrchen in die Hand, bringen die Enden in gleiche Lage, legen ſie auf die Schneide einer feſtliegenden Klinge und trennen die überſtehenden Enden mit einer zweiten, ſchwereren Klinge in einem Zuge ab. Die folgenden Arbeiter ſieben die Splitter von den unverſehrten Röhrenkörperchen aus, und dieſe wandern nun in eine kupferne Trommel, damit ihre ſcharfen Kanten abgeſtumpft werden und die Rundung der Perlen erzielt wird. Um eine Verſtopfung der Durchbohrungen und ein Aneinanderkleben der Perlen zu vermeiden, werden dieſelben mit einem Gemiſch von Kohle, Lehm und Gyps gemengt, das, mit Waſſer

angefeuchtet, sofort in die Perlenlöcher eindringt. Nun schüttet der Arbeiter das ganze Gemenge in die große Trommel, setzt außerdem noch einen feinen, schwer schmelzbaren Sand hinzu und bringt das Gemisch unter beständigem Umdrehen über Feuer bis zum Glühen. Die weichen Perlenkörper stumpfen hierbei ihre scharfen Ränder ab, und gleichzeitig wird durch das beständige gegenseitige Reiben und Mahlen die kugelförmige Gestalt der Perle herbeigeführt. Nach erfolgter Abkühlung und Reinigung beginnt die Politur der Perle, die wir einen anderen Arbeiter dadurch erzeugen sehen, daß er die ganze Perlenmasse in einem Sack mit Weizenkleie kräftig hin und her schüttelt.

Wir wollen unseren Besuch der Glashütte damit abschließen, daß wir noch die Schleiferei besichtigen, in der die theuren Glasgeräthschaften auf der Schleifbank ihr verfeinertes Aussehen erhalten. Die Schleifbank ähnelt, wie uns der erste Blick lehrt, durchaus einer gewöhnlichen Drehbank; sie hat eine freiliegende Spindel, auf welche die verschiedenen Schleifscheiben gesteckt werden können. Wir sehen an den Wänden eine ganze Anzahl solcher Schleifscheiben angebracht, die einen Durchmesser von zwanzig Centimetern aufweisen, aber auch bis zur Kleinheit eines Zwanzigpfennigstückes herabgehen. Außerdem beobachten wir, daß sie aus verschiedenem Material, wie Eisenblech, hartem Sandstein, Kupfer und Stahl bestehen, und ihre Kanten bald scharf, bald flach, bald vertieft, bald erhaben sind.

Verfolgen wir nun den Glasschleifer bei seiner Arbeit.

Unter den fortwährenden Drehungen der Schleifscheibe setzt er zuerst sein Glas an, um es zunächst mit hartem Sand rauh zu schleifen und die überflüssige Glasmasse wegzunehmen, dann glättet er durch das Klarschleifen die Oberfläche und polirt schließlich das Geräth mit Zinn- und Korkscheiben. Der uns begleitende Werkmeister flüstert dem Gehilfen einige Worte zu, und derselbe beginnt sofort das Glas von Neuem an die umlaufende Scheibe anzulegen. Er dreht und wendet, hebt und senkt den Glaskörper in seinen Händen, und bald entstehen vor unseren Augen Ranken und Blätter, Bänder und Schnörkel von vollendeter Feinheit. Jetzt wechselt der Schleifer die Scheibe, läßt dieselbe noch einige Umdrehungen machen und überreicht uns unter freundlichem Schmunzeln seines Meisters das Glas, auf dem wir, umgeben von verschlungenem Schnörkelwerk, die Worte stehen sehen: „Zum Andenken."

Mit freundlichem Danke verabschieden wir uns jetzt von unserem aufmerksamen Führer, der uns Blicke in eine Industrie thun ließ, die lange ihren ursprünglichen Boden verlassen hat und in die verschiedensten technischen Gebiete erfolgreich eingreift. Wir erinnern uns, daß man in England Bahnschwellen aus Glas herzustellen versucht, daß man in unseren Läden ganze Wände von Spiegel- und Glasscheiben zieht, Lichthöfe mit Glas überdacht, die Fußböden mit Glasplatten belegt, und erwägen, daß es wohl nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehören möchte, den stolzen Wunsch jenes alten Römers zu erfüllen, der den Baumeister, welcher ihm ein Haus zu bauen versprach,

Digitized by Google

in dem er von keinem Menſchen geſehen werden würde, mit dem ſelbſtbewußten Wort zurückwies: „Baue mir, damit mich Alle ſehen, ein Haus von Glas!“

Ein Beſuch in Shanghai.

Ein Blatt aus meiner Reiſemappe.

Von

Fred Sicherer.

(Nachdruck verboten.)

Am 22. September fuhr unſer Dampfer „Hiroſchima Maru“, der Mitſu-Bitſi-Geſellſchaft in Yokohama gehörig, in die Mündung des gewaltigen Yang-tſe-Kiang ein und dampfte in dem ſchmutziggelben Waſſer dieſes Stromes auf den Wu-ſung los, welcher dort in den Yang-tſe-Kiang mündet und an deſſen linkem Ufer Shanghai, etwa 20 Kilometer weiter oben, liegt.

Die Ufer werden auf beiden Seiten ſichtbar, das Land iſt ganz flach und von zahlloſen Kanälen und Gräben durchſchnitten, die das für den Ackerbau nöthige Waſſer dem Lande zuführen. Bald zeigen ſich auch kleine, ärmliche Dörfer, deren Hütten aus Lehm und Bambus errichtet ſind, und rechts, noch etwa 15 Kilometer von der Stadt, liegt hart am Fluſſe der in früherer Zeit nicht unbedeutende Hafenort Wu-ſung, welcher einſt den großen Seeſchiffen als Anker- und Ladeplatz diente, heute aber

verlassen ist, da weitaus die meisten Dampfer und Segler bis dicht vor Shanghai hinauffahren. Vor etwa zehn Jahren wurde in Wu-sung ein kühner Anlauf genommen, europäische Civilisation in das „Reich der Mitte" zu tragen, man baute die erste Eisenbahn von hier nach Shanghai; die Freude war aber nur kurz, denn schon nach einem Jahre wurde der Betrieb auf Befehl des Vicekönigs wieder eingestellt und damit die unheilvolle Neuerung der „Barbaren des Westens", wie die Chinesen uns u. A. bezeichnen, dem Untergange geweiht. Leider sind auch die neuerdings beabsichtigten großen Eisenbahnbauten von Tientsin nach Peking und Nangking trotz der Energie und Intelligenz des den Europäern sehr geneigten Vicekönigs von Tientsin, Li-Hung-Tschang, an dem Widerstande der Mandarinen und des Tsung-Li-Yamen (Ministerrathes) von Peking gescheitert.

Nicht weit von Wu-sung ist die Schifffahrt sehr erschwert durch Flußsperren, bestehend aus gewaltigen, im Zickzack in den Fluß eingerammten Baumstämmen; diese sollten dazu dienen, den Angriff der unter Admiral Courbet in den Jahren 1882 und 1883 in den chinesischen Gewässern stationirten französischen Flotte zu verhindern; aber thatsächlich wurden sie nur ein furchtbares Hinderniß für die Handelsschiffe, denn den gewaltigen Widdern der Panzerflotte hätten diese Sperren keine Stunde widerstehen können. Trotzdem der Krieg mit den Franzosen bei meiner Ankunft längst beendet war, ließ der chinesische Zopf und Schlendrian diese Baumstämme zum Verdruß aller Seefahrer stehen, es der Zeit, dem Winde und dem

Wetter überlassend, diese Sperren wegzuräumen. Weiter hinauf den Fluß begegneten uns zahlreiche chinesische Dschonken, alle schwer beladen, ferner einige chinesische Kanonenboote mit ihren Drachenbannern. Eines dieser Boote trug den stolzen Namen „Trotz den Barbaren des Westens".

Wenige Meilen weiter aufwärts kam uns die Stadt zu Gesicht, und da vor Allem die von der chinesischen Regierung den Europäern eingeräumten Stadtviertel (settlements, wie die Engländer, concessions, wie die Franzosen sie heißen) an der linken Seite des Flusses unseren Blicken sich zeigten, so waren wir auf's Angenehmste überrascht, denn statt schmutziger und elender Hütten sahen wir prächtige Gebäude, hübsche Anlagen, schöne, breite, wohlunterhaltene Straßen, und fanden es nicht mehr so unberechtigt, daß Shanghai sich den Titel „Empore des Ostens" zuschrieb.

Wir passirten noch die ausgedehnten Docks, in denen Hunderte von Seglern und Dampfern aus- und eingeladen wurden, kamen an deutschen, französischen, englischen, amerikanischen und japanischen Dampfern, welche mitten in dem hier noch ungemein breiten Flusse vor Anker lagen, vorbei, sowie an dem Anlegeplatze der sehr gut eingerichteten zwei- und dreistöckigen chinesischen Flußdampfer, welche den Yang-tse-Kiang bis nach Hank-hëu hinauf fahren, eine Strecke von 956 Kilometern, und legten endlich an der Landungsbrücke des amerikanischen Viertels an.

Die Deutschen haben in Shanghai kein eigenes Viertel und lassen sich daher bei den Franzosen, Engländern oder

Digitized by Google

Amerikanern nieder; meiſtens ſind unſere Landsleute im „american settlement“ anſäſſig, deſſen größte Zierde der neuerſtandene Monumentalbau des deutſchen Konſulates iſt. Dieſer Palaſt überragt Alles in ſeiner Umgebung und iſt ſchon von Weitem ſichtbar, was einigermaßen den Neid meiner Mitpaſſagiere, die faſt Alle Engländer und Amerikaner waren, hervorrief und ſie zu ſpitzen Bemerkungen veranlaßte, welche ich mit Zins und Zinseszinſen wieder heimzahlte.

Da Shanghai Freihafen iſt und alſo glücklicherweiſe dort keine Zollplackereien durchzumachen ſind, ſo ging die Ausſchiffung raſch von Statten, nur überfiel uns am Lande wie eine Meute Wölfe eine Schaar von Fremdenführern, Gepäckbeförderern, Laſtträgern und Dſchinrickſchaleuten, d. h. Eigenthümern jener leichtgebauten, zweiräderigen, offenen Wägelchen, welche von Japan herübergebracht wurden und hier wie dort die Stelle der in China und Japan unbekannten Droſchken erſetzen. Ein Mann ſtellt ſich in die Deichſel und zieht in vollem Trabe das Fahrzeug mit ſeinem Inſaſſen ein bis zwei Stunden, ohne zu raſten.

Die Auswahl meines Hotels war raſch getroffen, denn nach Allem, was ich hörte und nachher auch vollauf beſtätigt fand, gebührt in dieſer Hinſicht die Palme den Franzoſen, deren „Grand Hotel“ in jeder Beziehung zu empfehlen iſt. Für drei Yens (etwa neun Mark für den Tag) erhielt ich ein großes, geräumiges Zimmer, ein ſehr gutes Frühſtück, Mittags- und Abendmahlzeit, letztere beiden mit wirklich gutem franzöſiſchen Wein nach Belieben.

Digitized by Google

Nachdem mein Gepäck, welches in Shanghai auf Schiebkarren befördert wird, auch angelangt war, machte ich mich sofort auf die Wanderung und fing damit im amerikanischen Viertel an. Besonders Interessantes ist hier nichts zu verzeichnen. Das Viertel enthält eine Masse kleiner Läden, Handwerker aller Art, und, wie ich in dem einzigen Gasthofe dieses Stadttheiles wahrnehmen konnte, eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Abenteurern und Schwindlern aller Nationen, hauptsächlich Falschspieler und Bauernfänger.

Unmittelbar an den amerikanischen stößt der englische Stadttheil an, welcher in jeder Hinsicht als der feinste und schönste von Shanghai bezeichnet werden darf. Hier sehen wir in den Hauptstraßen zahlreiche palastähnliche Häuser reicher Kaufleute, Monumentalbauten großer Banken und Dampfergesellschaften, in der Nangkingroad das gewaltige Gerichtsgebäude, die Paläste des Oberrichters und Konsuls, ferner schöne Kirchen, ein sehr elegant ausgestattetes Hotel, den englischen Klub und das praktisch und bequem eingerichtete Klubhaus der Deutschen. Es ist für einen Landsmann leicht, Eintritt in den Klub zu bekommen, in dem man sich sehr bald wie zu Hause fühlt. Reichhaltige Bibliothek, geräumige Lese- und Schreibezimmer, Speise- und Gesellschaftszimmer, Billards, Zeitungen aller Nationen, sehr gute Restauration mit deutschem Bier und vor Allem angenehme, liebenswürdige Gesellschaft machen den Klub Jedem, der ihn besucht, lieb und werth, und mit Freuden erinnere ich mich so mancher Stunde, die ich darin angenehm verbringen durfte.

Digitized by Google

Der englische Stadttheil Shanghai's hat natürlich auch prachtvolle Läden mit den Erzeugnissen Europa's und China's, und zwar von den einfachsten Hausgeräthen bis zu den überflüssigsten und kostbarsten Gegenständen des europäischen Luxus. Große Lager von Seide, Thee und Reis, sowie zahlreiche kleinere Läden mit chinesischen Erzeugnissen aller Art schließen sich der englischen Niederlassung an.

Man passirt nun einen Kanal, welcher an vielen Stellen überbrückt ist, und gelangt dann in den französischen Theil von Shanghai. Die Wohnhäuser sind hier einfacher als im englischen Viertel, immerhin aber noch besser, als im amerikanischen, und das französische Konsulatsgebäude und die Kathedrale sind Prachtbauten. Man spürt hier jedoch schon sehr die Nähe des eigentlichen Shanghai, welches ausschließlich von Chinesen bewohnt und von den europäischen Stadttheilen durch eine dicke Mauer getrennt ist.

Diese „Chinesenstadt" allein zu betreten und zu durchwandern ist nicht räthlich wegen der großen Abneigung vieler Chinesen gegen alle Fremden, gleichviel, welchem Volke diese angehören mögen. Ob blond oder braun, fast Jedem wird beim Durchwandern chinesischer Straßen das Schimpfwort „Jang Kwis" (Rothhaarteufel) nachgerufen. In Kanton hießen sie uns „Fan-kwe-ya", was genau dasselbe bedeutet, und nur Nangking macht insofern eine Ausnahme, als man dort anstatt „Rothhaarteufel" die Europäer einfach Spitzbuben, La-li-lung, nennt. Dem ungebildeten Chinesen ist nämlich der Europäer der Inbegriff alles Bösen, den Teufel selbst denkt er sich mit rothem Haar,

Bart und Augen, und da der Chineſe ſtets nur ſchwarze Haare und dunkle Augen hat, ſo iſt ihm der blonde oder braune Europäer der „Rothhaarteufel“.

Durch die liebenswürdige Vermittelung des Inhabers eines großen deutſchen Handelshauſes in Shanghai erhielt ich einen ſogenannten comprador, d. h. einen zuverläſſigen, gleichſam vereidigten chineſiſchen Führer und Dolmetſcher, der mich und zwei deutſche Schiffskapitäne durch die chineſiſche Stadt geleitete. Von meinem Gaſthofe aus erreichten wir in etwa zehn Minuten das Eingangsthor, deſſen Mauern beinahe 25 Fuß dick waren. Sobald wir das Thor paſſirt hatten, befanden wir uns in einer furchtbar engen, ſchmutzigen Straße und in einem ſo fürchterlichen Menſchengewühl, daß wir kaum vorwärts kamen und mehr als einmal in einen der Läden traten, um nur etwas Athem ſchöpfen zu können. Eine Unzahl von Bettlern, Lahmen, Blinden, Krüppeln und Ausſätzigen lag, kroch und kauerte in den Straßen, jammernd, wimmernd, flehend, ſo daß man ſich oft die Ohren zuhalten mußte. Dazu kam noch eine Sorte frecher, zudringlicher Bettler, die wir uns mit Stockhieben vom Leibe halten mußten. An dem kurzgeſchorenen Haare waren ſie als Verbrecher oder ehemalige Sträflinge kenntlich, denn für ſchwere Vergehen verliert der Chineſe als Zuſatzſtrafe ſeinen Zopf, und dies iſt der größte Schimpf, der ihm angethan werden kann, gleichbedeutend mit der bei uns üblichen Aberkennung der Ehrenrechte und Stellung unter Polizeiaufſicht. Dieſe Menſchen werden, weil von Jedermann verhöhnt, meiſtens ganz verzweifelte Geſellen und lieferten auch den Haupttheil der berüchtigten „Schwarz-

Digitized by Google

flaggen" im Tongking, welche den Franzosen so schwere und blutige Arbeit machten.

Nach und nach kamen wir in breitere, lichtere Straßen und auf kleine mit Bäumen bepflanzte Plätze, aber überall sahen wir dieselbe Unreinlichkeit und Unordnung; indessen machten wir uns bald daraus nichts mehr und wandten unsere Aufmerksamkeit den Gebäuden und Menschen zu. Zur Ehre des Chinesen sei es gesagt: ausdauernder Fleiß und Emsigkeit fand sich überall, wie in China, auch hier. Gewerk reihte sich an Gewerk, Laden an Laden. Zunächst fielen uns die zahlreichen Optiker oder richtiger „Brillenmacher" auf, ein Beweis, daß Kurzsichtigkeit in China auch heimisch ist. Die Leute machen ihre Brillen mit ungemein großen Linsen und haben eine besondere Geschicklichkeit, Brillen aus Talk und sehr dünn geschliffenem Achat herzustellen, welche selbst nach Aussage europäischer Aerzte für das Auge sich viel besser eignen, als unsere gewöhnlichen Linsen. Sie erfordern jedoch lange und sorgfältige Arbeit und genaue Kenntniß und Auswahl des Materials, und sind deshalb auch verhältnißmäßig theuer. Je nach dem Grade der Feinheit des Talks oder Achats kostet eine solche Brille zwischen 18 und 45 Mark nach unserem Gelde. Sehr interessant sind auch die sich an die Brillenmacher anreihenden Bein- und Elfenbeinschnitzer, welche sich mit Herstellung fein ausgearbeiteter Nippsachen und „Dschoß" genannten Statuen von Göttern, Genien, Dämonen u. s. w. befassen; außerdem machen sie chinesische Schach- und Dominospiele.

Hierauf kommt man in den Bezirk der Gold- und

Silberarbeiter, welche ebenfalls Vorzügliches leisten, desgleichen die Händler mit Edelsteinen. Dann aber ging es wieder durch enge, schmutzige Straßen, in denen großer Lärm und Getöse herrschte; es waren hier die Eisen- und Blecharbeiter ansässig, ferner viele Tischler und Sargmacher, letztere besonders zahlreich, was auch bei der großen Sterblichkeit und häufigen Choleraepidemien in Shanghai sehr erklärlich ist.

Ein chinesischer Sarg ist immer ein Stück schwerer Arbeit, eigentlich ein halber Baumstamm, welcher je nach Wohlstand oder Armuth des Verstorbenen mehr oder weniger sorgfältig ausgearbeitet, angestrichen und verziert wird und vier bis sieben Centner wiegt.

Apotheker und „Doktoren" treiben ihr Handwerk in Shanghai auf offener Straße, indem sie da ihre Kräuter, Tränklein und sonstige Arzneien feilbieten und je nach Wunsch der Käufer mischen und anfertigen. Sänger und Gaukler, sowie Wahrsager gibt es ebenfalls in großer Anzahl auf den Straßen, und Thee- und Opiumhäuser forderten rechts und links zum Eintreten auf; in sämmtlichen jedoch war der Schmutz so groß und die Gäste so widrig, daß wir vorzogen, nichts zu genießen und uns nach einem kurzen Blick auf die übrigens sehr einfache Einrichtung wieder zu entfernen. Einige Bänke und Matten, auf denen die Besucher lagen oder saßen, bildeten die ganze Ausstattung dieser Baracken, und die stupiden, gläsernen Augen, die krampfhaft verzerrten Gesichter und zuckenden Leiber der Opiumraucher widerten uns an.

Digitized by Google

Von größerem Interesse war für uns der Besuch der Tempel, deren es sehr viele in Shanghai gibt. Einige davon, wie z. B. der „Herrin des Himmels" genannte, sind prachtvoll ausgestattet, und nach Erlegung eines ordentlichen Trinkgeldes gestatteten die Bonzen (Priester) die Besichtigung des Innern gern. Am meisten fielen uns dabei die vielen Darstellungen von Göttern und Dämonen auf. Die meisten hatten glühend rothe Gesichter, lange schwarze Bärte und eine Art Tschako auf dem Kopfe. Dies waren gute oder Schutzgeister. Die bösen oder Yang-wio hatten rothe Bärte, rothe Augen und fürchterliche Zähne. In dem obengenannten Tempel zählten wir über zweihundert solcher riesengroßen Figuren.

Die Tempel waren alle mit Sandelholzkerzen reichlich erleuchtet, mit unzähligen phantastischen Drachenfahnen verhängt und weitaus die meisten mit Gold, Silber und feingeschnitzten Holzarbeiten prachtvoll verziert. Allerdings kamen wir auch in Tempel, welche dunkel, schmutzig und ärmlich aussahen, es waren aber nur wenige und sollen Göttern angehört haben, die gleichsam jetzt außer Mode sind.

Unser Comprador führte uns nun in die Wohnung des Tao-tai (Statthalters); leider konnten wir eines kurz zuvor ausgebrochenen Brandes wegen das Innere nicht in Augenschein nehmen, und beschränkten uns daher auf Besichtigung des großen Gartens und der verschiedenen Thürme, von welchen man, obgleich sie halb verwittert sind, eine gute Uebersicht der Stadt hat. Das Ganze ist eine förmliche Burg innerhalb der Stadt, mit dicker

Digitized by Google

Mauer und Gräben umgeben. Schießscharten sind zahlreich vorhanden, dagegen nur zwei alte Kanonen, und Bewachung so gut wie keine; es scheint, der Tao-tai darf, wie weiland Graf Eberhard,

„Sein Haupt wohl kühnlich legen
Jedem Unterthan in Schoß,"

eine Frage, die ich übrigens für den Statthalter von Shangai nicht unbedingt bejahen möchte.

Wir machten nun noch einige Wanderungen durch die großen Waarenlager von Seide, Thee und Reis und kamen dabei auch an zahlreichen chinesischen Restaurationen und Fleischerläden vorbei; zu meiner Befriedigung sah ich, daß hier nirgends solch' anwidernde Speisen wie in Kanton feilgeboten wurden, also keine Hunde, Katzen und Ratten.

Shanghai — ich spreche hier immer von der Chinesenstadt — ist von verschiedenen Kanälen durchzogen, worin das Wasser meistens stagnirt, weil aller Unrath und alle Thierleichen hineingeworfen werden. Es verbreitet daher im Sommer einen fürchterlichen Geruch. Ich selbst sah, wie in diesen sumpfigen, grünlichen Kanälen Dutzende von Chinesen ihre schmutzige Wäsche wuschen, während wenige Schritte weiter unten Andere dasselbe Wasser für ihren Thee schöpften oder ihren Reis für das Abendessen reinigten, und zwischen hinein flossen verschiedene offene Kloaken, welche von Alt und Jung als Abort benützt wurden. Es ist daher kein Wunder, daß unter solchen Umständen der Gesundheitszustand der Stadt zu wünschen übrig läßt.

Nachdem wir noch verschiedene Einkäufe gemacht, zeigte uns der Führer einige Seidenwebereien, welche in der

That herrliche Stoffe in allen möglichen Farben und Mustern zu fabelhaft billigen Preisen liefern (20 bis 22 Meter, also genügend für ein Damenkleid, kosten 21 bis 24 Mark), mahnte dann aber zu eiligem Rückzuge, denn Sonnenuntergang war nahe, und da werden die Thore der Chinesenstadt geschlossen.

Als ich im Gasthofe wieder ankam, traf ich einen Landsmann, Herrn v. Mittnacht aus Stuttgart; derselbe machte eine Reise um die Erde, kam von Australien und wollte nach Peking. Anderen Tages war große Aufregung im französischen Viertel, der französische Generalkonsul traf nach dreijähriger Abwesenheit — beim Ausbruche des Krieges in Tongking hatte er Shanghai verlassen — wieder ein und wurde von den Angehörigen der französischen Kolonie mit großem Pompe empfangen. Der Tao-tai und seine Mandarinen aber glänzten bei der Feier durch ihre Abwesenheit.

Kurz nach unserem Besuche in der Chinesenstadt trat die Cholera darin ziemlich stark auf, doch hätte uns dies weiter nicht beunruhigt, wenn die Chinesen nicht die Sitte, richtiger Unsitte hätten, ihre Todten in der besonders geweihten Erde von Ningpo beerdigen zu lassen, und da man nicht jeden einzelnen Todten besonders befördern kann, so wurden die Leichname in einem Tempel des französischen Viertels ganz in der Nähe des Gasthofes aufgestapelt, bis eine Schiffsladung, d. h. etwa 40 Leichname, voll war.

Recht unappetitlich sind die fliegenden chinesischen Restaurants, welche namentlich in den französischen und amerikanischen Stadttheilen blühen und zur Speisung der

ärmeren Klaſſen, beſonders der Kulis, dienen. Auf einem Schiebkarren fährt ein Chineſe eine Art kleinen Kochherdes, worauf in verſchiedenen, jedenfalls ſeit langer Zeit nicht geputzten Geſchirren Reis, Fett und etwas Fiſch und Fleiſch ſchmort. Für wenige Pfennige kauft ſich der Kuli (Laſtträger, Tagelöhner) ſein Mittageſſen. Der fliegende Koch der Straße nimmt ein Stück Tuch oder Leder, welches natürlich wochenlang demſelben Zweck dient, in die flache Hand, fährt mit einem hölzernen Löffel in ſeinen Reistopf und ſchüttet den Inhalt auf den Lappen, thut etwas Fett, das ſchauerlich riecht, darauf, dann einige Stücke Fiſch oder Fleiſch, darauf wieder etwas Reis, und ballt nun das Ganze tüchtig in der Hand, es ſchließlich dem Gaſte mit freundlichem Grinſen überreichend.

Die Polizei in den europäiſchen Vierteln wird zwar von Chineſen, aber unter europäiſcher Oberleitung gehandhabt; allerdings iſt auch etwas europäiſche Mannſchaft vorhanden. Bei der Ergreifung von Uebelthätern hat die Polizei eine prächtige Handhabe an den herrlichen Zöpfen der Chineſen; hat der Poliziſt einmal den Zopf, ſo hat er auch unwiderruflich den Miſſethäter, und manchmal ſah ich einen Poliziſten, welcher ſechs Gefangene transportirte. Er hielt ſämmtliche Zöpfe feſt um ſeine Hand geſchlungen und leitete ſein Sechsgeſpann damit wie die Lämmer; ein kleiner Ruck ſeines Armes verurſachte lautes Wehklagen Seitens der unglücklichen Zopfinhaber. Allerdings ſoll es vorkommen, daß die heilige Hermandad bei Ergreifung raffinirter Verbrecher oder Erſträflinge doch manchmal durch den Zopf gefoppt wird. Dieſe, welchen

das Haar von Amtswegen kurz geschnitten wird, schmücken sich häufig, um ihre Schmach zu verdecken, mit falschem Zopfe, und sobald dann der Polizist glaubt, er habe sein Opfer, lassen sie den Zopf im Stiche und entkommen beinahe immer.

Streitigkeiten unter sich machen die Chinesen durch gegenseitiges wüthendes Zerren ihrer Zöpfe aus; der Schwächere läßt dabei buchstäblich die Haare, und ich war häufig Zeuge, wie ein Chinese den anderen am Zopfe die Straße entlang schleifte unter wüthendem Schmerzgebrülle des Betroffenen, bis entweder Kopfhaut und Zopf abriß, oder Andere dazwischentraten. Ein Fremder jedoch dürfte sich nicht einmischen, es fiele Alles über ihn her.

Das schwächere Geschlecht oder die „besseren" Hälften fechten ihre Streitigkeiten ganz wie bei uns mit der Zunge aus. Das Kratzen und Haarausraufen, wie es unter dem schönen Geschlechte der „Rothhaarteufel" manchmal vorkommen soll, unterlassen sie jedoch, denn der Kopfputz der chinesischen Frauen ist viel zu komplizirt und erfordert viel zu lange Zeit, um in roher Weise zerzaust zu werden.

Die Rechtspflege in der eigentlichen Chinesenstadt ist natürlich ausschließlich chinesisch, in den drei europäischen Vierteln dagegen eine gemischte, d. h. bei Urtheilen und Verhören von Chinesen präsidirt ein Mandarin, dem ein chinesischer Schreiber beigegeben ist; damit es aber nach Recht und Gerechtigkeit zugehe, überwacht das Ganze ein Europäer — also entweder ein Franzose, ein Amerikaner oder Engländer.

Der Angeklagte kniet während der ganzen Verhand-

lung vor dem Mandarin; sobald der ihn anblickt, hat er mit der Stirn den Boden zu berühren. Meist geht die Sache sehr schnell, die Urtheile hageln nur so und werden mit 10 bis 200 Bambushieben vollstreckt. Todesstrafe kommt nicht sehr häufig vor und längere Gefängnißstrafe ebensowenig, aber 200 Bambushiebe fürchtet der Chinese mehr, als mehrere Jahre Einkerkerung.

Was ich von diesen „gemischten Gerichtshöfen" gesehen, machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck. Die Mandarinen walteten ihres Amtes mit großer Würde und ungemeiner Ruhe, und könnten darin manch' europäischem Richter und Beamten als Vorbild dienen.

Ein Besuch der Gefängnisse Shanghai's ist vom psychologischen Standpunkte aus nicht uninteressant; solch' verthierte, verwilderte, rohe Gestalten und Gesichter findet man so leicht nicht wieder. Am meisten bemitleiden möchte man die Verurtheilten, welche ein etwa ein Meter im Quadrat messendes Brett, in dessen Mitte ein Loch zum Durchstecken des Kopfes ist, um den Hals tragen müssen, während die Hände an dasselbe Brett gefesselt sind. Dies Marterwerkzeug (Kang) muß der Sträfling häufig zwei bis drei Monate lang tragen. Er vermag damit kaum zu sitzen, kann sich niemals gerade legen, und daß die Qual eine fürchterliche sein muß, bewies mir, daß die solchergestalt Bestraften stets am meisten jammerten. —

Ein liebliches Bild empfängt der Besucher beim Betreten des herrlichen Parkes, welcher zwischen dem Bund- und dem Whangpofluſſe liegt und mit Kiosks und Ruhebänken versehen ist. Zweimal in der Woche spielt eine

Digitized by Google

Militärkapelle zwischen 5 und 6½ Uhr Abends. Zur Zeit, als ich da war, gastirte eine indische und eine spanische Kapelle; letztere kam von Manila und war vorzüglich geleitet. In diesem Parke sind auch große Spielplätze für die liebe Jugend, welche hier anscheinend vorzüglich gedeiht, denn man sieht Hunderte von Kleinen sich herumtummeln, bewacht von ihren „Ahas", d. h. chinesischen Kindermädchen, welche dick und drall auf ihren ungemein kleinen Klumpfüßchen hinter ihren Pfleglingen einherwatscheln. Dabei schnattern sie lustig darauf los wie eine Schaar Gänse, was ich jedoch nicht als besonders charakteristisches Zeichen chinesischer Geburt ausgeben will. Der Park wird beschützt und bewacht von chinesischen und indischen Polizisten, welche unter englischem Befehle stehen. Erstere sind in hellen Drillich gekleidet und nehmen sich in ihren umgestülpten, Bienenkörben ähnlichen Hüten sehr originell aus. Die Indier sind hoch- und schöngewachsene Leute, die in ihrer dunkelblauen Uniform und feuerrothem Turban ernst und würdevoll einherschreiten und mit ihren braunen Gesichtern und blitzenden Augen in auffallendem Gegensatz zu den gelblichen, schiefäugigen Gesichtern ihrer mongolischen Amtsbrüder stehen. Der Eintritt in den Park ist jedem Europäer und Parsen, aber keinem Chinesen gestattet; doch soll in dieser Hinsicht bald eine Ausnahme für die chinesischen oberen Klassen gemacht werden.

Noch möchte ich erwähnen, daß der Tao-tai (Statthalter) ein- bis zweimal die Woche durch das französische Viertel kam, um irgend einen Besuch zu machen. Sein Nahen verkünden dumpfe Schläge des Gong. Den Zug

Digitized by Google

eröffneten einige Laternen- und Standartenträger, Alle in nichts weniger als parademäßigem Aufzuge und barfuß; ihre Uniform bildete ein über den Rücken hängendes, mit allerlei Hieroglyphen bedecktes Stück Zeug; hierauf kamen auf elenden mageren Kleppern einige Reiter mit Lanzen, dann einige zerlumpte Infanteristen, endlich im prachtvollen Palankin — die für die reicheren Chinesen einzig übliche Beförderungsart — der Gewaltige, zur Zeit Lo-fu-tschung. Den Schluß des Zuges bildete ein ärmlicher Palankin, worin die Kleidung eines Mannes aus dem niederen Volke liegt, Soldaten zu Fuß und wieder einige Gongschläger. Die Bedeutung des ärmlichen Palankins ist eine stete Mahnung für den gefürchteten Tao-tai, daß er bei schlechter Verwaltung leicht seiner hohen Stellung entsetzt und degradirt werden kann. —

Im Allgemeinen fand ich die Chinesen im Norden, also in Shanghai, viel aufgeweckter, munterer und zugänglicher, als im Süden, z. B. in Kanton. Unter sich lachen und scherzen und spielen sie wie Kinder, und auch ihre äußeren Lebensverhältnisse scheinen in Shanghai weit günstigere zu sein, als in den südlichen Provinzen, denn solch' reiche Trachten in grüner, violetter und hellblauer Seide sah ich im Süden nicht annähernd in so großer Anzahl, und auch die weniger Bemittelten sind in Shanghai weit besser gekleidet und benehmen sich manierlicher gegen den Fremden, als in Kanton oder Hongkong.

Shanghai ist unstreitig die erste Handelsstadt China's; es verschifft jährlich nach Europa 90,000 Ballen Seide, 600,000 Centner Thee und allein nach Peking über eine

Million Centner Reis. Die Einwohnerzahl beläuft ſich auf etwa eine halbe Million. Im Sommer ſehr heiß, im Winter durch die von Norden kommenden Winde häufig empfindlich kalt, bedürfte es in geſundheitlicher Hinſicht allerdings mancher Verbeſſerung; vor Allem einer ordentlichen Säuberung der Kanäle und Straßen. Immerhin hat es der Anziehungspunkte ſo viele, daß mein Beſuch dieſer Empore des Oſtens ſich wohl lohnte.

Digitized by Google

Mannigfaltiges.

Der erste Schuß im siebenjährigen Kriege. — Der große mitteleuropäische Krieg des vergangenen Jahrhunderts, der in seinem späteren Verlaufe manche überraschende Begebenheit und zum Theil sogar auch drollige Erscheinungen oder Ereignisse aufweist, zeigt schon bei seinem Beginn Vorfälle ungewöhnlicher Art. Mitunter glaubt man da „dickstes Jägerlatein" zu hören, wo wirkliche militärische Dienstberichte Bestätigung bieten. Der erste Schuß im siebenjährigen Kriege wurde aus einer Pistole auf preußischer Seite abgefeuert, der den Schuß leistete, war ein Schweizer, und der Erfolg gipfelte dabei in der Einnahme einer sächsischen Bergfestung, was gewiß im allgemeinen Zusammenhange recht sonderbar erscheint. Noch kurioser und schnurriger sind aber die Einzelheiten dieser kriegsgeschichtlichen Leistung. Lassen wir dieselben hier folgen als ein Bild aus längst vergangener Zeit.

Beim Ausbruch des siebenjährigen Krieges und gleichzeitigen Ueberraschungseinmarsch der Preußen in Sachsen, lag der unter Leitung des Generallieutenants v. Lestwitz vordringenden preußischen Kavalleriebrigade die sächsische Bergfestung Stolpen recht unbequem im Wege. Derselben auf vorgeschriebener Marschrichtung entsprechend auszuweichen durch Einschlagung anderer Straßen war nicht gut möglich. Man berieth nun, ob man nicht recht dicht unten am Fuße des Berges den beschleunigten

Digitized by Google

Vorbeiritt wagen ſollte, um ſo den Wirkungen der etwa oben abgefeuerten Salven beſſer entgehen zu können. Der damalige Oberſtlieutenant v. Warnery, ein geborener Schweizer, wollte jedoch einen kecken Handſtreich wagen und erbat ſich zu dieſem Zwecke einen Huſaren und einen Trompeter, denen in einiger Entfernung dann noch ein Offizier mit weiteren zwanzig Huſaren folgen ſollte. Warnery ritt mit dem Huſaren und dem Trompeter dem Feſtungsthore zu, ohne zu bemerken, daß inzwiſchen der Offizier mit ſeinen zwanzig Mann auf nachträglich ergangenen Gegenbefehl hatte umkehren müſſen. Derſelbe hatte keine Gelegenheit, ſeinem ſchon zu weit vorangegangenen Oberſtlieutenant davon Kunde geben zu können. Urſprünglich beſtand der Plan nur darin, den Feſtungskommandanten mit vorgeblichen Uebergabeverhandlungen ſo lange zu unterhalten, bis unten am Berge die preußiſche Kavallerie vorübergeritten wäre. Allein die Gelegenheit reizte dann doch zu ſehr zur Verübung toller Streiche, als daß Warnery hier nicht wieder ſeinen ſchwungvollen Unternehmungsgeiſt auf ſchnurrige Weiſe bekundet hätte.

Ein Major v. Bayer hatte ſich dem Verwegenen noch hinzugeſellt, und als man auf dem Wege einen Soldaten von der Feſtungsbeſatzung erreichte und ausfrug, vernahmen die Eroberungsluſtigen, daß die Wachen dort oben wohl Gewehre, aber keine Patronen hätten. Dieſe Nachricht hatte gerade noch gefehlt. Bald darauf wurden die beiden Schildwachen vor dem Schlagbaum der Feſtung mit vorgehaltenen Piſtolen ſo überraſcht, daß ſie auf Geheiß ihre Gewehre in den Graben werfen und auf weitere Weiſung und Drohung querfeldein davonrennen mußten. Ein Säbelhieb zerſchlug dann das Zugſeil der nächſtbefindlichen Alarmglocke, und nun wurden die an der Zugbrücke befindlichen Schildwachen ebenſo überrumpelt und darauf unbewaffnet davongejagt. Unter der Thorwölbung nahte ein kritiſcher Augenblick. Warnery ſchrie dort mit voller Kraft: „Marſch! Marſch!“

Digitized by Google

weil er die zwanzig Husaren noch hinter sich vermuthete. Dadurch aufmerksam gemacht, wollte der auf Thorwache befindliche Unteroffizier mit einigen seiner Leute zu den im Thorgang hängenden Gewehren eilen; die an der engen Thür ihnen entgegengehaltenen Pistolenläufe wirkten jedoch so einschüchternd, daß der abgesessene Husar unterdessen auch diese Gewehre in den nahen Festungsgraben hinabwerfen und dann an der Hinausweisung der Entwaffneten theilnehmen konnte. Der Husar mußte am Festungseingange als Wache bleiben, während Oberstlieutenant v. Warnery mit dem Trompeter zum inneren Hauptplatz der Festung hinaufritt und dort zum Appell blasen ließ. Der Kommandant der Bergveste, ein General v. Liebenau, erschien nun und frug: was dies bedeuten solle? Warnery entgegnete: die Festung sei jetzt in preußischen Besitz gerathen und er solle sich ungesäumt ergeben. Der General zog statt dessen seinen Degen, wollte sich vertheidigen und rief dem in einem nahen Kellerraume befindlichen Rest der Besatzung zu, man solle diese Feinde entweder gefangen nehmen oder niedermachen. Daraufhin sah sich Warnery veranlaßt, seine Pistole auf den General abzudrücken; die Kugel traf denselben in's Bein. Es war der erste Schuß im siebenjährigen Kriege. Durch den Fall des Befehlshabers war die kleine Besatzung der Veste ganz außer Fassung gebracht worden; sie ergab sich, indem sie auf Geheiß ohne Waffen hinausmarschirte. Der Major v. Bayer hatte inzwischen den Trompeter zur Meldung zurückgeschickt und um Absendung von Besatzmannschaften ersucht. Der Oberkommandeur wollte jedoch nichts davon wissen, da er einen Hinterhalt vermuthete. Der Wagehals, der die Festungseroberung in so ungewohnter Weise unternommen, konnte nun den eroberten Platz selber hüten und bewachen, bis er bei anbrechender Abenddämmerung draußen im Vorterrain einen streifenden Husaren erblickte, und darauf denselben heranrufen, sowie veranlassen konnte, den Oberst v. Puttkamer mit dreißig Mann herbeizuholen.

Digitized by Google

Der Schlußrapport dieſer ganz regelwidrig ſtattgefundenen Feſtungseroberung lautete wörtlich nach erfolgter Aufgreifung der ausgewieſenen Beſatzungsmannſchaften: „Gefangene: 1 Generallieutenant, 1 Artillerie- und 1 Infanterieoffizier, 42 Soldaten vom Kreisregimente, 8 Kanoniere und 24 Invaliden.

An Kriegsbeute: 12 zum Theil eiſerne, theils bronzene Kanonen, verſchiedene Falkonets und Handmörſer, eine bedeutende Anzahl Flinten, ſowie Munitions- und Proviantvorrath."

Der verwegene Warnery lebte zuletzt in Breslau als penſionirter Generalmajor und ſtarb dort am 8. Mai 1786 im 67. Lebensjahre. Karl Stichler.

Kleine Züge aus dem Schaffen großer Muſiker. — Große Männer haben ihre Eigenheiten; dies gilt in erſter Linie von den Künſtlern, und wenn wir von dieſen wieder die Meiſter der Tonkunſt betrachten, ſo werden wir den obigen Satz durchgängig beſtätigt finden. Die Eigenheiten der Muſiker treten beſonders in der Art zu ſchaffen ſtark hervor. So ſchuf der gewaltige Beethoven ſeine großartigen Tondichtungen meiſt in der Stille der Nacht oder in Waldeinſamkeit, vorzugsweiſe gern aber bei der ſtürmiſch-toſenden Begleitung von Donner und Blitz. Anders Mozart, deſſen anmuthige Melodien häufig im Bett entſtanden, wo er mit Vorliebe komponirte; doch ſollen auch manche ſeiner ſchönſten Geſangsnummern, z. B. die impoſante Arie des Saraſtro in der „Zauberflöte": „In dieſen heil'gen Hallen," auf der — Kegelbahn entſtanden ſein. Der ernſte Gluck jedoch ſchuf am beſten, wenn er eine ſonnige heitere Landſchaft vor Augen, neben ſich aber eine Champagnerflaſche hatte.

Uebrigens tritt uns wiederholt die Wahrnehmung entgegen, daß die Natur von bedeutendem Einfluß auf das Schaffen großer Tonkünſtler geweſen iſt. So berichtet Ludwig Spohr von ſich ſelbſt und ſeiner Art zu arbeiten, daß große, elementare Ereigniſſe ſtets von gewaltiger Einwirkung auf das Entſtehen ſeiner Werke

gewesen seien, wie z. B. Feuersbrunst und Wassersnoth. So sei bei einer großen Ueberschwemmung der Hauptgedanke für eine seiner besten Symphonien in ihm aufgetaucht, den er um jeden Preis erst noch niederschreiben mußte, obgleich die heranwogenden Wasserfluthen bereits unter ihm brandeten. Aehnlich, erzählt er, erging es ihm bei ungewöhnlichen Erschütterungen. Während sein geliebtes Weib mit dem Tode rang, erklangen in ihm trotz des tiefen Schmerzes, den er empfand, so herrliche Melodien, als kämen sie aus höheren Sphären, und wiederum gebot ihm eine zwingende Gewalt in seinem Innern, diese aufzuzeichnen.

Wie anders der bekannte und beliebte Meyerbeer. Gleich einem abwägenden, berechnenden, klugen Kaufmanne, kühl bis an's Herz hinan, saß er an seinem Instrumente, immerfort hin und her sinnend, probirend und ändernd mit unendlicher Geduld und beständig arbeitendem Verstande. Störte, unterbrach ihn irgend Jemand bei seinem mühevollen Werke, so wurde er niemals erregt oder ungehalten, konnte er doch jeden Augenblick die unterbrochene Arbeit genau da wieder aufnehmen, wo er sie und wie er sie verlassen.

Richard Wagner, der über diese Art zu komponiren sehr abfällig urtheilte, war stets mit ganzer Seele bei seinem Werke, brauchte aber, um sich in der Stimmung zu erhalten, bekanntlich große äußere Hilfsmittel. Alles an und um ihn mußte von Sammt, Atlaß, Spitzen sein, Tracht und Möbel der Zeit entsprechen, in welcher das dramatische Musikwerk spielte, an dem er arbeitete.

Um nun vom Ernsten zum Lustigen überzugehen, sei noch eines heiter-modernen deutschen Kleeblattes erwähnt, das gegenwärtig in erster Linie das Reich der Operette beherrscht: Strauß, Suppé und Millöcker.

Johann Strauß, der „Walzerkönig", soll nicht nur seine reizenden, elektrisirenden Tanzweisen förmlich aus dem Aermel

ſchütteln, er ſoll auch ſeine Operetten auf recht bunte Weiſe fertig ſtellen, nämlich mit Hilfe von ſehr praktiſch für dieſen Zweck ſtets reſervirten Papierſchnitzeln, enthaltend alles das, was an Augenblicksideen ihm juſt durch den Kopf ſummt, um ſogleich niedergekritzelt, und in einem eigenen Fache für gelegentliche Verwendung aufbewahrt zu werden. Fehlt dann etwas beim Zuſammenſtellen eines neuen Bühnenwerkes, flugs wird die muſikaliſche Lade aufgezogen, und die Zettel und Zettelchen geben ihm ſchnell Alles, was er braucht.

Suppé macht es freilich anders. Er ſchiebt ſo lange als möglich die Arbeit auf. Der Text liegt fertig da, der Bühnenleiter harrt mit Ungeduld der neuen Spieloper — vergebens! Suppé thut einſtweilen alles Andere als Notenſchreiben. Er hält in größter Gemüthsruhe Sommerfriſche, legt ſich einen Garten an, pfropft Roſen und buddelt Spargelbeete. Die Muſik ſcheint er vollſtändig vergeſſen zu haben. Beginnt er jedoch endlich mit der Arbeit, ſo bleibt er auch dabei, raſtlos, ohne Unterbrechung. Als geborener Dalmatier iſt er kein Freund vom Heizen; um alſo im Winter nicht zu frieren, arbeitet er in einem ſchier unglaublichen Koſtüm, indem er über ſeine Hauskleidung erſt ein halbes Dutzend dicke Weſten, alsdann noch einen möglichſt dicken Schlafrock zieht; außerdem ſtecken ſeine Füße in warmgefütterten Filzſchuhen und einem Fußwärmer, und ſein Kopf bis über beide Ohren in einer Pudelmütze. So ſitzt Suppé wochenlang da und komponirt ſeine leichtbeſchwingten Melodien, ſogar ohne die Wohnung zu verlaſſen, ehe nicht das neue Werk fertig iſt.

Millöcker endlich, deſſen „Bettelſtudent" die Reiſe um die Erde gemacht hat, arbeitet mit eben ſolchem Fleiße, raſtlos, ſtaunenswerth, zuweilen tage- oder gar nächtelang hindurch ohne Unterbrechung.

Der eigentliche Vater und König der Operette, Jacques

Offenbach, der Meiſter des Prickelnden, Pikanten, Champagner-artigen in der Muſik, mußte, wenn ihm ſeine Melodien wohl-gelingen ſollten, im Frühling, dicht am Meeresſtrande beim Murmeln der Wellen ſchreiben; wenigſtens ſoll er ſelbſt ſich ſo geäußert haben, mit dem Zuſatz, daß er alles Sonſtige für mißlungen halte. An dieſen Deutſch-Franzoſen, der, zu Köln geboren, in Paris ſein Glück machte, mögen ſich nun gleich einige der Komponiſten Frankreichs reihen.

Von Auber wird erzählt, er habe mit Vorliebe zu Pferde gearbeitet. Wenn er auf ſeinem Schimmel dahingalopirte, entfaltete auch ſein muſikaliſcher Pegaſus die Schwingen. — Halévy dagegen war nur im Stande, etwas Ordentliches zu komponiren, wenn ein ziſchender, brodelnder Theekeſſel mit eintönigem Summen ihn dabei begleitete. — Hektor Berlioz wurde durch die herrliche Deklamation ſeiner Gattin, einer einſt in London gefeierten engliſchen Bühnenheldin, zum Schaffen begeiſtert. — Gounod aber vermag nur dann zu arbeiten, wenn eine gewiſſe Extaſe ihn befällt, in welcher kein Menſch es wagen darf, ihn zu unterbrechen, da er jede, auch die geringſte Störung, als ein Attentat empfindet, das ihm förmlich körperlichen Schmerz bereitet. Selbſt ſeiner Gattin ſoll er auf's Ernſtlichſte einmal gezürnt haben, als ſie, während er bei der Arbeit am Klavier ſich befand, leiſe in's Zimmer kam, um einen unentbehrlichen Gegenſtand, den ſie dort liegen gelaſſen hatte, zu holen.

Der bekannte franzöſiſche Komponiſt Lecoq hinwiederum ſoll ſo praktiſcher Natur ſein, daß er überall und zu jeder Zeit arbeiten kann, ausgenommen in der Einſamkeit ſeines Zimmers, ſonſt aber an jedem anderen Orte, ſei es im Wagen, auf der Straße oder auf Bergesgipfeln, ja ſogar im Dampfbade läßt ihn ſeine muſikaliſche Erfindungsgabe nicht im Stich. Will man doch behaupten, daß eine ſeiner beſten Nummern entſtanden

Digitized by Google

sei, als er im Vorzimmer eines Zahnarztes auf die unangenehme Prozedur des Zahnausziehens wartete.

Wie anders der poetische Chopin, der geborene Pole und naturalisirte Franzose! Dieser wurde auf ganz ungewöhnliche Weise vom Wetter beeinflußt. War der Himmel blau, die Sonne golden strahlend, so erschienen auch seine Tonschöpfungen wie sonnig-lächelnde, glänzende Abbildungen der Natur. War's wild und stürmisch draußen, stürmten seine Melodien dahin wie ein Ungewitter, und dämmerte ein herbstlich-grauer Himmel, fielen leise die dürren Blätter, oder tröpfelte melancholisch der Regen nieder auf das welke Laub, dann entstanden jene tieftraurigen „Notturni", jene schwermüthigen Tongebilde, durch welche es wie Scheidegruß und Thränen klagt und zittert.

Zuletzt mögen noch einige italienische Größen hier ihre Stelle finden. Um mit einigen der älteren Meister zu beginnen, sei erwähnt, daß der berühmte Cimarosa am besten mitten im Festesjubel schaffen konnte, während Cherubini, wenn ihn die Erfindungskraft im Stiche ließ, in einem Kartenspiel geblättert haben soll, weil sonderbarer Weise beim Anblick dieser bunten Papierblättchen seine schöpferische Phantasie sich aufzuraffen schien. — Bellini mußte verliebt sein, um arbeiten zu können, außerdem aber bedurfte er einer schönen, blumendurchdufteten, mit Bildern und Bildsäulen geschmückten Umgebung. — Spontini hingegen soll die Arbeit so ernst-verständig betrieben haben, daß er nur inmitten einer wahren Fluth von gelehrtem Bücher- und Notenapparat zu schaffen vermochte, weil sein Kopf eigentlich dabei die größte Rolle spielte.

Rossini endlich, dieser lebenslustige Gourmand, der sich mit Vorliebe um die Genüsse seiner Tafel kümmerte, konnte der Reize und Freuden dieses Lebens beim Schaffen nicht entbehren. Lukullische Gastmähler, sprudelnder Champagner, Frauenschönheit, das witzige Aneinanderplatzen der Geister gehörten für ihn mit

zur „Arbeitsſtimmung“! Alſo angeregt, begab er ſich zum Komponiren, was am beſten im Bette von Statten ging, in dem er unter Umſtänden den ganzen Tag verweilte, mit ſchrecklicher, ſchauderhafter Stimme ſingend und die Melodien ſeinem vorzüglichen Gedächtniſſe einprägend. Dann erſt erhob er ſich, und ſchrieb das Ganze nieder.

Dieſe Seltſamkeiten großer Meiſter ſind nicht etwa zufällige Erſcheinungen, ſondern dem Genius weſentlich, und kein außergewöhnlicher Geiſt, kein großer Künſtler iſt ohne ſolche, denn bei Allen bewahrheitet ſich das Dichterwort:

„Dem Wahnſinn iſt der Genius verwandt,
Und beide trennt nur eine dünne Wand.“

Klara Reichner.

Unerſchrockenheit. — Zu den vielen Zügen von Menſchenfreundlichkeit, an welchen das Leben Alexander v. Humboldt's, des unſterblichen Königs im Gebiete der Naturwiſſenſchaften, ſo reich iſt, gehört auch der folgende:

Humboldt verweilte einſt behufs wiſſenſchaftlicher Forſchungen längere Zeit in dem ruſſiſchen Heere, welches gegen die Tſcherkeſſen kämpfte. Dem berühmten Gelehrten ward Seitens der ruſſiſchen Regierung jeder mögliche Vorſchub geleiſtet. Er ſelbſt bewegte ſich häufig unter den gemeinen, meiſt rohen Soldaten. Einſt trat er in ein Zelt, das nur von Gemeinen bewohnt wurde, und bemerkte einen Soldaten, der eifrig mit dem Zeichnen einer Landkarte beſchäftigt war. Humboldt ſah ihm über die Schultern zu, und war über die Korrektheit und Sauberkeit der Zeichnung erſtaunt.

„Wo haben Sie ſo hübſch zeichnen gelernt?“ redete der große Gelehrte den Soldaten an.

Dieſer ſprang haſtig auf, verneigte ſich ehrfurchtsvoll und erwiederte, in gerader Haltung ſtehenbleibend: „Im Schloſſe meines Vaters. Ich bin Fürſt S., betheiligte mich an der

Digitized by Google

polnischen Insurrektion 1831, wurde verhaftet, nach Sibirien verbannt, und später zum Eintritt als gemeiner Soldat in die Armee am Kaukasus begnadigt."

Diese Worte wurden mit vor Schmerz bebender Stimme gesprochen.

„Ich bedaure Ihre elende Lage unter diesen Menschen hier," versetzte Humboldt; „aber wenn ich zum Kaiser komme, will ich Ihrer gedenken."

„Das wird nichts nützen," entgegnete der Fürst, eine schöne, stattliche Erscheinung. „Der Kaiser geräth in den heftigsten Zorn, wenn Jemand eine Fürbitte für mich wagt."

„Ich werde sie wagen," entgegnete Humboldt.

Nach Beendigung seiner Reise begab sich Humboldt zum Kaiser, um ihm die reiche Ausbeute seiner mühsamen Forschungen vorzulegen.

Der darüber entzückte Herrscher rief sogleich aus: „Wie soll ich Sie dafür belohnen, mein lieber Humboldt?"

„Wenn ich um eine Gnade bitten dürfte, Majestät —?"

„Sie ist gewährt," sagte der Monarch.

„So bitte ich um Gnade für den unglücklichen Fürsten S., der eine jugendliche Verirrung so hart büßen muß," versetzte Humboldt unerschrocken.

Bei diesen Worten schwoll die Zornader auf des Kaisers Stirn.

„Sprechen Sie mir nie wieder von Diesem!" rief er hastig aus.

„Majestät, ich habe Ihr Wort," erwiederte der unerschrockene Forscher.

Der Fürst wurde in der That schon wenige Wochen später wieder nach Europa zurückberufen und zum Offizier befördert — und das war mehr, als der Verbannte je zu hoffen gewagt hatte. —dn—

Etwas vom „Bauchreden". — Die Worte „Bauchredner-

kunſt“ und „Bauchredner“ ſind bei Licht betrachtet vollſtändig unpaſſende Bezeichnungen der dadurch ausgedrückten Begriffe, denn der Bauch hat mit dem ſogenannten Bauchreden überhaupt nichts zu thun, es kommen bei demſelben ausſchließlich die Sprachwerkzeuge und die Lungen in Betracht. Da aber die ſogenannten Bauchredner nicht mit dem gewöhnlichen Stimmorgan zu ſprechen ſcheinen, ſo nahm man, geleitet durch den dumpfen Ton der Worte an, daß ein beſonderes im Innern des Körpers liegendes Organ dieſelben hervorbringe, ja man erklärte ſogar das Bauchreden als ein umgekehrtes Sprechen, als ein Sprechen in den Bauch hinein. Die Bauchredner hatten natürlich ein großes Intereſſe daran, daß ihr Geheimniß gewahrt wurde, und ſo ſuchten dieſelben die herrſchenden irrigen Vorſtellungen eher zu bekräftigen, als die Leute aufzuklären.

Das Eigenartige des Bauchredens beruht auf einem theilweiſen, je nachdem die Töne kräftig oder ſchwach klingen ſollen, mehr oder minder ſtarken Zuſammenpreſſen des Kehlkopfes, der dazu indeſſen einer beſonderen Veranlagung bedarf, ſo daß die Kunſt in vollem Umfange nicht von Jedermann erlernt werden kann. Selbſt bei ganz beſonderer Veranlagung iſt die Erlernung des Bauchredens noch ſehr ſchwierig, und es bedarf dazu andauernder, unermüdlicher Uebung. Erforderlich iſt vor allen Dingen eine kräftige Lunge, ſtarke, wohlgebaute Bruſt und ein gutes Stimmorgan. Das Bauchreden kommt nun in folgender Weiſe zu Stande: Der Mund wird nur wenig geöffnet, der Kehlkopf ſtark in die Höhe gezogen und die Zunge weit nach hinten gedrückt; dabei muß das Gaumenſegel den Naſenraum vollſtändig abſchließen. Während des Sprechens muß gar nicht oder doch nur durch die Naſe eingeathmet werden, ohne daß die Ausſtrömung durch den Kehlkopf eine Unterbrechung zu erleiden hat. Letzteres iſt äußerſt ſchwierig und erfordert lange Uebung. Die Grundlage des Bauchredens iſt alſo folgendes Verfahren: tiefe

Digitized by Google

Füllung der Lungen, plötzliches Einhalten im Einathmen und sodann langsames Wiederausströmenlassen der Luft, indem man dabei einen Ton hervorbringt, der zunächst schwach sein und tief klingen wird. Hat man darin etwas Uebung erlangt, so versuche man, die Stimme bald stärker, bald schwächer werden zu lassen. Alle Töne müssen mit Fistel- oder Falsettstimme hervorgebracht werden; wer also gut Falsett singen kann, wird auch leicht das Bauchreden erlernen. Drückt man den Kehlkopf möglichst weit zurück, so scheint die Stimme aus weiter Ferne herzukommen, ermäßigt man die Anstrengung, so glaubt man die Stimme näher gerückt. Der Hörer wird nie genau angeben können, von wo die Stimme kommt; stellt sich der Bauchredner vor den Ofen und spricht, so wird Jeder behaupten, die Stimme komme aus dem Ofen, klopft er dagegen auf den Fußboden, so glaubt das Publikum, die Stimme von dorther zu vernehmen. Die Stimme des Bauchredners hat übrigens eine eigenartige fremde Klangfarbe und ist in der Regel eine ganze Oktave höher als die gewöhnliche Stimme, es gelingt daher die Nachahmung von Kinderstimmen am besten und leichtesten.

Eine Hauptsache ist natürlich auch, daß die Muskeln des Gesichtes und besonders die Lippen nicht bewegt werden. Mit den Vokalen geht es noch, desto schwieriger ist es aber, die Konsonanten rein auszusprechen. Außerordentlich schwer ist namentlich die Aussprache der Buchstaben b, p, f, v, w und m, besonders das letztere macht soviel Schwierigkeiten, daß es die meisten Bauchredner durch das n ersetzen. So wird z. B. keiner derselben Mama, sondern immer Nana sagen, ebenso spricht er statt des deutschen w das englische w (u—e), welches schnell gesprochen beinahe wie das deutsche klingt. Beim gewöhnlichen Sprechen bewegt man die Unterlippe gegen die Oberlippe, während man die Worte mit der Zunge bildet. Der Bauchredner öffnet nun die Lippen etwa einen Millimeter und macht die Lippenbewegungen

Digitized by Google

im Innern des Mundes mit der Zunge gegen die obere Zahnreihe und ist dadurch im Stande, dieselben Laute hervorzubringen wie mit den Lippen, während der Mund doch ruhig und anscheinend geschlossen bleibt.

Die Künstlervagabunden haben das Bauchreden stets gekannt, nur mag es im vorigen und noch bis in die Mitte dieses Jahrhunderts recht primitiv gewesen sein. Kaum dreißig Jahre ist es jetzt her, daß ein Engländer die Bauchrednerei in Aufschwung brachte und dieselbe „bühnenfähig" machte. Vorher hörte man bei den Vorstellungen der Bauchredner nur die verschiedenen Stimmen, die betreffenden Individuen mußte man sich dazu denken. Der Engländer Vox nun nahm automatische Figuren, die dem Publikum sichtbar waren und die er durch seine Kunst scheinbar belebte, indem er ihnen nicht nur Bewegung, sondern auch die Stimme gab. Vox machte mit seinen Automaten großes Aufsehen und erwarb sich in wenigen Jahren ein Vermögen. Er bekam aber selbstredend auch in kürzester Zeit Kollegen, von denen Einzelne ihn bald überflügelten. Heute dürfte es wohl kaum ein Variététheater geben, auf dessen Bühne nicht dieser oder jener Bauchredner schon aufgetreten ist. Als der bedeutendste Bauchredner der Gegenwart wird der Schwede Gustav Lund angesehen, der thatsächlich eine seltene Fertigkeit in seinem Berufe besitzt. Weiter sind sehr bekannte Künstler in der Bauchrednerei der Amerikaner Leo, der Franzose Carel, der Hamburger Max Blume, der Sachse Paul Carro, Paul Sandor und der Russe Robert.

Zahlreiche Anekdoten werden von diesen Leuten erzählt, von denen ich nur eine aus neuester Zeit anführen will, da dieselbe dem großen Publikum noch nicht bekannt sein dürfte. Während der letzten Pariser Weltausstellung kam eines Abends ein Herr mit einem hohen und schweren eichenen Koffer in das Hotel Violet zu Paris. Den Diener ersuchte er, beim Hinaustragen des Koffers ja recht vorsichtig zu sein. Als derselbe etwas hart

Digitized by Google

geworfen wurde, fuhr er erbleichend zusammen. Bevor er sich in sein Zimmer schloß, verbot er auf das Strengste, sich ungerufen seiner Thür zu nähern. Am anderen Morgen vernahm das Personal vom Gange aus ein heftiges Geschrei und Röcheln im Zimmer des Fremden, dazu den schluchzenden Ruf: „Papa, Gnade, Gnade, ich will es nicht wieder thun. Nichts will ich verrathen. Nur Gnade!“ Darauf vernahm man ein wildes Stampfen, wie wenn Jemand einen Anderen zu erwürgen suchte und ihn mit Gewalt zu Boden würfe. Der herbeigerufene Wirth, umgeben von der Kellnerschaar, klopfte nun an die Thür und bat dringend, sofort zu öffnen. Der Reisende antwortete: „Machen Sie, daß Sie fortkommen. Niemand hat hier etwas zu suchen. Ich öffne nicht!“

„Dann schicke ich zur Polizei.“

„Thun Sie es!“ erwiederte der unheimliche Gast.

Gleich darauf kreischte eine Kinderstimme: „Papa, Erbarmen! Nur nicht das! Ich will schweigen wie das Grab, aber um Gottes willen Gnade!“

Inzwischen kam ein Polizeikommissär mit mehreren Sicherheitsbeamten. „Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!“ rief er, während ein herbeigeholter Schlosser sich anschickte, die Thür mit Gewalt zu sprengen. Da der Fremde nicht öffnete, so wurde der Eintritt erzwungen. Der Gast saß auf dem Sopha, neben ihm stand der Koffer, den man ebenfalls erbrach. Während dieser Arbeit rief plötzlich Jemand, scheinbar aus dem Koffer heraus: „Papa, ich will ja gut sein!“ In dem Koffer fand man einen zweiten Koffer, den man nun auch gewaltsam öffnete. Inzwischen jammerte das Kind aus allen Winkeln, aber die Agenten suchten es vergeblich. Im zweiten Koffer fand man endlich ein kleines Mädchen, das, als der Kommissär es anfassen wollte, wehmüthig schrie: „Gnade, Gnade!“ Plötzlich sah der Beamte, daß es eine — Puppe war, und nun erst merkte er, daß ein geschickter Bauch-

Digitized by Google

redner sie Alle angeführt hatte. Derselbe hatte sich seit Wochen umsonst nach Erwerb umgesehen und war schließlich auf jenes gelungene Reklamestück verfallen, über das sich nun ganz Paris amüsirte. Signor Saltarino.

Arges Mißverständniß. — König Friedrich Wilhelm IV. kümmerte sich als oberster Kriegsherr, trotz aller seiner sonstigen friedfertigen Neigungen, um die kleinsten Details des Dienstes. Der Einführung der neuen Waffenröcke und der veränderten Tragweise der Tornisterriemen gingen selbstverständlich eingehende Berathungen und Proben voran. So wurden dem Könige probeweise ausgerüstete Leute wiederholt vorgestellt. Für die Kanoniere wurden dabei Bedenken gegen die neue Art der Tornisterbefestigung laut, da die Leute bei der Bedienung der Geschütze vollständig in der Bewegung der Arme frei sein müßten. Der König befahl deshalb, daß ihm ein Kanonier in der neuen Ausrüstung vorgestellt werden solle, ließ den Mann verschiedene Bewegungen und Griffe machen und kommandirte dann: „Arme in die Höh'," um zu untersuchen, ob die Arme in den Schultergelenken frei seien. Darauf fragte er den Mann, da es schien, als ob demselben der Rock in den Achseln zu eng wäre: „Schneid't's Dich?"

Der Kanonier, ein biederer Hinterpommer, starrte jedoch den König verwundert an, ohne zu antworten. Friedrich Wilhelm IV. wurde bekanntlich sehr ungehalten, wenn er unverstanden blieb und seine Worte wiederholen mußte. In gereiztem Tone herrschte er deshalb den Kanonier nochmals an: „Schneid't's Dich?"

Der arme Kerl schnitt ein ganz verzweifeltes Gesicht, packte dann aber kurz entschlossen seine Nase mit der ganzen Faust und stieß jenen schmetternden Trompetenstoß aus, welche jedem von Jugend auf an ein Taschentuch gewöhnten Menschen Grauen einflößt. Auch die Umgebung des Königs stand entsetzt. Als aber der König in ein schallendes Gelächter ausbrach, lachte

Digitized by Google

Alles von Herzen mit, und selbst der arme Hinterpommer, der „schnäuz' Dich" verstanden hatte, verzog sein Gesicht, welches anfänglich dem Weinen näher gewesen war, als dem Lachen, zu einem breiten Grinsen. —dn—

Die Macht der Liebe. — Wenn in Kordofan im Sudan zwei junge Männer zu gleicher Zeit um ein und dasselbe Mädchen werben, so greifen sie zu einer eigenthümlichen und sehr empfindlichen Art des Zweikampfs, die jedenfalls einen hohen Grad von Leidenschaft für die Angebetete ihres Herzens voraussetzt. Nachdem die gemeinschaftlichen Freunde vergeblich Alles aufgeboten haben, um eine Versöhnung zwischen den Nebenbuhlern herbeizuführen, fordern dieselben einander zum Kampfe heraus. Dieser findet dann auf einem freien Platze statt, und alle Freunde und Verwandte der Gegner wohnen demselben bei. Die Vorbereitungen sind sehr einfach. Auf den Kampfplatz wird ein etwa drei bis vier Fuß breites Gestell gebracht, und die beiden Gegner stellen sich zu beiden Seiten desselben einander gegenüber auf. Dann übergibt man Jedem eine große Peitsche, die aus einem Riemen aus Flußpferdhaut besteht, und versucht zum letzten Male, ein Zurücktreten des einen Theiles zu bewirken. Scheitert auch dieser Versuch, so wird das Signal zum Kampfe gegeben, und der, welchem das Loos den Vortheil zugesprochen hat, den ersten Hieb zu führen, versetzt diesen mit aller Kraft seinem Gegner, der ihn mit stoischem Gleichmuthe hinnimmt, und ihn so gut als möglich erwiedert. So geht es regelmäßig abwechselnd fort, und es ist ein gräßlicher Anblick, da sehr bald die Haut in Fetzen zerfleischt ist. Wie schmerzhaft aber auch die Wunden sein mögen, die Kämpfenden geben keinen Klagelaut von sich. Auch die Zuschauer bleiben vollkommen ruhig, und der Kampf wird so lange fortgesetzt, bis einer der Kämpfenden die Waffe sinken läßt. Dann wirft der Sieger auch sofort die seinige hinweg, Beide reichen einander die Hände und erklären sich zufriedengestellt, die Freunde

Digitized by Google

wünſchen ihnen Glück, die Wunden werden ausgewaſchen und die Zeugen des Kampfes halten ein großes Trinkgelage zu Ehren der beiden tapferen Kämpfer. Daß der Sieger nun das Mädchen erhält, verſteht ſich von ſelbſt. C. T.

Eiſenbahnmärchen. — Als in Deutſchland vor etwa ſechzig Jahren die Idee, Eiſenbahnen anzulegen, verwirklicht werden ſollte, kamen manche Bedenklichkeiten dagegen zur Sprache. Bekanntlich hat alles Neue, und wenn es das Beſte iſt, mit Vorurtheilen zu kämpfen, beſonders ſobald Viele ihren Vortheil beeinträchtigt zu ſehen fürchten. Diejenigen Menſchen, welche ihren perſönlichen Nutzen dem allgemeinen Gewinn nachſetzen, gehören zu den ſeltenen Ausnahmen, und ſo gibt es kein Schreckbild, das ſie nicht aufbieten, ſich im Beſitz zu erhalten. Bei Anderen wirkt die Gewohnheit ein; ſie iſt ihnen ſo ſüß geworden, daß es ihnen ſchon peinlich dünkt, darin geſtört zu werden; Andere wieder haben auch wohl die Erfahrung gemacht, daß jeder neue Hebel des Lebens doch auch bedenkliche Störungen mit ſich führt, ehe er allgemeine Wohlfahrt bedingen kann, ganz abgeſehen davon, daß nicht alles Neue gut ſei, ſondern oft dem Alten nachſtehe. Kurz — es gab eine Menge Bedenklichkeiten in den höheren, um wie viel mehr in den niederen Schichten des Volkes, ohne daß ſie jedoch ſo arg und ſo öffentlich herausgetreten wären, wie einige Jahre vorher in England. Dort war der Gedanke an Eiſenbahnen erwacht, dort hatte er alſo auch mit allen Hinderniſſen zu kämpfen gehabt. Die wenigſten Menſchen, welche jetzt die Eiſenbahn benutzen, können ſich einen Begriff von den Popanzen machen, die damals im engliſchen Parlamente und in den engliſchen Zeitungen auftauchten. Vor Allem machte man dem Landmann bange, daß der Rauch der Maſchinen, wo ſie nur hinkämen, jeden Vogel in der Luft tödten müßte. Die Maſchine iſt zu ſchwer, ſagte man ferner, daß ſie durch ihre Laſt ſelbſt gehindert wird, ſich zu bewegen. Wenn die Funken aus dem

Schornstein kommen, muß Alles, ehe man es sich versieht, in Brand gerathen; denn wer will jeden Funken im Auge behalten! — Kein Mensch ist auf der Straße seines Lebens sicher; er wird überfahren, ehe er daran denkt, riefen Andere. Die Getreidehändler fürchteten keinen Hafer, kein Heu mehr absetzen zu können, denn aller Pferdegebrauch höre ja auf; aus Furcht und Angst, hieß es weiter, würden die Kühe keine Milch mehr geben, und so noch des Thörichten viel.

Als das Eisenbahngesetz über den Bau der Bahn von Liverpool nach Manchester im Jahre 1824 im Parlamente debattirt wurde, rief ein Mitglied, es sei die tollste Idee, welche je in dem Kopfe eines Menschen aufgetaucht sei. — „Eher gebe ich 10,000 Pfund Sterling, ehe mir so ein Dampfteufel in die Nähe kommen darf!" schwor ein Anderer. — „Ja, wenn so eine Eisenbahn gebaut werden sollte," meinte ein Dritter, „so müssen wir den Ort verlassen, wo wir so lange froh und glücklich lebten!" — „Und wo die Lokomotive vorbeisaust," fügte weise wieder Einer hinzu, „da wächst kein Gras, da wird es vom Thau und vom Regen nicht naß; da hat das Feld gar keinen Werth mehr, kein Krautkopf wächst da noch!" — „Ach, bei so schnellem Fahren ist man ja im Wagen des Lebens und seiner gesunden Glieder nicht sicher!" versicherte wieder Jemand. — Die projektirte Bahnlinie lief durch einen tiefen Torf- und Moorboden, ein sogenanntes Moos, und war von dem berühmten Erfinder G. Stephenson entworfen worden. Da dieser Boden unter dem Fußtritte des einzelnen Wanderers wankte, so schien es vielen Parlamentariern als eine Thorheit, die Last eines Güter- und Personenzuges darüber zu leiten. „Ach!" schrie einer der Abgeordneten, „dieser Stephenson weiß ja gar nicht, was ein Bauplan ist; in seinem Leben hat er noch keinen solchen gemacht; der hat sich gar nicht überlegt, daß sein ganzer Zug ohne Gnade im Moore versinken muß!"

Kurz, es kam wirklich dahin, daß das Gesetz durchfiel. Erst

in der nächsten Session gelang es den Aktionären, obschon mit großen Opfern, es durchzubringen, so daß die Bahn dann im Jahre 1829 vollendet und 1830 dem Betriebe übergeben werden konnte. Ehe es aber zur Uebergabe kam, waren auch schon neue Bahnen projektirt worden und hatten natürlich mit denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, indem sich wieder neue Phantome entgegenstellten. „Hunderte von Schänken und Gasthäusern an der Straße müssen zu Grunde gehen, Tausende von Pferden unnütz werden," hieß es, als die Bahn von London nach Birmingham berathen wurde. „Der Arme verliert seine Arbeit und wird zum Bettler! Dem kleinen Landmanne geht es nicht besser!" Das Schicksal der Bill war beim ersten Einbringen im Parlamente dasselbe, das die Bahn von Liverpool nach Manchester gehabt hatte. Besonders fürchteten sich die Leute vor den Tunnels. Sie glaubten erfrieren zu müssen, oder doch Katarrh, Schwindsucht und Rheumatismus zu bekommen und taub zu werden, wenn sie im Finstern durch Berge hindurch fahren sollten. „Die plötzlich eintretende Finsterniß, das betäubende Donnern der Maschine, der grause Widerhall muß Alles mit Schaudern und Gedanken an Tod und Vernichtung erfüllen!" zeterte ein Arzt. — „Der Widerhall im Gewölbe, das Keuchen und Puffen der Maschine, das Klirren der Ketten sind schreckliche Dinge!" seufzte ein Kollege von ihm. Die Schulmonarchen in Eton aber meinten, daß sich ihre Schüler unmöglich würden abhalten lassen, nach der Bahn zu laufen und würden da zu Schaden kommen. Erst sehr allmählig hat der gesunde Sinn der Mehrzahl endlich über diese „Eisenbahnmärchen" gesiegt, und sie zeigen, welchen Kampf das Neue, sei es auch das Beste, meist mit dem Alten zu bestehen hat. E. König.

Treue Freundschaft. — Zu den ausgezeichnetsten englischen Aerzten im ersten Viertel des vorigen Jahrhunderts gehörten die Doktoren Richard Mead und John Freind in London.

Beide auch als Schriftsteller durch gelehrte Werke berühmt, der Erstere durch Schriften über die Pest und über die Blattern, der Andere durch ein großes geschichtliches Werk über die Entwickelung der medicinischen Wissenschaft von der ältesten Zeit an. Sie waren miteinander seit langen Jahren in treuer Freundschaft verbunden, und es bot sich eine Gelegenheit, wo diese innige Freundschaft auf ganz besondere Art sich erproben sollte. Mead war so vernünftig und bekümmerte sich nur um seine Wissenschaft und seine höchst einträgliche Praxis, die ihn vollauf beschäftigte. Freind aber war auch eifriger Politiker und stürzte sich durch seinen übertriebenen Eifer für die verlorene jakobinische Sache in's Unglück, indem er sich an einer gefährlichen Verschwörung betheiligte, die für fast alle Theilnehmer ein höchst verderbliches Ende nahm. Im März 1722 wurde er wegen Hochverraths angeklagt, verhaftet und in den Tower gebracht. Die Sache ließ sich sehr gefährlich an, und wenn sein treuer und kluger Freund Mead nicht über seine Wohlfahrt gewacht hätte, so würde man ihm sicherlich den Prozeß gemacht und ihm auf Towerhill den Kopf abgeschlagen oder ihn doch lebenslänglich im Kerker gelassen haben. Aber es kam ganz anders. Sir Robert Walpole, der mächtige Premierminister, fiel zu dieser Zeit in eine gefährliche Krankheit, von welcher ihn nach seiner Meinung nur Doktor Mead kuriren konnte. Dieser untersuchte auf's Genaueste den Zustand des vornehmen Patienten und erklärte, daß er ihm wohl das Leben retten könne und die volle Heilung verbürgen wolle, zuvor aber müsse sein Freund und Kollege Freind in Freiheit gesetzt und begnadigt werden, sonst wolle er diese Kur nicht übernehmen. Walpole fand die Bedingung so unerhört und sonderbar, daß er sich zuerst gar nicht auf den Kontrakt einlassen wollte, sondern darüber in großen Zorn gerieth. Doch als nach etlichen Tagen seine Krankheit immer schlimmer wurde und ihn dem Tode nahe brachte, da schickte er angstvoll wieder

Digitized by Google

zu Mead, der aber unbeugsam bei seinem Verlangen beharrte. Die Angelegenheit wurde nun dem König Georg vorgestellt, der seinen ersten Minister durchaus nicht entbehren konnte und, um dessen Leben zu retten, schleunigst in der geheimen Kanzlei ein Begnadigungsdekret für Doktor Freind ausfertigen ließ, wodurch dieser sofort in Freiheit gesetzt, seiner Familie und seinem Berufe wiedergegeben wurde. Darauf kurirte Mead mit der ihm eigenen Geschicklichkeit und Sorgfalt den kranken Minister, der sich völlig wieder erholte und noch viele Jahre an der Spitze der Regierungsgeschäfte blieb. Doktor Freind aber entsagte fortan allen politischen Umtrieben und wurde Leibarzt der Königin Karolina; sein Freund Mead kam zu noch höheren Ehren als erster Leibarzt des Königs. F. L.

Chinesische Zeitungen in Kalifornien. — Als ganz besondere Merkwürdigkeit muß die technische Herstellungsweise der chinesischen Zeitungen Kaliforniens gelten. Diese Zeitungen werden nicht mittelst beweglicher Typen gesetzt, wie bei uns, sondern durch lithographischen Druck vervielfältigt. Yee-Jenn, der Redakteur des „Wah-Kee", sitzt von Morgens früh bis Abends, mitunter auch wohl noch beim Lampenschein, in seinem Arbeitszimmer und malt mittelst eines feinen Pinselchens, das in eine chemische Tinte getaucht wird, seine Schriftzeichen auf längliche Streifen eines präparirten Papiers, welche genau die Form der Zeitungsspalten haben. Sobald nun einer dieser Streifen vollgeschrieben ist, wird der Redakteur zum Drucker, d. h. er wandert in das Nebenzimmer, wo sich die sehr einfachen Druckapparate befinden, legt seinen beschriebenen Streifen auf einen gelb-weißlichen Stein, der in einer Art Form eingeschlossen liegt und zuerst mit einer bestimmten Flüssigkeit gewaschen wird. Der Stein wandert dann unter die einfache Holzpresse, die unseren älteren lithographischen Pressen gleicht, und sobald sich der herabgeschraubte Stempel wieder hebt, sind die auf dem Papier be-

Digitized by Google

findlichen Schriftzeichen auf den Stein übergedruckt. Eine Spalte der Zeitung steht damit im Satz fertig, und der Redakteur wandert wieder in sein Arbeitszimmer, um die zweite niederzuschreiben. So geht es fort, bis vier Steinplatten, d. h. die vier Formen der Zeitung, hergerichtet sind. Dann beginnt der eigentliche Druck der Zeitung, der in ähnlicher Weise vor sich geht, wie wir lithographische Abzüge gewinnen, nur ist der Apparat unvollkommen. Eine mittelst eines Rades in Bewegung gesetzte Handpresse vermittelt den Druck. Jede Seite des Blattes muß besonders gedruckt werden, und nach jedem Abzug wird mit einem feuchten Schwamme über den Stein gewischt. Ist die erforderliche Anzahl von Abzügen gemacht, so werden die Steine mit einer chemischen Flüssigkeit abgewaschen und mögen nun wieder für die nächste Nummer des Blattes benützt werden. Der ganze Prozeß ist natürlich ziemlich zeitraubend und der Druck geht nur langsam von statten; aber für die geringe Auflage dieser Organe der öffentlichen Meinung reicht das Verfahren schon aus. Nach unserer Ansicht ist allerdings der durch dieses Verfahren erzielte Druck kein dem Auge besonders angenehmer, allein chinesische Leser scheinen in dieser Hinsicht nur mäßige Anforderungen zu stellen. Von der Schwierigkeit, die chinesische Sprache vollständig schreiben zu können, mag der Umstand einen Begriff geben, daß der Herausgeber des „Wah-Kee" von den Schriftzeichen der chinesischen Sprache nur etwa 8000 zu malen versteht. Damit reicht er aber für seinen praktischen Zeitungszweck vollständig aus. Yee-Jenn ist eben kein Gelehrter, sondern ein einfacher Drucker, das volle Verständniß der chinesischen Schriftsprache ist bekanntlich nur Eigenthum der gelehrten Kaste, deren Mitglieder mindestens Mandarinsrang mit einem Knopfe haben.

Nur wenige Häuser weiter, Nro. 821 Washingtonstreet, stößt man auf das Geschäftslokal des zweiten chinesischen Blattes San Francisco's. Es führt den Titel „Ton-Fan-San-Bo" (chinesisch:

Digitized by Google

englische Zeitung). In seinem äußeren Aussehen und der ganzen Anordnung des Inhalts gleicht es vollständig dem anderen, nur daß hier der Titel nach chinesischer Sitte auf der vierten Seite steht; auch der Preis ist derselbe. Mun-Kee, der Herausgeber und Redakteur, begründete sein Blatt im Jahre 1876, nachdem der „Wah-Kee" bereits fünf Jahre bestand und schon festen Fuß gefaßt hatte. Vor seinem älteren Kollegen hat er jedenfalls den Vorzug, daß er recht fließend Englisch spricht und diese Sprache auch zu lesen versteht. „Ton-Fan-San-Bo" hat eine Auflage von 750 Exemplaren, und zur technischen Herstellung derselben sind mindestens drei Tage erforderlich. Mun-Kee ist ebenfalls kein gelehrter Journalist, wie man es von seinen Kollegen von der Presse in China verlangt, sondern nur praktischer Drucker. Seine Fertigkeit im Schreiben übersteigt nicht 7000 Schriftzeichen. Durch seinen längeren Aufenthalt in Kalifornien hat er sich aber in seinen Anschauungen wesentlich amerikanisirt, überhaupt von den Verhältnissen des Landes gute Kenntniß erworben. Seiner Angabe nach verfolgt keines der chinesischen Blätter eine besondere politische oder religiöse Tendenz, sondern sie beschränken sich ausschließlich auf die Mittheilung von Neuigkeiten und die Besprechung von Fragen, die nicht den erwähnten Gebieten angehören. Mun-Kee versichert, daß die Chinesen eifrige Leser seien, insofern sie des Lesens überhaupt kundig, und daß die beiden chinesischen Blätter Kaliforniens eine stärkere Auflage haben würden, wenn die meisten seiner Landsleute nicht zu arm und sparsam wären, um selber eine Zeitung zu kaufen. Die Zahl der chinesischen Zeitungsleser Kaliforniens veranschlagt er auf mindestens 10,000. Hinsichtlich der Zukunft der chinesischen Rasse, in ihrer Heimath sowohl wie in Amerika, gibt er sich großen Hoffnungen hin. D. Gr.

Aus dem Leben der „schwedischen Nachtigall". — Als die berühmte Sängerin Jenny Lind (gest. 1887) mit ihrem

Digitized by Google

Impresario Barnum in Havanna war, traf dieser eines Tages einen Italiener auf der Straße, der unter dem Namen Vivalla früher als Jongleur eine Rolle gespielt hatte, jetzt aber durch anhaltende Krankheit an der Ausübung seiner Kunst gehindert und in große Noth gerathen war. Um nicht ganz zu verhungern, hatte er einen Hund abgerichtet, der ein Spinnrad drehen und ähnliche kleine Künste verrichten konnte.

Als Barnum der Sängerin von der Noth des Italieners erzählte und zugleich berichtete, daß dieser lebhaft wünsche, nach seiner Heimath Sicilien zurückkehren zu können, aber die Mittel hierzu nicht habe, ward die Sängerin von Mitleid ergriffen und ließ dem Italiener eine ansehnliche Summe zur Rückkehr nach Sicilien übermitteln.

Hoch entzückt erschien Vivalla am nächsten Tage in der Wohnung der Künstlerin mit einem Körbchen auserlesener Früchte und bat, ob er der guten Dame und großen Sängerin, die er leider noch nie gehört habe, wohl seinen Hund zeigen dürfe; sie würde sich gewiß freuen, ihn spinnen zu sehen. Die Dienerschaft wollte ihn abweisen, aber Jenny Lind, welche die Bitte vom Nebenzimmer aus angehört hatte, ließ ihn sogleich zu sich hereinkommen.

Der Hund machte seine Kunststücke; die Sängerin lachte herzlich darüber, und nachdem sie den Hund geliebkost und gefüttert hatte, sagte sie: „Nun, Signor Vivalla, will ich Ihnen auch meine Künste zeigen.“ Damit öffnete sie das Piano und sang dem darüber bis zu Thränen Gerührten einige ihrer schönsten italienischen Lieder vor.

Am nächsten Tage trat dieser mit seinem Hunde die langersehnte Reise nach der Heimath an. H. St—l.

Kreisschrift. — Wie schlau doch die Alten waren! Sie schrieben nicht nur von der Linken zur Rechten, sondern bedienten sich, wenn besondere Beweggründe vorlagen, eines zwar sehr ein-

ſachen, aber doch ſehr ſinnreichen Mittels: ſie ſchrieben im Kreiſe.

Veranlaſſungen dazu waren u. A. folgende: Aus Ehrfurcht für ihre Götter und Göttinnen ſchrieben die Alten die Namen derſelben in einem Kreiſe, um keinem vor dem andern den Vorzug zu geben; aus Beſcheidenheit ſchickten die geiſtlichen Orden, wenn ein Papſt die Namen einiger Geiſtlichen ihrer Regel verlangte, um einen daraus zum Kardinal zu machen, in einem Kreiſe geſchrieben ein, um den Anſchein zu vermeiden, als ob ſie Einen vor dem Anderen empfehlen wollten; aus Vorſicht unterzeichneten ſich die engliſchen Seeleute, ſobald ſie eine Beſchwerde gegen Vorgeſetzte eingaben, in einem Kreiſe, damit Niemand als ein zur Verantwortung zu ziehender „Erſter" belangt werden könne; und aus Liſt ſchrieben die alten Römer in ihren Teſtamenten die Namen ihrer Sklaven in einem Kreiſe, wenn ſie die Geſetze umgehen wollten, durch welche die Anzahl, die man beim Ableben freilaſſen durfte, beſtimmt war. Es war nämlich verordnet, daß, wenn Jemand mehr Sklaven, als er nach dem Wortlaute des Geſetzes durfte, in ſeinem Teſtamente freiließ, nur diejenigen, deren Namen zuerſt ſtanden, die Freiheit erhalten ſollten. A. St.

Henne und Kaninchen. — In Neu-Ruppin hielt vor einigen Jahren ein Kaufmann ein männliches Kaninchen und eine Henne auf ſeinem Hofe. Da jedes dieſer Thiere in ſeiner Art vereinzelt war, ſo erfolgte nach und nach eine ſehr bemerkliche Annäherung zwiſchen beiden, beſonders überhäufte das Kaninchen die Henne mit ſeinen Liebkoſungen. Später wurde ein weibliches Kaninchen dazu gekauft, und alsbald ſchienen die bisherigen guten Verhältniſſe zwiſchen der Henne und ihrem Freund aufgelöst zu ſein. Das weibliche Kaninchen brachte nach einiger Zeit Junge, welche aber das Männchen, wie dies öfters vorkommt, tödtete. Als dann im April das Weibchen zum

zweiten Male Junge warf, war es die Henne, welche sich dieser Jungen mit der größten Energie und Liebe annahm. Sie setzte sich nicht nur auf das in einer Remise befindliche Lager der sechs Kleinen, um sie zu erwärmen, wobei sie, wie die Gluckhenne, die bekannten Töne hören ließ, sondern vertheidigte sie auch mit dem größten Muthe und aller Kraftanstrengung gegen das Männchen, so oft dieses sich dem Neste näherte; dagegen machte sie stets Platz, wenn sich das weibliche Kaninchen einfand, um ihre Jungen zu säugen. Viele Bewohner der Stadt begaben sich nach der Remise, um sich von der Wahrheit zu überzeugen. Dies Behüten des Nestes seitens der Henne dauerte, bis die kleinen Kaninchen herangewachsen waren und ohne Gefahr das Nest verlassen konnten. C. T.

Trinkgelder. — Die Unsitte der Trinkgelder hatte bereits zu Anfang dieses Jahrhunderts in England eine beträchtliche Höhe erreicht. Sir Timotheus Waldo, ein alter Kapitän der englischen Flotte, war einst bei dem reichen Herzog von Norfolk zur Tafel geladen. Als er wieder nach Hause ging, ließ ihn eine ganze Reihe von Bedienten Spießruthen laufen. Waldo behielt jedoch die Hände in den Taschen. Erst am Ausgang bemerkte er, daß er seine Handschuhe liegen gelassen habe. Einer der Diener holte sie und überreichte sie dem Kapitän, die Hand sofort zur Entgegennahme eines Trinkgelds ausstreckend. Der Kapitän griff in die Tasche und legte einen Schilling hinein.

„Sir," sagte geringschätzig der Diener, „ich nehme kein Silbergeld."

„Gut," versetzte schnell gefaßt der Kapitän, „so geben Sie den Schilling wieder her und behalten Sie meine Handschuhe; ich mache dann immer noch ein Geschäft!" J. Wille.

Druck und Verlag der Union Deutsche Verlagsgesellschaft (früher Hermann Schönleins Nachfolger) in Stuttgart.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 13 1912

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01908 0780

Filmed by Preservation 1997

Digitized by Google